

Библиотека
У.М.К.
Торуń

88126

Blank label on the bottom left corner of the book cover.

Ja 894

Erinnerungen

an



Wilhelm von Humboldt.

Von

Gustav Schlesier.



Erster Theil. Erste Hälfte.

Von 1767 bis 1794.

Stuttgart.

Franz Heinrich Köhler.

1843.



4791

88126

II

V o r w o r t.

Indem ich mich an das Unternehmen wage, dem im Jahre 1835 verstorbenen preussischen Staatsminister Wilhelm von Humboldt ein biographisches Denkmal zu setzen, fühle ich nur zu sehr, wie nöthig es sei, Zweck und Umfang desselben ganz bestimmt zu bezeichnen, damit man nicht Erwartungen hege, die zu befriedigen weit andere Kräfte als die meinigen nicht zureichen möchten. Denn in der That, es knüpft sich an diesen Namen eine solche Masse von Beziehungen, daß fast ein gleich umfassender Geist erfordert wird, um das Bild des Mannes erschöpfend darzustellen. Unter den Denkern, Gelehrten, Schriftstellern, ja unter den Staatsmännern sogar, reiht Humboldt sich an das Tüchtigste und Ausgezeichnetste, was Deutschland in neuerer Zeit besessen; beinahe in jedem Abschnitt seines Lebens erscheint er in einer neuen Sphäre des Forschens und Wirkens und in jeder erwarb er sich große, zum Theil unsterbliche Verdienste.

Muß eine solche Vielseitigkeit nicht fast einen Jeden, dem die Verehrung für den ausgezeichneten Mann den Wunsch einflößen könnte, sein Biograph

zu werden, muß sie nicht auch den Fähigsten zurückschrecken? Wer getraut sich diesen Geist hier in die tiefsten Kunst- und Alterthumsstudien, dort in die Conferenzen der großen Mächte auf dem Congresse zu Wien oder die Debatten des preussischen Staatsraths, endlich auf die Inselgruppe des südasiatischen Oceans d. h. in die Ergründung des Malayischen Sprachstammes zu begleiten, und ihm auf all diesen grundverschiedenen Bahnen in gleicher Weise zu folgen? Unter den Lebenden wüßte ich wenigstens nur Einen, der es vermöchte, und der, als der innigste Vertraute des Berewigten, auch allein zu diesem Werke berufen wäre. Wer könnte dies anders sein, als der andere, noch lebende der berühmten Brüder, Alexander v. Humboldt? Leider aber ist dieser von den großen Arbeiten seines eignen Lebens noch so in Anspruch genommen, daß wir kaum der Hoffnung Raum geben dürfen, ein solches Denkmal brüderlicher Liebe von ihm zu erhalten.

Dann würde also eine solche Macht des Geistes und der Bildung und, was mehr noch sagt, ein so wahrhaft großer Charakter, wie W. von Humboldt, voraussichtlich noch lange einer vertrauten und allgemeineren Kenntniß, wie nur die Lebensdarstellung zu gewähren vermag, entzogen, und damit in unserer literarischen wie politischen Geschichte eine sehr fühlbare Lücke vorhanden bleiben. Wir würden, nach dem was von Einigen, z. B. von Alexander selbst im Vorwort zu des Bruders nachgelassenem Sprachwerk, von Barnhagen von Ense in einer vorzüglichen Skizze des Berewigten, von Böckh in einer Rede, die er nach Humboldt's Tod in der Akademie der Wissenschaften gehalten,

endlich neuerdings von Gervinus an mehreren Hauptstellen seines großen Werkes über unsere Nationallitteratur — was von diesen und andern dem künftigen Biographen vorgearbeitet wurde, gerade das, wornach uns diese Skizzen und Winke nur begieriger machten, muthmaßlich noch lange zu entbehren haben.

Bei diesem Stand der Dinge entsteht von selbst die Frage, ob es nicht vorzuziehen, die Lösung einer Aufgabe, die vielleicht Niemand erschöpfen wird, wenigstens theilweise zu versuchen und ob es nicht schon dankenswerth wäre, Bausteine einer künftigen Biographie und eine Art Vorgeschnack dessen zu geben, was eine fähigere Hand dereinst vielleicht in vollem Maße zu reichen vermag? Wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir annehmen, daß die große Mehrzahl diese Frage bejahen wird, unter der Voraussetzung freilich, daß derjenige, der dies unternimmt, in mehrfacher Hinsicht wenigstens gerüstet sei, an diese immer noch unendlich schwierige Aufgabe zu gehen und im Ganzen einen brauchbaren Beitrag zur neueren Geschichte zu liefern.

Nun, ich habe es gewagt, und bin mir mindestens bewußt, mit voller Liebe und vollem Eifer an die Arbeit gegangen und sie nicht ohne Ueberlegung, Plan und Vorbereitung unternommen zu haben. Lange schon hatte ich dem Gegenstand mein Augenmerk zugewendet; ich sammelte in der Stille; allmählig füllten sich die Materialien; endlich reifte der Entschluß. Ich habe mir hauptsächlich vorgesetzt, die Nachrichten über Humboldt's Leben und Wirken so viel als möglich auf einen Punkt zu vereinen und mit ausführlicherer Charakteristik zu

durchflechten. Weit entfernt von der Annäherung, ihm auf allen Gebieten, in denen er wirkte, gleichmäßig zu folgen, werd' ich ihn auf entlegeneren Seiten, so z. B. in der positiven und vergleichenden Sprachforschung, nur streifen, und hauptsächlich nur soweit berühren, als es nothwendig zur Darstellung seiner Lebensbeschäftigungen gehört. Wir müssen Männern vom Fach überlassen, Humboldt in dieser Specialität zu beleuchten und auf jener Seite diese Erinnerungen zu ergänzen. Ich brauche das Wort Specialität ganz absichtlich. Denn in Wahrheit war es doch nur dies in dem reichen und im Grund auf viel Höheres gerichteten Dasein dieses Geistes, wenn es auch Manchen nicht so erscheinen mochte. Humboldt selbst schrieb einst, in der Zeit wo er ganz in jene Sprachforschungen vertieft war, einem seiner Freunde: „Wissenschaftlich beschäftigte ich mich jetzt sehr. Doch geht auch das nur nebenher, und ist nicht das eigentliche Ziel.“ Desto mehr habe ich mich bemüht, Humboldt's Wesen, Wollen und Wirken im Ganzen aufzufassen, im Einzelnen aber besonders die Seiten vor Augen zu stellen, auf welche sich das allgemeinere Interesse hinwendet — also namentlich seine philosophisch = politische Denkart, seine Mitwirkung vorzüglich in der classischen Periode unserer Literatur, und in so weit es thunlich war, seine Wirksamkeit als Staatsmann. Daß ich, was mit seinem höhern Streben in näherer Verbindung steht, was zu seiner Charakteristik unentbehrlich war, wenn es auch meinen eignen Studien fern stand, nach Kräften in den Umkreis der Betrachtung zu ziehen versuchte, wird auch der Mißliebige nicht ganz verkennen. — Ich bin

einer stetigen biographischen Ordnung gefolgt, ohne mich ängstlich darein zu bannen. Ich habe schon bei der Darstellung seines beginnenden reifern Lebens die Grundzüge des Charakters zusammenzufassen versucht, um für alles, was sich später entwickelt, einen festeren Boden zu gewinnen. So oft es nur möglich, ließ ich Humboldt oder die unverwerflichsten Zeugen selber sprechen.

Zunächst wird man die Frage an mich richten, auf was für Quellen das Unternehmen ruht? In der Hauptsache stütze ich mich auf Humboldt's eigne Schriften, auf seine Briefe und auf Mittheilungen seiner Zeitgenossen, also zum größten Theil auf schon gedruckte, allerdings aber weit verstreute und darum oft so gut als unbekannte Hülfsmittel. Ich gestehe, daß diese Eigenschaft der Arbeit gerade ein Anreiz für mich war, obgleich ich gar wohl weiß, welche Unvollständigkeit nothwendig damit verbunden ist. Denn das Gegebene, wenn man es zu benutzen versteht, stellt, gleichsam als Symbol, auch das nicht Bekannte dar. Auch fällt die Summe der hier vorhandenen Lebensnachrichten und Schilderungen noch immer ergiebiger aus, als Mancher glauben wird. Zwar gilt, was seine staatsmännische Laufbahn betrifft, auch bei Humboldt die Entgegnung: Wie wenig wissen wir denn von unsern Staatsmännern! Aber sie gilt bei ihm doch nicht in dem Grad, wie bei so vielen Andern, weil unsere Staatsmänner in dem Grade durchsichtiger werden, als sie dies nicht allein sind. So erklären uns Humboldt's frühere Schriften gar Vieles in seinem spätern Wirken, was bei vielen Andern unerklärt dastünde. Im übrigen sind auch sehr viele wichtige

Materialien nur zerstreut und von Wenigen nur gesammelt. Aus solchen etwas Ganzes zu machen, ist eine Arbeit, die schon an sich die Mühe belohnt. — Zu den vorzüglichsten Hülfsmitteln meiner Arbeit zähle ich namentlich die vielen Briefwechsel, die seit etwa 15 Jahren unsre culturgeschichtlichen Erinnerungen so erweitert haben, und uns in so vielem Betracht eigentliche Denkwürdigkeiten ersetzen. Nicht wenig verdanke ich auch dem, was Vorgänger, namentlich die oben Genannten, mir in die Hände gearbeitet hatten. Ohne Barnhagen's Vortritt zumal, der den Berewigten, mit der ihm eigenthümlichen Gabe, auch von Seiten der Lebenserscheingung aufzufassen verstanden, wäre ich in einem sehr wichtigen Theile der Charakteristik fast hilflos gewesen. Besonders in dieser Hinsicht ist seine, im Jahre 1838 erschienene Skizze über Humboldt ganz unschätzbar.

Dann haben mir aber doch auch manche ungedruckte Mittheilungen zu Gebote gestanden, von denen ich Gebrauch machte, sobald ich sie in jeder Hinsicht für zuverlässig ansehen durfte. Namentlich für die Jugend- und Bildungsgeschichte Humboldt's habe ich vieles bisher Unbekannte aus solcher Quelle geschöpft, und ich denke auch für die spätre Hälfte seines Lebens manches Neue überliefern zu können. Wo es, besonders im politischen Theile, nothwendig erscheint, soll auch besonders herausgehoben werden, daß die Angabe aus Privatquellen herrührt. Wenn ich irgend Grund hätte, die Wichtigkeit einer solchen zu bezweifeln, soll es geflissentlich hinzugefügt werden. — Im Uebrigen wird der aufmerksame Leser das Neue von dem früher

Ueberlieferten leicht unterscheiden können, da aus den gedruckten Quellen die Belege sorgfältig beigebracht wurden. Letzteres halte ich bei solchen Arbeiten für unerlässlich, nicht etwa bloß um der Gewißheit willen, daß der Verfasser auf sicherem Grunde fuße — denn das beweisen die Citate oft ganz und gar nicht — sondern hauptsächlich, damit der prüfende Leser wisse, welcher Werth der Angabe zukomme, welchen Glauben sie verdiene. Daß in meinen Schilderungen Vieles auf allgemeinen Combinationen ruht, versteht sich von selbst. Auch hab' ich die oft angeführten Hülfsmittel nicht bei jeder Kleinigkeit wiederholt.

Das Werk*) besteht aus zwei Theilen, von denen der erste den Gang der Entwicklung und Bildung unseres Humboldt und seine Theilnahme an unsrer classischen Litteratur enthält. Die beiden ersten Bücher namentlich geben zugleich die Hauptzüge der Charakteristik. Man kann sie daher in gewissem Sinne als Grundlage des Ganzen ansehen. — Der zweite Theil wird seine öffentliche Laufbahn, bis zum Jahre 1819, und die Mußejahre seines Alters vorüberführen. Hier haben wir es weniger mit dem werdenden als mit dem fertigen und wirkenden Geiste, weniger mit Charakteristik, als mit Thatsachen zu thun. Obwohl der Gegenstand für einen größeren Kreis noch an Interesse zunimmt,

*) Für diejenigen, welche an dem Titel: „Erinnerungen“ Anstoß nehmen und dieses Wort bloß auf Mittheilungen eines Mitlebenden beschränken wollen, bemerkt der Verfasser, daß er kein Bedenken getragen, dem erweiterten Sprachgebrauch zu folgen, welcher es auch auf die Arbeit eines Nachlebenden ausdehnt. Die Schwierigkeit des Stoffes, die wir oben dargelegt, so wie die Absicht einer freieren Behandlung desselben, die dem Ganzen zu Grunde liegt, entschließen für die Wahl dieses Ausdrucks.

so wird doch unleugbar das Material etwas dürftiger, schon weil es uns in geringerem Grade vergönnt ist, Humboldt's eigene Briefe als Leitfaden zu benutzen. Aus dieser Quelle aber strömt der Hauptreichtum der ersten Bücher, namentlich aus den herrlichen Briefen an Forster und an Schiller. Daß der Humboldt-Göthe'sche Briefwechsel noch immer fehlt und nur einige Fragmente davon gedruckt sind, war, ich gestehe es, ein rechtes Herzeleid für mich. Denn wenn er vorläge, würde uns für den Inhalt des dritten Buches keine wesentliche Quelle mehr zu wünschen sein. Doch wird die Zukunft überhaupt noch manche köstliche Reliquie dieser Art zu Tage fördern; noch auf manche Weise wird die Größe und der Reichthum dieses Geistes in helleres Licht gerückt werden. Uns nur zur Freude. Denn wie diese Erinnerungen ein Führer und Begleiter durch das schon Bekannte und ein Vereinigungspunkt für das Zerstreute sein sollen, so können sie wohl auch dem, was sich später ergänzend und bereichernd hervorthun mag, noch als willkommener Anhaltspunkt dienen.

Eine solche Bereicherung kam meiner Arbeit selbst noch zu Gut, nämlich das Erscheinen der beiden ersten Bände von Humboldt's gesammelten Werken (Berlin, 1841). Diese Sammlung war längst erwartet und das Werk ist nun, unter den Auspicien des Bruders, glücklich begonnen. Möge es nur einen raschen und glänzenden Fortgang haben! Wenn wir dabei etwas bedauern, so ist es dies, daß Alexander von Humboldt die Anordnung und Durchführung des Ganzen nicht selbst zu leiten im Stande war; denn dann wäre es

gewiß planvoller und im Einzelnen sorgfältiger ausgeführt worden. Ueberhaupt will uns bedünken, daß eine eigne Abtheilung der für ein größeres Publikum geeigneten Humboldt'schen Schriften zu wünschen gewesen wäre; eine andre für die eigentlichen Forscher in einzelnen Wissenszweigen. Denn ob schon allen Schriften der Genius dieses Mannes eingedrückt ist, steht doch das Eine dem größern Theile der Nation unendlich näher als das Andre. Jener allgemeinere Theil verdiente aber um so mehr für sich zusammengestellt zu werden, als vielleicht unter den deutschen Autoren Keiner ist, der sich nach dem Studium eines Lessing, Göthe und Schiller, so unmittelbar zu einer höhern Geistes- und Charakterausbildung eignet und sich so würdig an diese Heroen anschließt, als Humboldt.

Dem Verfasser dieser *E r i n n e r u n g e n* war das Erscheinen dieser Bände noch besonders willkommen. Erstens wegen der köstlichen poetischen Ergüsse, die uns aus dem Nachlasse des Verstorbenen mitgetheilt wurden. Dann auch, weil wir uns nun schon für einen ansehnlichen Theil der bisher zerstreuten Humboldt'schen Schriften auf eine allgemein zugänglichere Quelle berufen und unsere Leser auf diese hinweisen konnten. Endlich, ich gestehe es, auch deshalb, weil ich jetzt, da diese verschiedenartigen und oft fragmentarischen Leistungen des Mannes vereinigt vorliegen, nur noch mehr in der Ueberzeugung bestätigt werde, daß ein biographischer, einleitender und ergänzender Commentar, schon als Führer durch diese Sammlung, ein wesentliches Bedürfniß befriedigen müsse.

So viel zur Bevorwortung des biographischen

Versuch, den wir hier vorlegen. Wie unvollkommen er auch ausgefallen sein mag, so vertraue ich doch, daß Freunde und Kenner der Litteratur ihn mit Nachsicht aufnehmen und beurtheilen werden. Allen Anforderungen in dieser geistig so bewegten und in Parteien gespaltenen Zeit zu genügen, ist unmöglich. Freuen wird es mich schon, wenn Mancher sich durch diese Arbeit befriedigt und auf seinem Wege gefördert fühlt, und es dem Verfasser Dank weiß, daß eine so ausgezeichnete und wahrlich nicht ephemere Gestalt, daß der nächste Genosse eines Schiller und Göthe, eines Stein und Hardenberg, ein Mann, dessen Name mit dem Besten, was die Nation in neuerer Zeit aufzuweisen hat, der classischen Epoche unserer Litteratur und dem Anfang unserer politischen Erhebung, in so inniger Verbindung steht, dem Auge um etwas näher gerückt ist. Den schönsten Lohn aber würde ich darin finden, wenn es meinem Streben gelingen sollte, einen größern Theil der mitstrebenden und heranwachsenden Köpfe an das Vermächtniß zu mahnen, welches Humboldt in seinem Leben und seinen Werken hinterlassen.

Stuttgart, im September 1842.

Erstes Buch.

Jugend- und Lehrjahre.





Die Familie Humboldt, neuerer Zeit durch zwei Sproßlinge ihres Hauses, die Brüder Wilhelm und Alexander, zu Ruhm und Glanz erhoben, stammt ursprünglich aus Hinterpommern, von einem altadeligen Geschlecht, das dort im Fürstenthume Camin und im Neustettiner Kreise Güter besaß. Seit Preußen zur Herrschaft in diesen Landen gekommen war, finden wir auch die Humboldt in brandenburgischen Diensten, im Militär wie in diplomatischen Stellen. So kam die Familie ganz aus jenen Gegenden, und erwarb bald im Magdeburgischen neue Besitzungen. Hans Paul von Humboldt, Capitain zu Zeiten Friedrich Wilhelm des Ersten, vermählte sich mit einer Tochter des preussischen Obristen und Generaladjutanten von Schweder. Von seinen drei Söhnen pflanzte Alexander Georg von Humboldt sein Geschlecht fort.

Dieser ist der Vater unseres Brüderpaares, geboren 1720, Erbherr auf Haderkleben und Ringeswalde. Dazu erwarb er das Schloßchen Tegel, das er vom königlichen Forst-Departement in Erbpacht nahm. Herr von Humboldt diente lange im Finckensteinischen Dragonerregimente und wurde dann Major und Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. Während der schlimmsten Zeiten des siebenjährigen Krieges wurde er von dem Herzog oft an den großen Friedrich geschickt; daher dieser in den Briefen über den Unfall des Diktators Wedel schreibt: „Ich habe an Humboldt Alles gesagt, was man von solcher Ferne nur sagen kann.“

Nach dem Kriege (1765) ernannte ihn der König zum Kammerherrn; zugleich wurde er dienstthuender Kammerherr bei der neuvermählten Prinzessin von Preußen, Elisabeth, und lebte deshalb zu Potsdam. Als die Prinzessin nach Stettin gebracht wurde,¹⁾ verließ er Potsdam und wohnte seitdem zu Berlin und Tegel. Er blieb in der vollen Gunst des Prinzen von Preußen — nachherigen Königs Friedrich Wilhelm II., der ihn regelmäßig jedes Jahr in Tegel besuchte. Hätte er dessen Regierungsantritt erlebt, so würde er vielleicht auch eine bedeutende Person im Staate geworden seyn; denn man zählte ihn unter die ersten Günstlinge dieses Prinzen, ja zu denen, welche die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hätten, unter ihm ein neues Ministerium zu bilden.²⁾ Sein früherer Tod zerschlug diese Pläne.

Die Gemahlin des Majors von Humboldt war eine geborne von Colomb, eine Cousine der Fürstin von Blücher und Nichte des alten Präsidenten Colomb in Aurich. Sie war in erster Ehe mit einem Baron von Holwede verheirathet. Ein Sohn aus dieser Ehe, also Stiefbruder unserer Humboldts, diente als Offizier im Regimente Gensdarmes. Die Colomb's, von denen sich Einer auch in unserm

1) Die Ehe wurde bekanntlich 1769 gelöst.

2) In einer Depesche des englischen Botschafters vom Anfang des Jahres 1776 werden diejenigen, welche hoffen dürften, nach dem Tode Friedrichs II. Minister zu werden, nach einiger Wahrscheinlichkeit in drei Classen getheilt. Die eine sei die Partie des Prinzen Heinrich. Dann werden Herzberg, Schulenburg zc. genannt, und diese vom Berichtstatter als die am besten hierzu Geeigneten bezeichnet. Dann spricht er von der dritten Classe also: „Die meiste Wahrscheinlichkeit des Erfolges haben indeß, obgleich sie nicht derselben Art sind, diejenigen welche sich als des Prinzen Günstlinge betrachten. Zu den ersten von ihnen gehört Herr von Humboldt, ehemals ein Beamter beim verbündeten Heere, ein Mann von einfachem Verstande und schönem Charakter zc.“ Mitgetheilt von Raumer in dessen Beiträgen zur neueren Geschichte, Thl. 5. Leipzig, 1839. S. 297. „Beamter“ ist wahrscheinlich ein Raumer'scher Uebersetzungsfehler; es soll Offizier heißen.

Befreiungskämpfe auszeichnete, stammen aus Burgund, wo sie einst große Glashütten errichtet hatten. Nach dem Widerruf des Edikts von Nantes wanderten sie aus. Die Familie der Mutter gleichsam des zweiten Entdeckers von Amerika, unseres Alexander Humboldt, hat, wie dieser selbst sagt,³⁾ mit dem großen Admiral Colombo nur den Namen gemein.

Mit ihr zeugte Freiherr von Humboldt die beiden herrlichen Söhne: Carl Wilhelm und Friedrich Heinrich Alexander von Humboldt. Wilhelm, der ältere, wurde zu Potsdam geboren, am 22. Junius 1767. Der jüngere, Alexander, kam zwei Jahre später zu Berlin, im September 1769, zur Welt. Er ist noch gegenwärtig, rüstig bei hohen Jahren, die größte Zierde seiner Vaterstadt und einer der letzten lebenden Ueberreste aus der großen Zeit unserer klassischen Litteratur.

Der Vater unserer Humboldts starb schon 1779. Dagegen erhielt ihnen das Glück die treffliche Mutter, die, von guten Rathgebern geleitet, ihren Söhnen auch die sorgfältigste Erziehung zu geben sich bemühte. Als auch sie starb — ihr Tod erfolgte im November 1796 — standen beide Söhne auf eigenen Füßen, und hatten auf eine der geistigen und bürgerlichen Welt viel versprechende Weise ihre Laufbahn schon betreten.⁴⁾

3) S. A. v. Humboldt's Kritische Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt. A. d. Französischen von Dr. Zedler. B. 2. Berlin, 1838. S. 277 — 78. Note.

4) Ich konnte für dieses wie die folgenden Capitel des ersten Buches auch Privatmittheilungen benutzen und durch sie manche wesentliche Lücke in der Bildungsgeschichte Wilhelm Humboldt's ausfüllen, manche Unrichtigkeiten, die bisher im Umlauf war, entfernen. Zwar sind diese Nachrichten noch immer unvollständig, aber doch reichlicher und zuverlässiger als alle bisher bekannten. Besonders in unsern encyclopädischen Werken finden sich unrichtige Angaben genug.

Wir haben schon den Landstz genannt, wo die Gebrüder gemeinschaftlich einen großen Theil ihrer Jugend verlebten, den Wilhelm erbt und zu einem Tuskulum seines spätern Lebens umschuf, den Platz, wo er nun begraben liegt, ein Ort, der an dem Ruhm seines Eigenthümers und Bewohners Theil hat, so gut wie eine Villa des Alterthums, und der in mehr als einer Hinsicht in unserer Literatur verewigt worden ist. Wer kennt nicht die Verse in Göthe's Faust, mit welchen Nicolai, der Geist der Platttheit, dort die Geister der Walpurgisnacht anfährt:

„Ihr seid noch immer da! Nein das ist unerhört.
 Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
 Das Teufelspact, es fragt nach keiner Regel.
 Wir sind so klug und dennoch spukt's in Tegel.
 Wie lange hab' ich nicht am Wahn hinausgekehrt,
 Und nie wird's rein, das ist doch unerhört!“

Tegel war ursprünglich ein Jagdschlößchen des großen Churfürsten, und noch unter Friedrich II. war ein königliches Forstrevier daselbst. Damals hatte ein Herr von Burgsdorf, ein Zeitgenosse des alten Herrn v. Humboldt, als königlicher Forstrath, seinen Sitz in Tegel und legte daselbst große Baumanlagen und Pflanzungen an, die zu ihrer Zeit sogar Aufsehen machten. Das Schlößchen und Borwerk selbst hatte der alte Humboldt um diese Zeit schon vom königlichen Forstdepartement in Erbpacht genommen. Dieses Tegel liegt drei Stunden nordwestlich von Berlin, in recht anmuthiger Gegend,

Zu obigem Abschnitt dienten mir noch als besondere Quelle: J. C. v. Hellbach's Adelslexikon. Jmenau, 1825. S. 597—98. — Freiherr L. v. Zedlitz-Neukirch, Neues Preussisches Adelslexikon. B. 2. Leipzig, 1836. S. 456—58. Leider sind Zedlitz's Angaben nirgends so sicher, daß man ihm mit rechtem Vertrauen folgen könnte.

Für die Liebhaber sehe hier auch die Beschreibung des Wappens der Humboldt'schen Familie. „Das von Humboldt'sche Wappen zeigt im goldenen Schilde einen grünen, zwischen drei Sternen stehenden Baum und auf dem Helme zwischen zwei Adlerflügeln einen wachsenden, geharnischten, ein Schwert in der Hand haltenden Ritter.“ (Zedlitz).

nur durch einen düstern Kiefernwald von der Hauptstadt getrennt. Es liegt an der Havel, die sich hier wie ein See ausbreitet und auch der Tegeler See genannt wird, und zwar fast an der nordöstlichen Spitze des See's. Weit mehr südwärts, am andern Ufer der Havel, zeigt sich Stadt und Festung Spandau. — Schon der Major von Humboldt erweiterte und schmückte dies Besitzthum, und verschönerte es durch große Gartenanlagen nach dem See hin. Auch ein Weinberg wurde angelegt. Das nordwestliche Ufer des See's hat hohe Hügelbämme, mit Waldung und Buschwerk reich bewachsen, angenehme Spaziergänge mit schönen Ausichten. Das Dorf selbst ist königlich; und das Schloß mit dem dazu gehörigen Lande hat erst Wilhelm Humboldt auch als Rittergut besessen.

Noch bis in dieses Jahrhundert stand das alte Schloß, in dem Wilhelm die Kinderjahre verlebte. Erst als er seinen bleibenden Musensitz dort aufschlagen wollte, baute er ein neues, prächtigeres Haus. Einen alten Thurm aus der Zeit des großen Churfürsten bei diesem Aus- und Umbau schicklich zu erhalten, ersann er eine sinnige Anordnung, nach welcher alle vier Ecken sich thurmartig erheben. Jedes Thürmchen ist mit dem griechischen Namen eines Windes bezeichnet. Wie er dieses Schloß dann mit Schätzen alter und neuer Kunst ausschmückte, wie er den Park verschönerte, und zuletzt von Künstlerhand mitten darin seiner Gattin ein Grabdenkmal errichten ließ, das auch seine irdischen Ueberreste aufnehmen sollte — dies werden wir an spätem Orte zu berichten haben. In Tegel schlingen sich die Anfänge mit dem Ende seines Lebens zusammen. Es war die Heimath seiner Jugend und ist in der neuen Gestalt seine Schöpfung.

Wir wenden wieder in die Zeiten des alten Schlosses zurück. Wie Viele hat es einst, auch in unscheinbarem

Gewande, gastlich bei sich aufgenommen! Noch zu Lebzeiten des Major Humboldt kam einst auch Göthe nach Tegel, und brachte hier, ohne Zweifel auf dem Schlosse, einen Mittag zu. Bekanntlich war Göthe nur einmal in seinem Leben, und fast nur incognito, einige Tage in Berlin. Er reiste nämlich mit seinem Herzoge zu den großen Manoeuvres, die im Mai 1778 in den dortigen Umgebungen ausgeführt wurden. Gegen das Ende dieser Uebungen ging er dann auch eines Morgens — wie er in seinem Tagebuch notirte — von Berlin mit über Schönhausen nach Tegel, speiste da und nahm den Rückweg über Charlottenburg nach Potsdam. 1) Vielleicht sah Göthe damals zwei muntre Knaben, von zehn und acht Jahren, nicht ahnend, in welch' innigem Bund er dereinst zu ihnen stehen werde. Eine neue, ihm verwandtere Generation spielte schon zu den Füßen unseres Dichters, der im damaligen Berlin sich noch so wenig gefiel, daß er es am Ende gar verläugnete dort gewesen zu sein. Weder die Militärparaden behagten ihm da, noch die Poeten und Schriftsteller jener Zeit. Saß doch da ein Mann, der unsern Dichter schon vom Werther her befehdet hatte, und eine Art Repräsentant des damaligen Berlin war, umgeben von einem großen Anhang trivialer Aufklärung und wohlmeinend philisterhafter Gesinnung. Es war die Schaar, die, von Lessing angeregt, oft mehr den Mantel, als den Geist dieses großen Mannes ergriffen hatte. Man läugnet nicht, daß auch recht tüchtige Männer aus dieser Region hervorgingen. Schon Mendelssohn ist ein ganz Anderer. Bießer und Gedike erwarben sich, in ihrer Art, wirkliche Verdienste. Und die jüngern, meist jüdischen Gelehrten, die Herz, die Friedländer, die Maimon, auch geistig sehr ausgezeichnete Köpfe, lassen jene Abkunft in edlerem Sinne wieder erkennen. Ja Humboldt

1) Niemer über Göthe, II. 60.

selbst hat den Kern freisinniger Denkart früh in dem Umgang mit diesen Männern gekräftigt. In einem Theile seines Wesens blieb er ihnen auch immer eng verwandt.

Göthe aber hielt sich an die einzelne bornirte Gestalt, die diese Richtung in dem platten Kopfe Friedrich Nicolai's angenommen und damals von Berlin aus sich noch gar breit machte, und that Recht daran. Nicolai hörte auch später nicht auf, sich zu prostituiren. Nachdem er schon in unzähligen Kenien gezeifelt worden war, verherrlichte ihn Göthe auch in seinem Faust und führte ihn unter dem Namen Prokrophantasmisten (Steißvisionair) auf den Blocksberg, den Olymp der Abgeschmacktheit, ein. Er läßt ihn auch dort, wie im Leben, mit Geistern und Gespenstern Händel anfangen. Tegel, das ihm so nahe lag, hatte seine Galle erregt. An diesem Orte wagte nämlich, trotzdem daß Nicolai so viel gegen den Aberglauben geschrieben, bei seinen Lebzeiten ein Geist umzugehen, und eben dieses Verdrusses gedenkt er, da er mit den oben citirten Versen die Teufel und Gespenster auf dem Blocksberg anspricht. In Tegel hatte sich während der neunziger Jahre wirklich ein Vorfall der Art begeben, und Nicolai hatte in einer berühmten Vorlesung der Berliner Akademie, in welcher er erzählte, wie er selbst kurz zuvor von Visionen geplagt worden sei, sich aber auf recht praktische Weise davon befreit habe, auch diese Tegeler Gespenstergeschichte angezogen.²⁾ Wie hätte das Göthe ungenutzt lassen sollen, der gar wohl wußte, daß auch ein Geist in Tegel hause, der Nicolai'n vielleicht so wenig gelten mochte als dies zweifelhafte Gespenst!

2) Beispiel einer Erscheinung mehrerer Phantasmen, nebst einigen erläuternden Anmerkungen. Vorgelesen in der Berl. Akad. d. W. 23. Febr. 1799. Gedruckt in Vieffer's Berl. Monatschrift, Mai 1799 und im 1. Theile seiner gesammelten akademischen Abhandlungen (1808). — Ueber die Gespenstergeschichte in Tegel soll sich in den Berlinischen Blättern, November 1797, Nro. 6 eine nähere Mittheilung finden.

Es war ein hübscher Griff Göthe's, beiläufig den Ort zu verherrlichen, wo ein edler Geist, zum Verdruß der Bornirtheit und der Vorurtheile mancher Art, ungeschont seinem Genius folgen und die unerschrockene Freiheit des Gedankens wie der Gesinnung bewähren sollte! Der helle Sinn Wilhelm Humboldt's scheute auch das Dunkle nicht; ja es reizte ihn und wurde Gegenstand seiner Forschung. Es gehört sogar zur Eigenthümlichkeit dieses vielseitigen Mannes, daß er, ein so klarer Denker, doch wieder nicht zu den Köpfen zählte, die J. Kerner in seinem Humor gläserne genannt hat, sondern selbst, wie ein feiner Beobachter sagt, „die Schauer der Gespensterfurcht kannte.“³⁾

Als Wilhelm sein Schloß umbaute, wollte er den Thurm aus alten Zeiten gerettet wissen; er umgab ihn aber mit den schönen Formen einer freieren und lichten Kunst. Er war ein Geist, der das Geheimnißvolle der innern Welt, ohne es zu tilgen, zu lichten Gedanken empor arbeitete; und auch der Stätte, die er zu einem Musensitz erhob, drückte er diesen Charakter auf.

Haben wir so eben der plattesten Erscheinung gedacht, die in Humboldt's Jünglingsjahren sich noch breit machen durfte, so lassen sich doch die Verbesserungen noch weniger verkennen, die gerade in dem zweit- und drittlezten Decennium des vorigen Jahrhunderts aufstauchten und der Erziehung der jungen Humboldt zu Gut kamen. Zunächst interessirt uns die Pädagogik und das Aufblühen der Sprach- und Alterthums-Wissenschaften. An der Tagesordnung waren gerade die neuen Erziehungsmethoden, die durch Rousseau

3) Barmhagen in seiner Skizze: „Wilhelm von Humboldt,“ Denkw. u. Verm. Schr. IV. 300.

angeregt worden, und in Preußen griffen diese Neuerungen besonders tief ein. Der Domherr von Kochow auf Refahn ging mit edlem Beispiel voran, Gedike wirkte hier; auch Campe ging von hier aus und Basedow sammt dem Dessauischen Philanthropin waren ganz in der Nähe. Selbst der Adel verschmähte nicht, seine Kinder nach den neuesten Fortschritten unterrichten zu lassen, und Erzieher und Hofmeister hatten ihr goldnes Zeitalter. Freilich zeigte sich, wie bei allen Anfängen, auch hier viel Verkehrtes, und namentlich würde der Erziehungsseifer eine viel niedrigere, auf das bloß Nützliche gewendete Richtung genommen haben, wenn nicht fast gleichzeitig das Studium der alten Sprachen eine völlige Auffrischung erhalten hätte. Diese ging namentlich von Heyne in Göttingen aus. Aber weit und breit lebte bald der Unterricht in den alten Sprachen, und namentlich der griechische, wieder auf.

Wir haben Campe schon genannt, er interessirt uns hier aber auch viel näher. Von ihm selbst, als dem Humboldtischen Hauslehrer, wurde Wilhelm in den ersten Jahren erzogen. Campe war, wie wir wissen, 1773 Feldprediger beim Regiment des Prinzen von Preußen zu Potsdam. Aber ein innerer Trieb zog ihn zur Pädagogik hin, der er sich dann auch bald ganz widmete. Sein Wirken im Hause des Major Humboldt ist daher um die Mitte der siebziger Jahre zu setzen. Im Jahr 1777 trat er schon als Lehrer an das Philanthropin zu Dessau, und in demselben Jahre kam ein Anderer als Erzieher in das Humboldtische Haus. — Ob schon die Knaben noch zu jung waren, als daß ein tieferer Einfluß dieses ersten Lehrers vorauszusetzen sein dürfte, so ist es doch immer merkwürdig, gar verwandte Züge auch an den Zöglingen zu gewahren, wenn sie auch in diesen viel großartiger wieder erscheinen. Konnte der Mann, der nächst Klopstock einer der Ersten in Deutschland war, die mit

Sprachtheorie, wenn schon zunächst mehr mit deutscher Sprache und deutschem Styl, sich beschäftigten, konnte der nicht die ersten Triebe der Sprachforschung in unsers Humboldt Geiste erwecken? Der Mann, der den Robinson bearbeitete, und die Gestalten kühner Weltumsegler auch der Kinderwelt nahe brachte, konnte der nicht zuerst Meranders Phantasie mit solchen Bildern befruchtet und die unvertilgbare Entdeckungs-lust in ihm entzündet haben? In einem Briefe an Forster (1. Juli 1789) nennt Wilhelm sich selbst Campe's „ehemaligen Zögling“, und deutet zugleich an, daß er dieserhalb damals Gegenstand des Gesprächs geworden und von seinen Bekannten geneckt worden sei. Freilich überwuchsen die Zöglinge früh genug diesem Lehrer, ¹⁾ doch blieben sie in freundlichem

1) Es ist uns davon ein spezieller Zug erhalten, der wohl auf Wahrheit beruht, wenn er auch nicht ganz authentisch erzählt ist. Ein Mann, der noch 1797, als beide Brüder in Jena lebten, viel in Schillers Hause war und da oft den Unterhaltungen anwohnte, die Jene so reichlich in das dortige Leben brachten, erinnert sich, daß sie sich auch einmal über Campe belustigten. „Campe“, sagt der Berichterstatter, „war bekanntlich ihr Hofmeister; sie machten mit ihm Reisen durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz. Er habe geglaubt, erzählten die Humboldt, als Hofmeister überall ein wichtiges Wort äußern zu müssen; unter andern habe er, als sie das Zimmer besahen, wo Rousseau gestorben ist, gesagt: Zu diesem Fenster ist die große Seele hinausgefahren!“ Mitgetheilt in dem Aufsatze: „Schiller in Jena“, im Morgenblatt v. 14. — 21. Sept. 1838. Der Verfasser des Aufsatzes ist der nachmalige Decan Göriz, ein Würtemberger. Wir würden rathen, diese Quelle auch für Schillers Biographie sehr vorzüglich zu benutzen. Er ist keineswegs ein so zuverlässiger Berichterstatter. Und wenn wir selbst in Einzelnem, z. B. im Urtheil über Schillers Gattin, nicht geradezu persönliche Gereiztheit vermuthen müßten, so stellt sich uns schon im Ganzen keine Denkweise dar, die geeignet wäre, einen so edlen und geistigen Lebenskreis gehörig aufzufassen. Zudem sind diese Schilderungen aus dem Gedächtniß niedergeschrieben, wo denn leicht manches verschoben wird. Obige Thatsache ist ebenfalls nicht lauter erzählt. Sie begab sich wahrscheinlich auf der Reise, die nur der ältere Bruder im Sommer 1789 von Göttingen aus, in Campe's Begleitung, und zwar nur nach Paris unternahm. Da besuchten sie denn auch Ermenonville. Campe gerirte sich gegen den zwanzigjährigen Jüngling wohl noch als Erzieher; und eine Aufsicht, eine Fürsorge für den jungen Begleiter war ihm wohl auch übertragen.

Verhältniß zu ihm; und später werden wir Wilhelmen seinen ersten größern Ausflug in Campe's Gesellschaft machen sehen.

Nicht ein so berühmter Name ist es, aber ein vortrefflicher Mann, den der alte Humboldt nunmehr als Erzieher seiner Söhne ins Haus nahm, und der nach des Vaters bald darauf erfolgtem Tode die Bildung derselben hauptsächlich leitete. Er hieß G. J. Christian Kunth. Derselbe war noch sehr jung und hatte aus Mangel an Unterstützung die akademischen Studien abbrechen müssen; aber an höherer Geistesbildung schon seinen Jahren voraus, in der lateinischen, französischen und deutschen Litteratur, in Philosophie und Geschichte bewandert, und auch für den Umgang in gewählten Kreisen vorgebildet, erschien er doch schon geeignet, als Erzieher in ein so angesehenes Haus zu treten.

„Selten, so sagt der Verfasser seines Necrologs,²⁾ dürfte der Erfolg wohlgegründete Erwartungen vollständiger bestätigt haben. Der Kammerherr, Major von Humboldt, übertrug im Jahre 1777 dem damals 20jährigen Kunth die Erziehung zweier Söhne, Wilhelm und Alexander, von zehn und acht Jahren. Es war eine höhere Sorgfalt, als die des treuen Lehrers, der nur eigene Kenntnisse auf den Geist reichbegabter Schüler überträgt; es war ein eben so thätiges, als wohlgeordnetes Bestreben, Alles, was Berlin an ächten Bildungsmitteln besaß, für die Entwicklung großer Anlagen fruchtbar zu machen, was den Erzieher, nach dem frühen Tode des

2) In der preussischen Staatszeitung, 30. Nov. 1829. Der Artikel ist mit H. unterzeichnet und rührt von dem wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath Hoffmann, dem Statistiker, her. Im Jahr 1795 trat Kunth in den Staatsdienst und hier erwarb er sich um das preussische Gewerwesen, besonders in der schweren Epoche seit 1808, große Verdienste. Er starb, als wirklicher geheimer Ober-Regierungsrath, im November 1829.

Vaters, der schon im Januar 1779 erfolgte, von dem edelmüthigen Vertrauen und der hohen Gesinnung der Mutter unterstützt, unauflöslich mit seinen Zöglingen verband. Nach eilf Jahren war die Erziehung vollbracht; aber was auch Wirksamkeit im Reiche der Wissenschaften und im öffentlichen Leben, Rang unter den Geistern und Ehrenstellen im Staate, seitdem in vierzig Jahren umwandeln mußten, die alte Sorgfalt, die alte Treue, die alte Zuneigung blieb unwandelbar.

„Die Stellung, worin Kunth sich als Erzieher befand, wirkte mächtig bildend auf ihn selbst zurück. Der Umgang mit geistreichen, angesehenen, gewandten Personen aus allen Ständen, die Sorge für häusliche Verhältnisse, welche das unbeschränkte Vertrauen der Familie ihm übertrug, die Geschäfte, die für ihn aus dieser Verwaltung erwuchsen, führten ihn selbst thätig in das äußere Leben ein, und empfahlen ihn zur Anstellung im Dienste des Staats.“ Schon eingetreten in denselben, blieb er doch „noch neun Jahre, bis zum Tode der verwittweten Frau von Humboldt im Jahre 1796, ihr Haus- und Tischgenosse.“ —

So weit der Bericht über Kunth's Wirken, insofern er unserm Gegenstande angehört. Mit geringer Phantasie läßt sich aus dieser kurzen Skizze Kunth's wichtige und folgenreiche Stellung ermessen. Nicht blos der Erfolg, den seine Bemühungen hatten, spricht für die Sorgfalt und Gediegenheit des Erziehers, sondern auch, und vielleicht noch in höherm Grade, zeigt es die Liebe und das unbeschränkte Vertrauen, das die Brüder ihr Leben lang zu dem Führer ihrer Jugend hegten. Er war es stets, dem sie am liebsten die Sorge für ihr Eigenthum übertrugen. Wenn Alexander jahrelang auf großen Entdeckungsreisen zubrachte und Wilhelm über den Ruinen des classischen Bodens schwelgte,

durften sie unbesorgt um Hab und Gut in der Heimath sein, da ein väterlicher Freund es mit treuer Sorgfalt wahrte.

Von der Ausbildung beider Brüder könnten wir auch ohne alle weitere Kunde behaupten, daß sie eine ungemein vielseitige und tüchtige gewesen sein müsse. Denn war auch das Streben nach Universalität, das die Humboldt eben so charakterisirt als die Gründlichkeit, mit welcher sie sich in bestimmten Gebieten bewegen, ein angeborener Drang, so will doch auch ein solcher durch Unterricht und Leitung, durch Günst und Gelegenheit gefördert sein. Bei dieser Allseitigkeit, die in dem ältern Bruder so weit ging, daß er den Wunsch äußerte, nichts auf dieser Erde unerkannt zurückzulassen, ist es um so merkwürdiger, daß Beide ihren höchsten Eifer wieder ganz auf ihre besondern, und zwar sehr entgegengesetzte Fächer warfen, Alexander auf die Naturwissenschaften im weitesten Sinne, auf Berg- und Hüttenwesen, auf Erd- und Völkerkunde, Wilhelm dagegen auf das classische Alterthum, auf Kunst, auf Philosophie und auf Sprache. Während Jener berufen war, die äußere Natur- und Menschenwelt in allen Formen der Erscheinung zu beobachten, drang Wilhelm in das Innere der Menschheit, in die Geisteswelt und das eigenthümlichste Element ihrer Erscheinung, die Sprache. Sind es nun allerdings sehr auseinanderliegende Gebiete, in denen sie die individuelle Heimath aufschlugen, so berühren sie sich doch auf beiden wieder nahe genug und selbst auf den entfernten Punkten zeugt ihr Geist wieder von ursprünglicher Gemeinschaft. Fassen wir nur Wilhelm ins Auge, so ist es wunderbar, auch in ihm den Naturbeschreiber und Physiologen zu erkennen, mit dem Unterschied nur, daß ihm die innere Welt und deren Phänomene der Gegenstand der Forschung wurden. Und wenn der Jüngere mehr in die Weiten der äußern Welt, der Ältere in das Reich der Ideen dringt, nimmt doch Jeder von ihnen wieder an

den Forschungen des Andern Theil. Merandern finden wir auch mit dem Studium der alten Sprachen und mit Alterthümern beschäftigt und die ausgebreitetste Kenntniß alter wie neuer Sprachen konnte der große Reisende ohnehin nicht missen. Wilhelm dagegen sucht auf seines Bruders Bahn seine eigne Menschheits- und Alterthumskenntniß zu mehren. Er, der den Formen der männlichen und weiblichen Gestalt, den Verhältnissen der Geschlechter nachforschte, — wie hätte er anatomische und physiologische Kenntniß nicht mit in sein Bereich ziehen sollen? Aber auch dann, wenn es sein eigenes Gebiet nicht berührte, strebte sein universeller Sinn noch durch Theilnahme an des Bruders Forschung den eigenen Umfang zu mehren. Wer Humboldt etwa nur in einzelnen Unterhaltungen mit seinem Bruder oder mit Göthe begegnete, würde oft nur einen Naturforscher vor sich zu sehen geglaubt haben, und nicht wenig gestaunt haben, ihn in einer andern Stunde mit Göthe, oder in einem Gespräch mit Schiller, mit F. A. Wolf, als einen Geist von ganz anderem Drange zu erkennen!

Fragen wir nach den Männern, die zur Ausbildung so reicher Talente erwählt wurden, so stoßen wir freilich auf manche Lücke, dennoch ist es uns vergönnt, Wilhelm Humboldt's namhafteste Lehrer zu bezeichnen und von einigen Vorträgen, die er hörte, sogar einiges Nähere zu berichten. Kunth, den Erzieher, kennen wir. Daß er die Knaben, besonders in frühern Jahren, auch vorzugsweise unterrichtete, erleidet wohl keinen Zweifel. Aber der Unterricht eines Einzigen würde in keiner Rücksicht zureichend gewesen sein, und wir hörten es schon als Kunth's höchstes Verdienst rühmen, daß er eben die besten Kräfte der Hauptstadt für die Bildung seiner Zöglinge in Bewegung zu setzen verstand.

So erfahren wir aus der Lebensbeschreibung des berühmten Berliner Arztes, und nachherigen Geheimen Raths,

Ernst Ludwig Heim, ³⁾ daß dieser die Knaben in die Anfangsgründe der Pflanzenkunde einweihte. Heim war seit dem Jahre 1776 als Physikus in Spandau und bald darauf zugleich als Kreisphysikus im Havellande angestellt. Daneben noch übte er eine ausgedehnte Praxis. Schon im Anfang der achtziger Jahre besuchte er, als Arzt der Familien von Burgsdorf und Humboldt, auch oft das benachbarte Tegel. Dem Oberforstmeister Burgsdorf theilte er seine reichen Kenntnisse von ausländischen Bäumen und der Zucht fremder Hölzer mit, die dieser dann an Ort und Stelle in seiner Baumschule nutzte. Auch mit Kunth, dem Erzieher im v. Humboldt'schen Hause, war er sehr befreundet. „Unterm 30. Juli 1781,“ erzählt Heim's Biograph, „lesen wir in der Chronik (seinem Tagebuche): „Nach Tegel geritten und bei der Frau Majorin v. Humboldt zu Mittag gespeist; den jungen v. Humboldt's die 24 Classen des Linné'schen Pflanzensystems erklärt, welches der Aeltere sehr leicht faßte und die Namen gleich behielt.“ ⁴⁾ Als später des Jüngern Ruhm in der Naturkunde sich über alle Länder verbreitete, erinnerte sich Heim mit höchster Freude jener Tage in Tegel. Alexander zählte damals erst elf Jahre.

Noch einen andern Blick in das Jugendleben unsrer Brüder öffnet uns Heim's Biographie. Am 19. Mai jedes Jahres musterte der große Friedrich die Truppen in Spandau, wo dann die ganze Bevölkerung auf dem Plage war, den alten Helden zu erwarten und mit Ehrfurcht und Begeisterung zu begrüßen. Auch Heim fehlte nicht und selbst als er sich schon in Berlin niedergelassen (seit 1783), versäumte er doch jenes Schauspiel nicht, sondern begab sich „mit den Tegelschen

3) Leben E. L. Heim's. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von G. W. Kessler (seinem Schwiegersohne). 2 Theile. Leipzig, 1835.

4) N. a. D. Thl. II. S. 8 — 9.

Kessler, Erinn. an Humboldt. 1.



Freunden, Herrn Kunth und dessen berühmten Zöglingen dahin, die Spectalrevue gründlich zu beschauen.“ 5)

Was sie damals von Heim lernten, war natürlich nicht der einzige frühere Unterricht, den die Humboldt in den Naturwissenschaften empfangen. Von Alexander wenigstens wissen wir, daß später in Berlin der junge Willdenow sein Lehrer in der Botanik war. 6)

Mehr aber als alles andre interessirt es uns zu wissen, wer Wilhelm Humboldt in alten Sprachen und alter Literatur den ersten Unterricht ertheilte. Das Alterthum war und blieb ja die Grundlage seiner ganzen Bildung: alles, was ihn sonst auszeichnete, knüpfte sich hier an. Die ästhetische Kritik, das Interesse an unserer vaterländischen Litteratur, seine Größe als Sprachforscher und Denker — alles wurzelte bei ihm in antiken Studien und der Anschauung der alten Welt. In einer Stadt wie Berlin konnte es schon damals nicht an tüchtigen und für die Zeit selbst geschmackvollen Philologen fehlen. Dort war schon viel für die Aufbesserung gelehrter Schulen geschehen. Unser Humboldt besuchte zwar keine der dortigen Anstalten; aber es fanden sich doch tüchtige Männer, die den Privatunterricht geben konnten. Den Grund zu Wilhelms tiefen griechischen Studien legte Löffler, der Verfasser eines freigesinnten Buches über den Neu-Platonismus der Kirchenväter, damals Feldprediger des Regiments Gens-

5) A. a. D. Ehl. II. S. 34.

6) Das berichtet uns Berggrath Freiesleben in einer im Jahr 1826 zu Freiberg gehaltenen Vorlesung, die dann unter der Aufschrift: „Aus dem Jugendleben Alexander von Humboldt's“ in den Zeitgenossen, Leipzig 1829, B. 2. S. 2, im Auszug mitgetheilt worden ist. Wir werden für unsern Zweck auch später noch einzelne Angaben daraus entlehnen. Alexander von Humboldt und der jetzige Verhauptmann Freiesleben (zu Freiberg in Sachsen) sind von ihren Freiburger Studienjahren her innig befreundet: wir befinden uns also hier an einer in jeder Rücksicht ausgezeichneten Quelle.

darmes, nachmals Ober=Consistorialrath in Gotha. Nach Löffler ertheilte ihm Fischer vom grauen Kloster viele Jahre lang Unterricht im Griechischen, ein Mann, der, was ziemlich unbekannt ist, neben der Mathematik auch viel Griechisch wußte. — Daß Wilhelm schon in der Jugend auch neuere Sprachen trieb, daß er die vaterländische Litteratur früh kennen lernte, läßt sich ohne Weiteres voraussetzen. Ein solch Talent für alles Sprachliche wird nicht leicht erst in spätern Jahren entwickelt.

Die Zeit vor ihrem Abgang auf die Universität brachten die Brüder mehr zu Berlin als in Tegel zu. Denn nur dort selbst wurde es möglich, ausgezeichnete Männer für größere Privatvorträge zu gewinnen, und nichts zu verabzäumen, was die Jünglinge auß würdigste ins akademische Leben einführen konnte. Männer, die in der Litteratur und Wissenschaft noch heute Klang und Namen haben, z. B. Engel, Klein, Dohm — lasen beiden Brüdern lange Collegien über Philosophie, Rechts= und Staatswissenschaft. Ueber Dohm's Vorlesungen hat uns dessen Schwiegersohn, Gronau, in der Biographie jenes berühmten Publicisten, einen sehr erwünschten Aufschluß erhalten. Dohm arbeitete um diese Zeit im Departement des Auswärtigen zu Berlin. Gegen das Ende seines dortigen Aufenthaltes beehrte der Minister von Schulenburg von Dohm, daß dieser für einen jungen Grafen Armin eine Reihe statistisch=politischer Vorlesungen halte. Dohm war ohnehin sehr beschäftigt, und diese Vorträge forderten ziemlich mühsame Vorbereitung. Dennoch entsprach er dem Wunsche des Ministers. „Auch die Gebrüder von Humboldt, Wilhelm und Alexander, nahmen, nach dem Wunsche ihrer vortrefflichen Mutter, an jener Vorlesung Antheil, die ganz den Zuschnitt eines sogenannten Collegiums auf der Universität hatte, im Herbst 1785 begann und bis zu Dohm's Abgang von Berlin

[Juni 1786] dauerte.“⁷⁾ Den Entwurf dazu, sagt uns der Biograph, bewahrte Dohm stets sorgsam auf und die Erinnerung an jene Beschäftigung und das dadurch herbeigeführte Verhältniß mit schon damals sich auszeichnenden, und in vieler Hinsicht interessanten jungen Männern gehörte ihm stets zu den angenehmsten seines Aufenthalts in Berlin. Auch die Gebrüder Humboldt hielten den Lehrer in dankbarem Andenken und gaben ihm davon, als berühmte und hochgestellte Männer, noch später Beweise.

Von einem solchen Lehrer darf man wohl einen Schluß auf die Reife der Jünglinge machen, wenn wir nicht annehmen wollten, daß sie die Vorträge eines so staatskundigen Mannes ganz unvorbereitet und fruchtlos hörten. An Wilhelm fällt diese Reife auch wenig auf. Er war der ältere, und scheint durchaus eine sehr frühzeitige Entwicklung gehabt zu haben. Dann konnte sich bei so vielseitiger Unterweisung in Sprachen und Wissenschaften, auch leicht und ohne Nachtheil ein schnelles Wachsthum erzielen lassen. Alexander aber, der einige Jahre Jüngere, mußte die Vortheile der gemeinsamen Erziehung schon mit heftigerer Anstrengung erkaufen. Er war in jugendlichem Alter keineswegs so kräftig als Wilhelm. In den ersten Jahren der Kindheit verzweifelte man auch ganz an seinen Fähigkeiten, bis es im spätern Knabenalter plötzlich Licht in seinem Kopfe ward.⁸⁾ Körperlich leidend war er sogar noch in und nach den Universitätsjahren. Er selbst leitete diese Kränklichkeit von einem Uebermaß verdorbener Säfte her, das sich von Zeit zu Zeit einstellte. Freunde aber, wie Georg Forster, waren fest überzeugt, daß sein Körper nur deshalb leide, weil der Geist zu thätig sei und „die logische Erziehung der Herren

7) Ch. W. Dohm nach seinem Willen und Handeln. Von W. Gronau. Lemgo, 1827. S. 127.

8) Freiesleben, a. a. D.

Berliner seinen Kopf gar zu sehr mitgenommen habe,"⁹⁾ eine Bemerkung, welche einen guten Schlagschatten wirft, bei der man aber doch nicht vergessen darf, daß Forster gerade der Berlinischen Aufklärung jederzeit herzlich abgeneigt war.

So schritt die Erziehung der Brüder so weit fort, daß sie wohl ausgerüstet auch ihre Universitätsstudien gemeinschaftlich beginnen konnten.

Nicht blos die Geistesfähigkeiten unser's Humboldt entwickelten sich in frühestem Alter, auch die ihm eigenthümlichen Gemüths- und Charakter-Anlagen zeigen sich schon so früh an seinem Wesen, daß wir in dem, was er, noch vor dem Ende seines Universitätsleben, thut und schreibt, schon den ganzen, fertigen, entschiedenen Humboldt erkennen werden. Zwar von der frühesten Charakterentwicklung des Jünglings erfahren wir nicht eben viel, wie man denn in großen Städten auch auf ausgezeichnete Knaben nicht besonders aufmerksam zu sein pflegt. Und selbst dieß Wenige, diese einzelnen Züge, die uns gemeldet werden, sprechen oft noch mehr die Richtungen der Zeit und des Ortes als den innersten Charakter des Individuums aus. Doch auch dieser liegt, wenn auch etwas verhüllt, schon zu Tage. In der Hülle und Form nämlich, die Stimmung und Richtung damaliger Zeit ihm ausdrückten, so wie in der einseitigern, jugendlichen Gestalt, die, charakteristisch genug, so früh an Humboldt verschwindet, am Ende seines Lebens jedoch, zwar in gekläarterer Form, aber in ursprünglicher Stärke hervortritt.

Ein schwärmerisch idealer Trieb war, wie wir bald finden werden, ein Zug, der Humboldt sein ganzes Leben begleitete, aber den größern Theil dieses Lebens gedämpft war von andern mächtigen Eigenschaften seines Wesens.

9) Forster an Seyne; 13. Juni 1790 (in Forster's Briefwechsel).

In den ersten Jünglingsjahren trat aber dieser Zug eine Zeit lang dominirend hervor. Seine Jugend fiel gerade in die Epoche, wo die Sentimentalität des Empfindens und ein hochfliegender Enthusiasmus an der Tagesordnung waren. Göthe's Werther und Schiller's Don Carlos hatten, was in der Zeit lag, zu hellen Flammen angefacht. Kein Wunder also, wenn Humboldt in dieser Zeit über die Massen sentimental war; er schwelgte wirklich in Gefühlen, wollte sich und Andere veredeln, nahm Theil an Vereinbarungen hiezu, mit Briefwechsel voll Selbstprüfung und Rechenschaft, in selbsterfundener Geheimschrift, für welche man sich auch besonders jüdischer Lettern gern bediente. Harmlos bekannten sich seine Jünglingsjahre zu dieser strebenden Empfindsamkeit, die überdies mit allen Reizen der Freundschaft und zärtlicher Neigung wie mit denen grübelnder Forschung eng ver-schlungen war.

Auf der Universität dauerte diese Stimmung fort. Fast alle Freunde, mit denen wir ihn verbunden finden werden, z. B. Stieglitz, Graf von Dohna-Schlobitten, ja selbst Kunth, der Erzieher, nahmen an diesen empfindsamen Freundschafts- und Veredlungs-Bünden Theil. Denn die Neigung zu Vereinigungen und geheimen Gesellschaften war in dieser Zeit eben so in Aufschwung wie die Sentimentalität.

Auch der weibliche Umgang nährte damals diese Stimmung, und erklärlicher Weise auch bei Wilhelm Humboldt. Früh schon kam er durch Spielgenossenschaft, Tanzenlernen u. mit ausgezeichneten Erscheinungen des andern Geschlechts in Verbindung, Personen, die zum Theil in unserer socialen Geschichte und unserer Litteratur eine denkwürdige Stellung erworben haben. So traf Humboldt schon früh mit Fräulein von Briest, nachherigen Frau von Rochow und dann Frau von Fouqué — unter welchem Namen sie als Verfasserin vieler ihrer Zeit sehr gelesenen Romane aufgetreten ist —

zusammen, dann mit *Nahel*, der berühmten Brieffstellerin, und besonders mit *Henriette Herz*, der noch jetzt lebenden Wittwe des bekannten Hofrath und Professor *Markus Herz*, die an Schönheit so sehr wie an Geist hervorragte. Mit dieser pflegte *Humboldt* insbesondere innige Freundschaft: er war mit ihr auf du und du, und im vertrautesten Briefwechsel. Die Sentimentalität, die alles beherrschte, gab allen diesen Verhältnissen einen ganz ungemainen Schwung.

Neben dieser Empfindsamkeit, — die ungeheuer war und gegen das Ende des Lebens in reiner und hoher Gefühlweise wiederkehrte, aber auch in der Zwischenzeit nie ganz erlosch, — entwickelte sich aber fast eben so früh der schroffste Gegenpart in *Humboldt's* Natur, nämlich die furchtbarste Schärfe und Kälte des Verstandes, der Satyre, der Ironie, die ruhigste Anmuth des Scherzes, die ausgebildetste Macht der Dialektik, der allseitigste Trieb der Forschung, der Neugier, der Beweisführung und Ueberredung — kurz das, was später so hervorstechend an *Humboldt's* Wesen war, daß Manchen jener schwärmerische Zug ganz verborgen blieb. Wir werden, bei späterer Charakterschilderung, sogar finden, daß er im äußerlichen Verkehr sein Innerstes sogar absichtlich zu verhüllen suchte und wohl gar einen falschen, oft ganz entgegengesetzten Anschein nahm.

Doch keineswegs war solche momentane Kälte immer Verstellung oder Absicht. „Ein Vorfall in *Humboldt's* Universitätsjahren“ berichtet uns *Barnhagen*,¹⁾ den wir durch frühe Schilderung umständlich kennen, gewährt einen merkwürdigen Blick in diese schon damals unter Scherz und Verneinung sich versteckende Empfindsamkeit, die sich mit antiker Seelenstärke wunderbar verband. Er badete mit seinem Freunde *Stieglitz*, dem nachherigen hannöverschen Leibarzt,

1) In der Skizze über *Humboldt*, a. a. D. S. 289 — 90.

bei Göttingen Abends in der Reine, und gerieth in einen Strudel, der ihn forttriß; nach vergeblichem Ringen hielt er sich für verloren, und rief dem Freunde zu: „Stieglitz, ich ertrinke, aber es thut nichts“! Doch dieser sprang ihm nach, und rettete ihn. Humboldt erzählte späterhin seine Empfindungen; sie waren die der zartesten und edelsten Freundschaft für den anwesenden Freund, des innigsten Andenkens an ferne Geliebte, aber in den unmittelbaren Aeußerungen fand sich nichts davon, er ging mit dem Freunde, der ihn gerettet hatte, unter Scherz und Lachen noch lange in der Mondnacht spaziren. Seine Freundschaft suchte auch späterhin, da die der größten und edelsten Männer ihm zu Theil wurde, sich [wenigstens im persönlichen Verkehr, denn schriftlich spricht er sich gegen Einige herzlich und begeistert genug aus!] in Bezeigung und Ausdruck kühl und keusch zu erhalten.“ Das ist ganz richtig. Liebe und Verehrung standen als unzweifelhafte Thatsachen fest, die durch das ganze Leben immerfort bestätigt wurden, die er aber mündlich zu äußern lieber vermied.

Diese Kälte und dieser kühle Forschungstrieb bildeten einen höchst wesentlichen Theil seines Charakters. Seine geistige Größe wie seine Festigkeit im bürgerlichen Leben hingen auf's engste damit zusammen. Daher stählten sich jene Anlagen wohl auch am frühesten im Umgang mit jenen ältern und jüngern Köpfen des damaligen Berlin, die aus Lessings Schule hervorgegangen waren und sich zum Theil später an die Kantische Richtung schloßen. Mit den meisten dieser Männer war Humboldt, den seine äußere Stellung eben so wie seine Geistesgaben begünstigten, sehr früh in nahem Verkehr, z. B. mit Engel, mit Vießer, mit David Friedländer, mit Markus Herz u. A. — sämmtlich Männer von einer hellen Denkweise und freien bürgerlichen Gesinnungen. In diesem Kreise konnte Humboldt früh seine

angeborene Forschungslust und seinen Charakter kräftigen, und wenn er so bald schon durch Unerfrodenheit seines Denkens wie durch freimüthiges Wesen unsere Bewunderung auf sich zieht, so dankte er wohl selbst die frühe und entschiedene Ausbildung dieser Naturgaben zum Theil dem Umgang mit diesen Männern, deren sonstige und besonders ästhetische Einseitigkeit dagegen auf seine Natur gar keinen Einfluß erlangen konnte.

Bemerkenswerth kann es erscheinen, daß ein großer Theil der Männer und Frauen, die hier genannt wurden, jüdischen Ursprungs waren. Gerade dieses israelitische Element bildete aber von jeher einen sehr bedeutenden Bestandtheil des Berlinischen Geisteslebens und namentlich damals concentrirte sich in ihren Reihen die Aufklärung ihrer Zeit, die hauptsächlich von Lessing und dessen Freund Mendelsohn, dem Lehrer und Vorbilde dieses Berliner Kreises, ausgegangen war. Humboldt war, wie wir sehen, von frühester Jugend an gewohnt, die Bildung überall zu suchen, wo sie irgend zu finden ist, und diese Unbefangenheit im geistigen Verkehr bewies er auch dann stets, als er schon die höchsten Ehrenstellen der bürgerlichen Welt erstiegen hatte. Man hat nie gehört, daß er an Abkunft oder Rang und Titel gedacht hätte, wenn er in einen Kreis trat, wo etwas Tüchtiges zu achten oder zu lernen war. Zeit seines Lebens suchte er, was nur irgend ein Interesse bot. Von Judenhaß oder ähnlichen Albernheiten konnte bei einem so freien Geist ohnehin nicht die Rede sein.

In die Reihen und Verhältnisse der vornehmen Welt trat Humboldt schon durch Geburt, als Glied einer angesehenen und begüterten Familie, so daß ihm auch von dieser Seite, von frühesten Jugend an, jede Gunst entgegen kam. Alle gesellige Verbindungen, jeder geistige Verkehr standen ihm offen. Wie mußten sich solche Jünglinge, die, im Besitze großer, genialischer Talente, einen ächt bürgerlichen

Fleiß nicht verschmähten, unter ihren Standesgenossen auszeichnen, während sie vor den bürgerlichen Genossen schon durch die Geburt einen Vorsprung hatten!

War es schon ein Glück, theils auf einem anmuthigen Familiensitz und unter der Obhut einer geliebten Mutter, theils in einer der bedeutendsten und erregtesten deutschen Städte erzogen und gebildet zu werden und von den Hülfsmitteln, die die Zeit darbot, einen großen Theil gleich an erster Quelle benutzen zu können, so müssen wir nun auch des Mannes und des Staates gedenken, unter dessen Schirm und Anregung die Humboldt ihre Bahn daselbst betraten. Das hehre Bild eines Helden und Königs, wie Friedrich der Große war, leuchtete durch ihre Kindheit und Jugend, denn erst als sie Berlin zu verlassen und die Universität zu beziehen im Begriffe standen, starb Friedrich der Große im Sommer 1786. Er hatte einen Staat gegründet, dem eine Stimme unter den europäischen Großmächten eingeräumt wurde und dem noch glänzende Ausichten geöffnet schienen. Unter den zerrissenen und verfallenen Verhältnissen des deutschen Reiches gab der Staat schon, dem er angehörte, dem Preußen ein gewisses Selbstgefühl und einen zuverlässigern Halt. Ein kriegerischer Heldenmuth schien jedem Unterthanen eines solchen Königes wie von Geburt eingehaucht; jedes Opfer schien zu ertragen, wenn nur der Ruhm und die Ehre bestand; und diese Erinnerungen haben, als einmal alles verloren schien, nicht wenig gewirkt, eine todesmuthige Generation wieder aufzuwecken. — Aber auch die geistige Welt und die Litteratur Deutschlands hatten, zum Theil wieder seinen Willen, einen mächtigen Stützpunkt an dem großen Könige und an dem Enthusiasmus, der von ihm ausging. Mit seiner Herrschaft fing die Epoche der Aufklärung und Reform unter den Deutschen an, der wir mit allen unlängbaren Auswüchsen große, theure Errungen-

schaften danken, Errungenschaften, deren wir uns einige in neuerer Zeit sogar manchmal zu unbedächtig wieder entlocken ließen. Von Berlin aus, unter Friedrichs Fittigen, breitete sich eine aufgeklärtere Denkweise in religiösen und bürgerlichen, ja zum Theil auch in politischen Dingen aus, und die Männer dieser Hauptstadt, deren Vorzüge und Einseitigkeit wir schon erwähnt haben, verehrten in Friedrich ihren Schutzpatron. Ja noch heute, mitten in den Schwankungen unserer Tage, wissen freiere Geister wohl zu würdigen, was Friedrich für seine Epoche gewirkt und für die folgenden angeregt hat. Die wissen es am besten, die noch unter seinem Stern heranwuchsen. Als vor einigen Jahren das Jubelfest seiner Kronbesteigung in Berlin gefeiert wurde, nahm der Bruder unsers Humboldt bei dem Festmahl, zu dem sich die königliche Akademie der Wissenschaften vereinigt hatte, das Wort und sprach das allgemeinste Gefühl in dem bescheidenen und denkwürdigen Eingang seiner Rede also aus: „Mir ist die Ehre zu Theil geworden, einige Worte an die Versammlung zu richten. Diesen Vorzug verdanke ich der Zufälligkeit allein, dem alten Geschlechte anzugehören, welchem noch aus eigener jugendlicher Anschauung das Bild des großen Monarchen vor die Seele tritt. Seiner geistigen Kraft und aller Kraft kühn vertrauend, hat er gleich mächtig, so weit Gesittung und Weltverkehr die Menschheit empfänglich machten, auf die Herrscher, wie auf die Völker gewirkt. Er hat (um mich eines Ausdrucks des römischen Geschichtschreibers zu bedienen, der mit tief verhaltener Wehmuth alle Regungen des Staats und Völkerlebens durchspähte), er hat die schroffen Gegensätze, „die widerstrebenden Elemente der Herrschaft und Freiheit“ mit einander zu versöhnen gewußt. Den köstlichen Schatz dieser Freiheit, das ungehinderte Streben nach Wahrheit und Licht, hat er früh und vorzugsweise dem wissenschaftlichen Vereine anvertraut, dessen Glanz

er, ein Weiser auf dem Throne, durch eigene Arbeiten und schützende Theilnahme erhöhte.“²⁾

Mit dem Tode des großen Königs begann für den preussischen Staat eine Periode der Schwäche und innerer Auflösung. Deshalb war es ein doppeltes Glück für die Gebrüder Humboldt, daß sie gerade um diese Zeit Berlin verließen und seit dem eine längere Zeit hindurch immer nur kürzeren Aufenthalt daselbst nahmen. Trübe, unsittliche, verderbende Elemente kamen zur Herrschaft und brachten die Hinterlassenschaft des großen Königes schrittweise bis an den Rand des Unterganges. Während dieser Zeit bewahrten und erweiterten die Humboldt, meist im Ausland lebend oder entfernt von der Hauptstadt, die männlichen Eindrücke ihrer Jugend. Ohnehin war es wünschenswerth, mit den Plattheiten der Nikolaiten nicht in zu naher Berührung zu bleiben; und die höchsten Bestrebungen des deutschen Genius an ihrer Quelle zu genießen, mußte man andere Erdreiche suchen, als das trocknere und bald noch von manchem Unkraut überwucherte Berlin. So befähigten sich diese Brüder das Vorbild für eine frischere Generation in ihrer Heimath und Geburtsstätte zu werden; so reihten sie sich in reinsten Form an die trefflichsten Geister der deutschen Nation; und als ihr Vaterland Männer bedurfte, die die Kraft besäßen, es zu heilen und wieder aufzubauen, da strahlte der Name Humboldt unter den Ersten und Tüchtigsten, die zu dem schwereren Werke herbeigerufen wurden.

Auch ihre akademische Laufbahn traten beide Brüder gemeinschaftlich an. Zunächst besuchten sie die vaterländische Universität Frankfurt an der Oder, wo sie sich vorzugsweise

2) S. Beil. 3. Abg. Zeitung, 9. Juni 1840.

mit den Berufsstudien beschäftigten. Wilhelm machte da einen juristischen Cursus, Alexander widmete sich den Kameralwissenschaften, wobei sie jedoch ihren philologischen und naturwissenschaftlichen Neigungen sich gewiß nicht entschlugen.

Sie wohnten zu Frankfurt im Hause ihres ehemaligen Lehrers Löffler, der inzwischen dort eine Professur erhalten hatte. Unter den dortigen Lehrern unseres Humboldt möchte der bekannte Jurist Reitemeier auszuzeichnen sein, der die Rechtswissenschaft, in manchem der Zeit vorausseilend, besonders von geschichtlicher Seite behandelte und dabei, wie er in einzelnen Schriften, z. B. über die Sklaverei der Alten, bewiesen, ein tüchtiger Philolog war.

Zu den Männern, mit denen Humboldt schon in Frankfurt ein dauerndes Verhältniß knüpfte, gehörte namentlich der Graf Alexander zu Dohna-Schlobitten, den wir hier hervorheben, weil wir ihm später in einer sehr wichtigen Verbindung mit Humboldt begegnen. Graf Dohna studirte in den Jahren 1786—1788 zu Frankfurt, also ziemlich in derselben Zeit mit unsern Brüdern. Neben der Berufswissenschaft widmete auch er sich insbesondere den classischen Studien. Sein Biograph, der als Geschichtschreiber Preußens rühmlichst bekannte Johannes Voigt, bemerkt bei dieser Gelegenheit: „von ungemein wichtigem Einflusse auf des Grafen geistige Entwicklung sei die Bekanntschaft und dann sehr bald innige Freundschaft mit dem edlen Freiherrn von Humboldt, sowie die mit dem nachherigen Staatsrath Rhediger gewesen. Das Beispiel dieser Freunde habe seinen Geist täglich mit dem Streben nach Vervollkommnung seiner Kenntnisse befeuert.“¹⁾ Diese Einwirkung des jungen Humboldt hat für

1) Friedrich Ferdinand Alexander Reichsburggraf und Graf zu Dohna-Schlobitten, dargestellt von Johannes Voigt. In den Zeitgenossen, B. 4. S. 6—7, Leipzig 1833, S. 19. (Diese Lebensskizze erschien auch gleichzeitig in besonderm Abdruck).

uns ein höheres Interesse, wenn wir bedenken, daß es derselbe Dohna war, in dessen Gemeinschaft jener nachmals die Bildungsanstalten und das Geistesleben in Preußen aufzufrischen sollte! — Graf Dohna bezog im Jahre 1788 ebenfalls die Universität Göttingen, und traf dort mit Humboldt wieder zusammen.

Bei der Wahl der Universität Frankfurt hatte wohl die Nähe des mütterlichen Auges und die Aussicht auf Göttingen den Ausschlag gegeben. Sonst hätte wohl Halle unter den preussischen Universitäten den Vorzug verdient, oder auch Königsberg, wo schon Kant für Humboldt der größte Anziehungspunkt sein mußte. Sich auf den künftigen Staatsdienst vorzubereiten, dazu genügte Frankfurt hinreichend, keineswegs aber um die höhere Ausbildung dieser Jünglinge zu vollenden. Das gewährte aber damals keine andere Universität in solchem Grade wie Göttingen.

Wahrscheinlich im Frühjahr 1788 bezogen Wilhelm und Alexander die Georgia-Augusta, und auf ihr verweilten sie, wenn wir die Ausflüge und Reisen des Aeltern mit einrechnen, etwa zwei Jahre. Göttingen war damals anerkannt die erste unserer Universitäten. Leipzig und Halle hatten schon von ihrem alten Rufe verloren; die Periode des Jenaer Glanzes beginnt erst in den neunziger Jahren. Für Humboldt's Ausbildung hätte ohnehin nicht leicht ein Ort sich fruchtbarer erweisen können, als Göttingen, welches von jeher der wahre Sitz unserer Alterthums- und Geschichts-Wissenschaft war — ja diesen Typus bis auf unsere Tage behalten hat. An eigentlich philosophischer Anregung mangelte es dort freilich ganz und gar; denn Göttingen hat sich die Philosophie von jeher recht eigentlich vom Leibe gehalten.²⁾ Doch diesen Mangel

2) Und gewiß zu seinem eignen Schaden, wenn schon manche Zeitverirrung dadurch fern gehalten wurde. Rehberg, in seiner

konnte Humboldt am ersten aus eignem Triebe ersetzen. Der ideale Drang, der ihn beseelte, führte ihn unmittelbar zur neuen Kantischen Lehre, d. h. zu dessen Schriften. Ein solches Studium aber hatte unendlich größern Werth, als irgend ein philosophischer Vortrag, den man damals, außer Königsberg selbst, von deutschen Kathedern hören konnte. Auf der andern Seite dagegen bot Göttingen desto größern Erfasß. Hier lehrte Heyne, ein Mann, der zur Wiederbelebung der Alterthumswissenschaften nicht wenig gewirkt hat, und in Wahrheit als der unmittelbare Vorläufer ihrer neuern Glanzperiode zu betrachten ist. Zwar übte er nicht die energische Wirkung, wie etwa Wolf und Boß, aber er bahnte diesen durch geschmackvollere Auffassung der Alten den Weg; er reihte sich in einzelnen Zweigen, z. B. in der Kunstarchäologie, zu den tüchtigsten Forschern, und das Wesentlichste leistete er als Lehrer an Ort und Stelle. Von Göttingen aus nahm die neuere deutsche Philologie ihren ersten Schwung: das philologische Seminar, dessen Leitung Heyne schon eine hübsche Reihe Jahre inne hatte, sendete nach allen Himmelsgegenden hin seine Zöglinge. Boß war einst Mitglied dieser Anstalt und auch Wolf hatte in Göttingen studirt. Darüber muß man Männer vernehmen, die jenen Umschwung mit erlebten. Georg Zoega z. B., der in den siebziger Jahren dort gewesen war, kam ein paar Jahre darnach wieder durch Göttingen. „Heyne, schrieb er von da einem

Skizze über Ernst Brandes, hat die Lichtseite jenes Widerstandes gegen die philosophischen Systeme, recht gut hervorgehoben, (Siehe Rehbergs sämtliche Schriften, B. 4. S. 416.) Es ist aber gewiß, daß es zuletzt dabei zurückbleiben mußte. Was hat Jena in früherer, Berlin in späterer Zeit so groß gemacht? Eben das, was Göttingen verschmähte. Allerdings wußte sich dieses den Ruf wissenschaftlicher Solidität zu erhalten und es war wirklich stets eine Pflanzschule unseres historischen und philologischen Wissens. Ich sage: es war; denn leider hat es nunmehr einer unsaubern Politik gefallen, dies Werk edler Vorfahren zu berühren und die ersten Lehrer der Georgia-Augusta mit Gensdarmen davonzujagen.

Freunde, hat gegenwärtig sehr vielen Zulauf, überhaupt wird Philologie, die zu meiner Zeit eine ziemlich verächtliche Sache war, jetzt von vielen mit großem Eifer getrieben.³⁾ Daß Heyne nachmals von größern Nachfolgern in Schatten gestellt wurde, daß er gegen diese, zum Theil durch eigene Schuld, in nachtheilige Stellung gerieth, kann sein wirkliches Verdienst nicht schmälern.

Beide Brüder genossen den näheren Umgang Heyne's,⁴⁾ der auch diese jungen Männer wohl zu schätzen wußte. Außer dem Einfluß, den er auf ihre Studien haben mochte, dankten sie wohl zunächst ihm auch das freundschaftliche Verhältniß zu seinem Schwiegersohne Georg Forster. Forster hielt sich während des Sommers 1788 in Göttingen auf und erst im Herbst dieses Jahres trat er in seine Stellung zu Mainz ein. Das Band zwischen Forster und den Brüdern Humboldt wurde daher gewiß während jenes Sommers begründet.

Es wäre von großem Interesse, zu erfahren, mit welchen Lehrern der Georgia-Augusta unser Humboldt sonst noch in Berührung gekommen. Das Feld der Geschichts- und Naturwissenschaften war reichlich besetzt. In den letztern glänzte vor allem der Name Blumenbachs und dieser war Alexander Humboldt's Lehrer. Von den Juristen zeichneten sich nicht nur Männer des alten Schlages, wie Pütter, sondern auch jüngere, wie Martens, dieser als Lehrer des Natur- und Völkerrechts, und der junge Hugo insonders aus. In der philosophischen Facultät fanden sich die tüchtigsten Männer, namentlich für die historisch-politischen Fächer. Da lehrten Schlözer und Spittler, Michaelis und Eichhorn. In derselben Facultät begegnen uns zu Humboldt's Zeit auch andere sehr interessante Namen, z. B. Lichtenberg, Bürger,

3) Zoega's Leben, von F. G. Welcker. I. 227.

4) Auch Alexander v. Humboldt. S. Freiesleben, a. a. D.

Ziorillo u. Das nächste Interesse mußte für Wilhelm Humboldt doch immer Heyne behalten. Und obschon er sich, wie es scheint, niemals in das philologische Seminar aufnehmen ließ⁵⁾, wird er doch in dessen Vorlesungen über Homer, über Pindar, über griechische und römische Alterthümer u. ein um so eifrigerer Zuhörer gewesen sein.

Für die vielseitige Richtung unsres Humboldt fand sich in Göttingen die reichste Nahrung, und was der lebendige Vortrag nicht darreichte, bot jeder Zeit die herrliche Büchersammlung dieser Universität in größter Fülle. In zwei Gebiete aber warf er sich während dieser Jahre mit besonderem Eifer: in die Alterthumswissenschaft und in das Studium der Kantischen Philosophie. Wie früh er sich durch ein umfassendes Eindringen in die Schriften der Alten eine großartige und in ihrer Art neue Grundansicht von der Bedeutung der Alterthumsstudien und der antiken Welt für die Neuern erworben haben mußte, das erhellt vorzüglich aus bekannt gewordenen Bruchstücken Humboldtischer Briefe, die vom Jahre 1788 herrühren sollen und die F. A. Wolf, in dessen Hände sie „durch einen angenehmen Zufall“ gelangten, im Jahr 1807 seinem Entwurf einer Darstellung der Alterthumswissenschaft einzuverleiben für angemessen hielt, bei welcher Veranlassung Wolf den Verfasser dieser Bruchstücke geradezu für denjenigen erklärte, in dessen Umgang und Bunde er selbst sich zu einer tiefern Ansicht des Alterthums emporgearbeitet habe.⁶⁾ Wir sparen uns aber eine nähere Beleuchtung dieser Richtung Humboldts auf die Zeit

5) Die Verfasser der Göttinger Gelehrtengegeschichte hätten Humboldt's Namen gewiß nicht vergessen, wenn er in das Seminar aufgenommen worden wäre. Sie melden uns ja pünktlich die Aufnahme A. W. Schlegels (im Jahr 1786), Wolkmanns und so vieler Andern.

6) Siehe: *Museum für Alterthumswissenschaft*, herausg. von F. A. Wolf u. Ph. Buttmann, B. I. Berlin, 1807, St. 1. S. 126 — 29 u. 133 — 37.

vor, wo er mit Wolf persönlich umging und an allen Bestrebungen dieses großen Forschers den lebendigsten Theil nahm. Hier galt es nur darauf hinzuweisen, welche Stufe auf dem Felde der Philologie Humboldt schon während seines Göttinger Aufenthaltes erstiegen hatte.

Ueberhaupt verweisen wir die übersichtliche Darstellung der von Humboldt in frühen Jahren eingenommenen Standpunkte wie seines Verhältnisses zu den Hauptrichtungen und Bewegungen der Zeit in die folgenden Bücher. Hier haben wir es nur mit dem Lernenden zu thun, auf seine Lehrer und seinen frühesten Umgang hinzudeuten und die günstigen Constellationen zu bezeichnen, unter denen er in die Welt und seine Lebensbahn eintrat.

An anregendem Umgang konnte es dem jungen, in jeder Beziehung hervorragenden Mann auf einer Hochschule wie Göttingen nicht mangeln, und zwar nicht bloß unter den ältern Männern und Lehrern allein, sondern auch unter den jüngern Köpfen und Studiengenossen. Vor allem wichtig ist uns das Zusammenleben mit seinem Bruder. Theilnehmend an dessen fast ganz abseits liegender Geistesrichtung und Thätigkeit, entwickelte sich Wilhelm's allseitiger Sinn mehr und mehr. Davor war er gesichert, daß das Studium der Sprachen und der Kunst ihn nicht verengere: Natur und Leben blieben stets im Gesichtskreise. Unter seinen nächsten, intimsten Göttinger Freunden war außerdem noch ein Mediciner, den wir schon im vorigen Abschnitt als seinen Lebensretter genannt haben — Johann Stieglitz nämlich, der nachmalige berühmte praktische Arzt, Obermedicinalrath und erster Leibarzt zu Hannover (geboren 1767, gestorben 1840). Stieglitz war ein Jude von Geburt. Er hatte sich nach seinen Schuljahren einige Zeit in Berlin aufgehalten und besonders mit philosophischen Studien beschäftigt. Dort wurde er mit Mendelssohn, Engel, Moritz, Marcus Herz, Biester

und vermuthlich auch schon mit Humboldt näher bekannt. Um Medicin zu studiren, ging er nach Göttingen. Dort knüpfte er eine innige Freundschaft mit Humboldt. Er war auch, in mehrfachem Betracht, eine diesem verwandte Natur. Man sagt von ihm, daß er höchst umsichtig in der Wahl seines Umgangs gewesen, und zum Theil schon seinen akademischen Freundschaften die spätere glückliche Gestaltung seines Lebens zu danken hatte. Gleich nach Beendigung der Studien ließ er sich als Arzt in Hannover nieder. Geistreich und vielseitig gebildet, wie er war, gelangte er da bald in den engeren Kreis eines Brandes, Rehberg, in welchem auch Humboldt schon während seines Göttinger Aufenthalts wohl bekannt war. In Hannover machte er sein Glück und stieg zu dem angesehensten ärztlichen Wirkungskreis empor. Auch als gelehrter Mediciner hatte er großen Ruf und zeichnete sich besonders als kritischer Schriftsteller in diesem Fache aus. Ueberhaupt schien er nur Verstandesmensch zu sein: die umsichtigste Lebensflugheit, die schärfste Berechnung aller Verhältnisse und Lagen ließ dem Anschein nach auf wenig Gemüthswärme schließen. Er vergaß sich nie. Aber nur um seine Zwecke zu erreichen und alle Hindernisse zu besiegen, beherrschte er die Regungen des Gemüths, ja bewältigte und verbarg er seine wärmsten Empfindungen. So konnte er mitunter selbst kalt und hart erscheinen, obwohl sein Herz für alles Edle und Erhabene schlug und seine Freunde die unerschütterlich treue Gesinnung gar wohl kannten. Es war ihm angeboren, die innigeren Empfindungen vom Alltagsleben ferne zu halten und das Gute und Edle in der Stille zu thun. 7)

Auch Stieglitz, wie wir berichtet, nahm in jenen Jugendjahren an der herrschenden Empfindsamkeit und an den

7) Ueber ihn besitzen wir den „Necrolog des weisand Dr. J. Stieglitz u.“ Von Dr. G. P. Holscher. Hannover, 1841.“

Bereidungsbünden Theil. Auch Graf Dohna kam von Frankfurt nach Göttingen und reihte sich zu diesem empfindsamen Freundeskreis. Zu den jüngeren Männern, mit denen Humboldt schon als Student in Berührung trat, gehörte, ohne Zweifel, auch der bekannte Genosse des Grafen Schlabrendorf, Delsner, der wie jener fast sein ganzes Leben in Paris zubrachte und mit Humboldt auch noch später in wiederholte Verbindung kam. Mit Aug. Wilh. Schlegel traf Humboldt auch schon in Göttingen zusammen. Neben großen Sympathien, die Zeit ihres Lebens zwischen diesen in ihrer schriftstellerischen Bahn sehr nahe verwandten Geistern bestanden, scheinen doch früh schon auch lebhaftere Spaltungen in ihren Urtheilen vorgekommen zu sein, wie sich denn z. B. Humboldt noch später in einem Briefe an Schiller⁸⁾ erinnerte, daß er schon in Göttingen sich mit jenem oft lebhaft über Heine's Ardinghello gestritten habe, welchem er selbst nie einen solchen Geschmack abgewinnen konnte. In späterer Zeit vermittelte sich auch ein Verhältniß mit dem jüngern Schlegel, der in der Periode seiner hellenistischen Bestrebungen unter allen Jüngeren fast am nächsten mit Humboldt's Richtung zusammentraf, nur mit dem Unterschied, daß dieser sich fest an den Göthe=Schiller'schen Kreis und unsere Klassik schloß, während die Gebrüder Schlegel bald vorzogen, eine neue Standarte aufzupflanzen und durch erweiternde, aber auch verwirrende Elemente, die sie heranbrachten, des schon gewonnenen Standpunktes und Weges wieder verlustig gingen. Für uns ist es hier nur von Wichtigkeit, diese ausgezeichneten kritisch=ästhetischen und forschenden Köpfe, ja Nebenbuhler, schon so früh sich begegnen zu sehen.

So geleiten wir unsern Humboldt bis ans Ende seiner Lehrjahre — wenn man diesen Ausdruck von einem Geiste

8) Vom 18. Dez. 1798.

brauchen darf, der bis zum letzten Athemzuge zu lernen fortfuhr — aber wir stehen noch keineswegs am Ende des Göttinger Aufenthalts. Denn in Wahrheit stand er schon während dieser Zeit als selbstständiger, fest entwickelter Mann da, er trat schon von dort aus in Verkehr und Briefwechsel mit ausgezeichneten Koryphäen der Litteratur und bereicherte auf kleinern und größern Reisen, die er von Göttingen aus machte, seine äußere Weltkenntniß wie den Kreis seiner Verbindungen. Damit beginnt denn seine eigne Lebensbegründung und sein erstes Wirken in der geistigen Welt, dessen Darstellung wir dem folgenden Buche vorbehalten. Göttingen war das letzte Stadium seiner Jugendbildung und der Ausgangspunkt seiner eigenen Wirksamkeit. Welche Reihe der namhaftesten und verdientesten Männer zählt die Georgia-Augusta unter ihre Schüler! Der Name Humboldt ist gewiß keiner der geringsten unter ihnen, und Wilhelm würde, wenn er es erlebt hätte, seinen Dank eben so laut ausgesprochen haben als sein Bruder Alexander, dem es vergönnt war der großen Jubelfeier dieser Universität (1837) beizuwohnen und der bei dieser Gelegenheit das schöne Bekenntniß niederlegte, „daß er auf dieser berühmten Hochschule den edleren Theil seiner Bildung empfangen.“

Hier am Schlusse der Jugendjahre und an den Zeitpunkt gelangt, wo Humboldt selbst in den geistigen Bewegungen der damaligen Welt mitzuwirken anfang, wollen wir auch einen Blick auf die günstigen äußern Conjunkturen werfen, unter denen er seine Lebensbahn betrat. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß ein seltener Glückstern der Stunde seiner Geburt geleuchtet. Wie günstig war schon die äußere Stellung, in der er geboren wurde! Von der Wiege an schien kein Streben, kein Wunsch versagt. Den

herrlichsten Gaben des Genius standen durchweg auch die äußern Mittel förderlichst zur Seite. Was man zur Bildung solcher angeborener Kräfte heischen konnte, wurde, wie wir aus den mitgetheilten Zeugnissen erfahren, mit auserlesener Sorgfalt gewährt. Doch auch ohne diese Sorgfalt würde Humboldt's Entwicklung kaum eine andere geworden sein. Denn dieser Bildungstrieb lag in seiner innersten Natur; die herrlichste Mitgift, die ihm geworden, die ihm eine immerwährende Jugend erhielt, war eben die: den großen Bewegungen der Zeit den offensten Sinn entgegenzubringen, so daß einem solchen Geist im Grunde nur die eine Förderung zu wünschen war: sein Leben in einer Zeit des Aufschwungs und großer Bewegungen beginnen und durchwandeln zu können. Und diese Günst wurde Humboldt im ausgezeichnetsten Maße zu Theil.

Wir sehen, wie die Verbesserung der Erziehungsformen und des Unterrichts schon seiner Jugend zu Gut kam. Aber wie in diesem, so war in allen Zweigen geistiger Thätigkeit eine Periode der Erneuerung angebrochen, von der sich jede höhere Kraft mit erhoben und getragen fühlte. Ueber ganz Europa hatte sich mehr oder minder eine Gährung ausgebreitet, die in Deutschland einen überwiegend geistigen Charakter trug, während sie anderwärts gleich zu politischen Umwälzungen drängte. Unter uns dagegen ward hauptsächlich nur das innere Leben ergriffen, die Denkart, die Gesinnungen erneuten und veredelten sich, und in allem, was damit zusammenhängt, in Kunst, Philosophie und Wissenschaft, brach ein neuer Morgen an.

Der politische Umschwung sollte bei uns nur allmählig, nur in Folge der geistigen Verjüngung erreicht werden. Dennoch warf auch in unser verfallenes politisches Dasein die Erscheinung eines geistvollen, unternehmenden Fürsten eine aufregende Säuerung, die nicht allein in den Grenzen

feines zur allgemeinen Achtung emporgekommenen Staates, sondern durch ganz Deutschland ihre Wirkung verbreitete. Wir haben in den vorigen Abschnitten der geistigen und bürgerlichen Aufklärung gedacht, die unter den Fittigen des großen Königs emporwuchs. Humboldt war Preuße von Geburt. Unmittelbar in der erregenden Nähe des begeisternden Fürsten und unter den Eindrücken jener freieren Denkart gebildet — wie hätte des Jünglings Sinn nicht früh auf große Verhältnisse und Weltansichten gewendet werden sollen? Der preußische Fopf und das Kamassenthum hasteten nicht an unserm Brüderpaare, aber einen kräftigeren Geist, eine ächte Vaterlandsgesinnung athmeten sie mit der heimatlichen Luft ein. Vor der Nüchternheit märkischer Bildung wahrte sie ihr eigener Genius und ihr stets dem erwachenden tiefem deutschen Geistesleben zugewendeter Sinn. Dagegen blieben sie der Helle und Aufklärung, die ihre Jugend umgab, ihr ganzes Leben getreu. Auch als sie die tieferen Gänge unsers geistigen Lebens mit durchwandelten, ja diese zum Theil selbst öffnen halfen, begleitete sie stets das Licht, das einst in ihrer nächsten Nähe Friedrich der Große und unser Lessing angezündet hatten. So wird uns Humboldt's Laufbahn, die durch so viele romantische, philosophische und politische Strudel hindurchgeht, zum Beweis dienen, daß er jenen leitenden Compaß nicht aus dem Auge verloren hatte.

Der stärkste Hebel und die schönste Frucht der innern Verjüngung Deutschlands war das Aufblühen und schnelle Wachsthum einer nach dem höchsten Ideal emporringenden Nationalliteratur, und mit dieser setzte das Glück unsern Humboldt von früh an in das schönste und fruchtbarste Verhältniß. Mit dem Werden dieser Litteratur wuchs er heran. Er erblickte das Licht der Welt in dem Jahre, wo Minna von Barnhelm erschien. Göthe's und Schiller's Jugendwerke

die Sturmperiode unsrer Dichtung, durchschütterte in voller Stärke den Knaben und Jüngling, und eben als dieser an den Werken des Alterthums das vollendete Kunstideal in sich aufgenommen hatte, schenkte uns Göthe die Schöpfungen, die eine glücklichere Zone gereift und vollendet hatte. Jetzt näherten sich die Jahre, wo auch Schiller sich zum Kunstideal erhob und mit Göthe zu gemeinsamer Wirksamkeit verband, wo dann in schneller Folge die größten Werke geschaffen und die höchste Stufe der Kunst und Kunsteinsicht erstiegen wurde — mit einem Wort, jener Gipfelpunkt unserer Litteratur, der die mächtigsten Impulse hinterließ, wenn auch die Litteratur selbst von dieser Höhe nur zu bald wieder herabsank. War es schon ein nicht geringer Vortheil an diese Höhe gleichsam mit heranzuwachsen und nicht das schon Errungene nur so mühe-los zu erben, so war es ein noch größerer, beim Beginn jener höchsten Epoche so gereift zu sein, um an dem Wirken unsrer größten Geister Theil haben und es durch Rath und That, durch Theorie und Kritik fördern und ergänzen zu können. Dies Glück wurde beiden Humboldt, und namentlich dem ältern, vergönnt. Während Alexander Göthe's naturwissenschaftlichen Arbeiten parallel ging, schloß sich Wilhelm ganz an die ästhetischen Forschungen unsrer beiden größten Dichter an, wurde von beiden des innigsten Vertrauens gewürdigt und als ebenbürtiger Genosse betrachtet und so eng, so umfassend in die Bestrebungen dieser Geister verflochten, daß er, wie kein Anderer, als ein ergänzendes Glied der Weimar-Jenaischen Glanzepoche erscheint. Ohne selbst ein Kunstwerk solcher Art hervorzubringen, knüpfte er durch die Theilnahme, die er im höhern Sinne an den Werken und Forschungen unsrer größten Meister nahm, seinen Namen an die ihrigen an. Sein Einfluß auf die Grundsätze und Hervorbringungen Göthe's und Schiller's in der Zeit ihres Zusammenwirkens, war der größte und

entschiedenste und kein Dritter konnte sich in diesem Bezug irgend mit ihm vergleichen.

Was befähigte nun Humboldt vorzugsweis, diesen Einfluß auf unsre classische Litteratur auszuüben? Gewiß, die Bildung und Universalität seines Geistes, sein Geschmack, sein Verständniß der neuern Philosophie, vor allem aber seine Richtung auf die Formen und Vorbilder des Alterthums, in deren Verehrung er sich mit den großen Dichtern so wunderbar begegnete. Und wie begünstigte ihn dabei der andere Umstand, daß das Studium des Alterthums in seinen Bildungsjahren eben einen neuen Schwung nahm, ja daß hier eine neue Wissenschaft entstand, an deren Begründung Humboldt, der Genosse und Freund eines Fr. A. Wolf, gleichfalls keinen unbedeutenden Theil haben konnte.

Noch in seine Jünglingsjahre fiel auch die Erneuerung der Philosophie durch Kant. In frühester Zeit machte diese Lehre den größten Eindruck auf ihn und er eignete sich dieselbe mit dem lebendigsten Sinne an. Sie blieb fortan eine Grundlage seines Denkens, sie diente ihm auch da noch als Leitstern, wo er über ihre Gränzen hinausschritt. Mit Recht hat man ihn zu denjenigen gezählt, die den Standpunkt dieser Philosophie erweiterten, theils durch die ästhetischen Forschungen, denen er im Bunde mit Schiller oblag, theils durch die Begründung der Philosophie der Sprache, die wir erst seiner Vertiefung in dieses Gebiet verdanken.

Wir könnten den glücklichen Stern, der Humboldt's Leben begleitet, gleich weiter verfolgen, und darauf hinzeigen, wie es ihm später vergönnt wurde, zu der so nothwendig gewordenen Reorganisation seines Vaterlandes mitzuwirken und sich hierbei durch freimüthiges und entschiedenes Streben an die geehrtesten Namen unsrer Zeit zu reihen, und doch im

rechten Moment eine Bahn wieder zu verlassen, auf der nichts mehr zu hoffen blieb, als Einbuße an schon erworbenem Rufe und Verdienste; wie es ihm ferner gegeben war, auch die Mußejahre seines Alters zu verewigen und sich eben in den sprachphilosophischen und vergleichenden Forschungen ein Reich zu gründen, in welchem er für unsere Zeit und Nation so einzig dasteht, wie sein Bruder auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete.

Hier haben wir aber nur die bestimmenden und fördernden Einflüsse seiner Jugend im Auge zu behalten. Zudem dürfen wir die sonstigen Glücksfälle seines Lebens nicht gar zu hoch in Rechnung setzen. Denn, wie sich Geist und Charakter in ihm fast unabhängig von seinem äußern Lebenslaufe entwickelt haben, so würde auch seine spätere geistige Thätigkeit unter allen Umständen fast dieselbe gewesen sein, während für sein früheres Einwirken, wie für die Bildung, die er in frühestem Lebensalter sich aneignen konnte, das glückliche Gestirn, unter welchem sein Leben und seine Laufbahn begann, von unläugbar großem Gewicht war.

Humboldt selbst scheint die Wichtigkeit dieser Jugendeindrücke und seiner frühesten Entwicklung gar wohl empfunden zu haben. Auch beseele ihn die freudige Gewißheit, der Richtung, die sein Wesen in jenem Alter empfangen, immer treu geblieben zu sein; ja das Gefühl des Segens, der in dieser Treue ruht, sprach er am Abende seines Lebens in einem der Sonette aus, die seine letzten Bekenntnisse enthalten. Da ich einmal einen Blick auf sein späteres Leben geworfen, wußte ich auch nicht besser als mit wörtlicher Anführung dieser schönen Strophen zu schließen.

„Wer seiner Jugend treu bleibt durch das Leben,
Und hoch im Herzen achtet diese Treue,
Bewahret Einheit in des Geistes Streben,
Und kennt den Stachel niemals bitterer Reue.

Des Alters Brust noch die Gefühle heben,
 Die heiligten der Jugend Blütenweih;e;
 Der ersten Sehnsucht leises Wonnelieben
 Dem ganzen Dasein glänzt, wie Himmelsbläue.

Denn von den duft'gen Lebenskränzen allen
 Am duftigsten der Kranz der Jugend schwillt;
 Bis hin zum Grabe Balsam ihm entquillt.

Die andern auf Momente nur gefallen.
 Die Hand der Zeit ein Herz läßt unberührt,
 Das fromm und treu der Jugend Genius führt.“

Zweites Buch.

Lebensgestaltung und frühestes Wirken.

1788 bis 1794.

Man hat von Humboldt gesagt, er sei von keinem Alter gewesen, habe keinem angehört, ¹⁾ und diese Bemerkung wird sich, von dem Punkt an zum wenigsten, wohin wir nun gelangt sind, vollkommen bewähren. Die erste jugendliche Aeußerung seines Enthustasmus paarte sich schon in den reifern Jünglingsjahren mit kühler Besonnenheit und von nun an übten „die verschiedenen Lebensalter, welche sonst wohl denselben Menschen in ganz entgegengesetzter Gestalt zeigen,“ an Humboldt nur geringe Macht, sie bezeichneten nur äußerliche Unterschiede, fast nur die Gegenstände, mit denen er vorzugsweise beschäftigt ist, wechseln in verschiedenen Epochen, immer aber begegnen wir demselben Grundcharakter, ja bis in die kleinsten Züge der Form tritt uns schon in den Briefen des Zwanzigjährigen dasselbe Gepräge entgegen, das wir in den Darstellungen des Sechzigers wieder erkennen, und das als der wahre Ausdruck seiner Natur, wie diese, unveränderlich feststand.

In der Skizze von Humboldts Jugendleben haben wir auch die Urbestandtheile, aus denen seine Natur sich entwickelte, schon berührt. Wir sahen die schroffen Gegensätze ungeheurer Empfindsamkeit und kältester Ruhe seltsam gepaart, und dieselben Gegensätze sind es, die, gemildert und gehoben, der stete Grundzug seines Wesens blieben. Scharfe, ja anscheinend widersprechende Gegensätze in der ganzen

1) Barmhagen a. a. D., S. 276.

Anlage des Menschen bilden häufig genug gerade die Bedingung großer Individualitäten, noch öfter jedoch sind sie auch die Ursache großer Charakterlosigkeit und schroffer Widersprüche in ihrem Leben. So auffällig verbunden aber und doch so glücklich geeint, wie in Humboldt's Erscheinen, begegnen sie uns selten. Was sich sonst kaum in einem und demselben Menschen zusammenfindet oder nur schwächend und paralyisirend wirkt, das vereinte sich bei ihm zu kräftiger Totalität. Die große Empfänglichkeit, die Humboldt, wie Schiller von ihm sagte, zum gebornen Kritiker machte, schloß bei ihm die Energie des Charakters nicht aus; zu der empfindsamsten Reizbarkeit des Gemüths gesellte sich die schützende Kälte des Verstandes; mit dem höchsten Schwung des Gedankens verband sich die Vertiefung in die trockensten Einzelheiten positiver Wissenschaft. Wie oft hatte man nur eine Seite seines Wesens berührt, wenn man den ganzen Humboldt geschildert zu haben meinte. So z. B. in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Den Meisten erschien die Universalität des Geistes bewunderungswürdig. Andere wieder bezeichneten die Gründlichkeit des Strebens und Wissens als das, was ihn besonders charakterisire, was ihm selbst als Höchstes gegolten. So äußerte sich einst auch K. L. von Woltmann, der bekannte Historiker, über unsern Humboldt. „Wenn es, sagt er, ²⁾ seinem Bruder Alexander eigen war, ungeheure Strecken der menschlichen Erkenntniß zu durchheilen, so war es Wilhelms Gewohnheit, sich irgendwo im Gebiete derselben auf eine Zeit lang fest anzusiedeln, und alles, was

2) In einem Artikel über Humboldt, der einst in den von F. A. Brockhaus herausgegebenen Deutschen Blättern (B. 2., 1. Jan. 1814) erschien. Den Verfasser würde man leicht schon an der ihm eignen diplomatisirenden Phraseologie erkennen; allein man weiß auch, daß er damals einen namhaften Antheil an jenen Blättern hatte. Dieser kleine Artikel über Humboldt ging dann in die ältern Auflagen des Conversations-Lexikons über.

es dort gab, auf das genaueste und tiefste zu erforschen. Auf kleinem Raume richtete er immer ein großes Werk des Studiums auf.“ So einzeln hingeworfen erschöpft dieser Ausspruch die Wahrheit noch nicht: erst in den entgegengesetzten Auffassungen kömmt sie zu Tage.

Also nicht das Vorhandensein dieser Gegensätze, sondern ihre Mischung und Verknüpfung zu einem wohlthuenden Ganzen, zu entschiedenem Charakter, dies ist's, was uns an Humboldt's Wesen verwündert. Was aber auf den ersten Blick beinahe unerklärlich, ja räthselhaft klingt, löst sich doch für den aufmerkenden Beobachter bald, und zwar daraus, daß diese scheinbar widersprechenden und jedenfalls entgegengesetzten Eigenschaften in ihm nicht chaotisch zusammenwirkten, sondern an einem tiefern Zuge seines Wesens eine Art Beherrscher hatten und übrigens in verschiedenen Momenten, d. h. je nach dem Gegenstande, der eben vorlag, oder in solcher Unterordnung der einen gegen die andre hervortraten, daß immer nur Eine sich herrschend und maßgebend zeigt, die Andern nur nebenwirken, mildern, bedingen. Vor allem muß man jenen tiefern Grundzug zu erfassen und von den ihm zur Seite stehenden Eigenschaften zu scheiden wissen. Dann wird das, was uns flüchtig angesehen, vielleicht als ganz hervorstechend und bestimmend an Humboldt dünkte, bei genauerm Anblick nur als eine Seite und nicht einmal die herrschende seines Wesens gelten. So ehren wir an ihm auch die Entschiedenheit der Gesinnung, die Festigkeit des Willens, wir bewundern die Klarheit, womit er uns die Ergebnisse seiner Forschung darlegt, die Helle, in der sein Genius erscheint, und finden am Ende, daß dies alles den innersten Grund seines Wesens nicht aufdeckt. Dieses Innerste war durch sein ganzes Leben der ideale Trieb, der ihn beseelt. Nur die Form der Empfindsamkeit und schwärmerischer Begeisterung, die er in erster Jugend angenommen

hatte, fiel allmählig wie eine Hülle herunter. Der Trieb selbst aber verschaffte sich nur in reinerer Gestalt Geltung, er befeelte jedes Bestreben Humboldts, ja sein Leben im eigentlichen, höheren Sinne. Während er oft nur mit praktischen oder scheinbar außewesentlichen Dingen sich zu beschäftigen schien, wohnte er dennoch im Reiche der Ideen. Jede Forschung niederer Art knüpfte er innerlich an die höchsten Bezüge des Denkens; alles, was er trieb, war geschwängert von der Begeisterung für das Ideale, und selbst in den trauten Umgang, den er pflog, mischte sich unabänderlich ein Zug schwärmerischer Empfindung. Sein Streben ging durchaus dahin, die Eigenschaften und die Verkettung der geistigen Welt in ihrer Tiefe zu fassen und selbst in dem nothwendigen Handeln für den Moment den Blick auf die Allentwicklung der Menschheit nicht zu verlieren. Er war im Grunde seines Wesens eine erforschende Natur, er lebte nur in den Anschauungen und Ergebnissen, die er gewonnen, und verglich sich selbst in den spätern Tagen seines Lebens mit den „Vertieften,“ die uns in der indischen Poesie vorgeführt werden. Diesen Kern der Humboldtischen Natur in allen oft so abweichenden Erscheinungen noch zu erkennen, muß man stets den Trieb von dem Gegenstande, den Stoff von der Form seines Wirkens unterscheiden; man muß überall den vorherrschenden Zug von den nebenwirkenden Eigenschaften, den handelnden, von entschiedenen Grundsätzen geleiteten, praktischen Humboldt von dem denkenden und überschauenden gesondert im Auge haben. Seine Größe besteht darin, daß er mit jenem alles beherrschenden Idealismus einen tüchtigen Sinn für die Gegenwart und ein entschiedenes Wollen und Wirken in gegebenen Verhältnissen vereint. Ueber seinen Antheil an der Wirklichkeit darf uns jedoch der Kern und Trieb dieses Geistes nicht verdunkelt werden. Freuen wir uns ihn handelnd und wirkend zu sehen, kräftigen

wir uns an der geklärten, tüchtigen Gesinnung, folgen wir den hellen, edlen Formen seiner Rede — nur laßt uns auch den Geist, der über all dem waltete; in seiner Heimath aufsuchen — den Geist, der, das Große und Schöne der Vergangenheit und Gegenwart in Gedanken zusammenfassend, nichts höher achtete und nichts höheres erstrebte, als in der ganzen Menschheit den ideellen Menschen zu entdecken und dessen reinsten Form und reichsten Umfangs sich bewußt zu werden, ja beides, insofern seine Kräfte zureichten, an sich selbst, wenn auch immer in individueller Gestalt, zur lebendigen Erscheinung zu bringen. Er lebte ebenso in der ältesten Vergangenheit wie in der Gegenwart, ja wo es nicht zu handeln galt, fast mehr in jener. In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn er in spätern Jahren einen alten Freund von dessen politischem Standpunkt er sich nur zu sehr entfernt wußte, also anredete: „Ich kann mir nicht denken, daß wir in dem, was man eigentlich Ansichten nennen kann, verschieden wären, liebster Freund. Aber auch mit Menschen, von denen ich allerdings abweiche, irrt mich das sehr wenig. Ich habe bei jeder Sache zwei Ansichten, und es ist mir, wenn ich nicht eben handeln muß, ziemlich eins, mit welcher man sich zu beschäftigen vorzieht. Ich habe von jeher nur ein althistorisches Interesse gehabt, und da schrumpft alles Menschliche unglaublich zusammen, man sieht mehr den Strom, der die Dinge fortreißt, als die Dinge selbst.“

Auf diese Art wurde es Humboldt möglich, uns als Charakter zu ergreifen, da er über den innersten Drang doch die nächste Lebensstellung nicht verabsäumt, sondern ihr auf das würdigste Genüge leistet. Ja er stand, gleich Wenigen, wie ein Riese unter der thatlosen, unkräftigern Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Dagegen mahnt er uns mitten unter den handelnden Genossen — und er war keiner der Geringsten unter

ihnen — wie ein fremder, sonderbarer Geist: er scheint zu entfliehen, wenn wir ihn zu halten meinen und in der kältesten äußern Hülle verräth er plötzlich den tiefen Drang seines Geistes und Gemüthes. Zu einer Zeit, wo er die deutschen und preussischen Interessen mit einer Beharrlichkeit vertheidigte, die an eine ächte Begeisterung für die Sache Niemand zweifeln ließ, wußte ihn Görres, im Rheinischen Merkur, nicht rühmender zu bezeichnen, als indem er ihn „kalt wie die Decembersonne“ nannte.

Wie unheimlich mußte ein solcher Geist den Diplomaten, und gerade den feinsten und verschlagensten, sein! Was Wunder, wenn Talleyrand, der doch über Humboldt den Staatsmann zu äußern sich gedrungen fühlte: „*que c'était un des hommes d'état dont l'Europe de mon temps n'en a pas compté trois ou quatre,*“ zu andrer Zeit sein Mißbehagen ausdrückte, daß er den Mann doch nicht ganz durchschaue und seine Eigenthümlichkeit etwas ihm Unverständliches behalte.

So war Humboldt. Eine Natur von seltener Anziehungskraft, auch da wo sie wie geflissentlich zurückzustossen schien. Dem einseitigen Blick oft unverstanden, dem tiefergehenden eine der gesündesten Erscheinungen ihrer Zeit. Hamlets Geist, denkend, sinnend, brütend wie der Modernsten Einer, und, wo es zu handeln galt, wie ein antiker Mensch, ja in vereinter Thatkraft und Schönheitschwelgerei ein Grieche. Die Energie seines Charakters ließ ihn vor keinem Ergebnis des Denkens zurückschrecken und wie der Gedanke ihn nicht dem Leben, so entführte das Streben ihn nicht dem Genuß. Ja zum Schwelgen in Gedanken und Empfindungen alles Großen und Schönen war seine Natur von vornherein angelegt. Der kritische Verstand, der äußerlich vorwaltete, war eigentlich nur das Mittel für jene sinnende Tiefe. Er schützte ihn aber zugleich davor, in dieser letzteren zu versinken;

und im Bunde mit der Festigkeit des Willens vermochte sein Verstand über ihn, sich an alle gebietenden Ideen und Bedürfnisse der Mitwelt fest und gesund anzuschließen und kettete ihn so wieder an die Wirklichkeit und ihre Bewegungen.

Im Reiche der Ideen war seine Heimath — alles Andre berührte ihn nur, weil es die Pflicht, weil es die Zeit gebot, in der zu handeln er sich verbunden fühlte, weil es die Verhältnisse mit sich brachten, in die ihn das Schicksal gestellt hatte. Sener Heimath aber blieb er stets mit einer Hingebung zugewendet, die an das Schwärmerische gränzt. Dahin trug er alles, was er liebte, die Liebe selbst, die Freundschaft, das Alterthum, die Kunst und die Freiheit. „Sei'n Sie überzeugt, mein theurer Freund,“ rief er Schillern in seinem letzten Schreiben zu, „daß mein Interesse, meine Richtungen sich nie ändern werden. Der Maßstab der Dinge in mir bleibt fest und unerschüttert; das Höchste in der Welt bleiben und sind die — Ideen. Diesen hab' ich ehemals gelebt, diesen werde ich jetzt und ewig getreu bleiben, und hätte ich einen Wirkungskreis, wie den, der jetzt eigentlich Europa beherrscht [Bonaparte's], so würde ich ihn doch immer als etwas jenem Höheren Untergeordnetes ansehen, und das ist meine wahre Meinung.“

Doch ohne den Gegensatz in seiner Natur würde Humboldt im politischen Leben nie eine Rolle gespielt haben, ja sogar unpraktisch erschienen sein, gleich der unendlichen Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Allein ihn hatte das Geschick zugleich mit dem überlegensten Verstande gerüstet. Dieser beherrschte die ganze Außenseite seines Wesens; ihn ließ er im alltäglichen Leben allein walten; ihm war die reichste Fülle des Geistes, der Beredsamkeit, des Wises zuständig und

unterthan; er legte sich wie der strengste Wächter um den idealen Trieb des Innern und hielt die Wärme und Begeisterung wie in Banden. Man hat mit Recht behauptet, „daß von Humboldt's Geist in der That nicht groß genug gedacht werden könne.“ Aber um ihn in einem so außerordentlichen Maße und in solcher Ausdehnung bewähren zu können, mußte nicht bloß jene innere, idealische Einheit in ihm vorhanden sein, sondern es bedurfte zugleich für den äußern Gebrauch so vielseitiger Kräfte dieser alles beherrschenden Kraft — des Verstandes. Er hatte diese Herrschaft und übte sie mit freiester Ueberlegenheit. Ihr verdankte er die Macht, die er im handelnden Leben und im Umgang behauptete.

Mit dieser Stärke hing aber auch, wie wir schon einmal berührten, die verfängliche Seite in ihm nahe genug zusammen. Indem er die innerste Empfindung zurückdrängte und fremden Augen absichtlich entzog, wurde der ideale Zug seines Innern oft ganz versteckt. Statt der edelsten Empfindung und wärmster Begeisterung zeigte sich im gewöhnlichen Umgang oft nur die eifrigste Kälte, eine gewisse Verachtung gegen die Tageswelt, eine Herbheit, die am unredlichen Orte auch verlegend wurde. Bald nahm er den ganz entgegengesetzten Anschein, um die umgebende Mittelmäßigkeit zu necken, bald erging er sich wie zu eigener Erholung in allen Wendungen der Dialektik, vielleicht nur um den Gegner zur Rede zu bringen, ihn zu durchschauen und auch solche Erfahrung zu nutzen. Oft ließ sich seine Gleichgültigkeit an der äußern Zusprache kaum zur kältesten Erwiederung bewegen, so daß er, der Beredte, wie Einer erschien, dem dreifaches Erz die Brust umgürtet. Barnhagen, dem wir in der Schilderung seiner äußeren Erscheinung vorzugsweis zum Führer haben, fand einst sogar an dem bekannten Verbrenner Moskauß, dem Grafen Rastopshin, eine gewisse Aehnlichkeit

mit Humboldt — dieselbe scheinbare Kälte, unter welcher sich denn doch die Wärme der Empfindung nicht ganz verdecken konnte, dieselbe Quelle des scharfen und eigenthümlichen Witzes, nämlich die Ungeduld, sich der Langenweile zu fügen, die den gewöhnlichen Gesprächen sich so leicht anheftet, und der man, wenn der fremde ausbleibt, nur durch eignen Witz entgegen gehen kann. ¹⁾ In der Periode seiner politischen Thätigkeit, wo oft auch nothgedrungene Verstellung zu üben und mit Menschen aller Art zu verkehren geboten war, mag dann die Laune und der Uebermuth des überlegenen Mannes zuweilen bis zu bedenklicher Höhe gestiegen sein. Erst in den letzten Lebensjahren fiel diese Hülle wieder größtentheils ab, und das innigste Gefühl trat unverstellt hervor, in sanfter Güte, in liebevoller Theilnahme, die jedes Herz zu edler Nührung stimmten. ²⁾

Doch wo Humboldt unmittelbar mit dem Großen und Aechten zu verkehren hatte, da trat stets das Gefühl und der ideale Trieb unverstellt hervor. Namentlich im Umgang mit ganz ebenbürtigen und verwandten Geistern so wie überhaupt in seinem höheren Streben und Wirken.

In seinen schriftlichen Arbeiten ist zwar auch der forschende, kühle, ganz auf den Gegenstand gerichtete Verstand vorherrschend. Aber auch dieser ist hier gewohnt, das Einzelste an die höchsten Bezüge des Denkens emporzuheben oder in die geheimnißvollen Urgründe des Wesens zu verfolgen. Auch in den kältesten Entwicklungen weht uns plötzlich sein persönlicher Geist, sein Gemüth an. Den einfachen Wogenschlag des Gedankens unterbrechend, strömt die Idealität oder ein schwärmendes Gefühl, manchmal nur andeutend und desto reizender, aber oft auch unmittelbar in das kühle Meer

1) Denkwürdigkeiten, B. 6., 1842. S. 149.

2) Barmhagen, in seiner Skizze über Humboldt, a. a. D. Thl. 4., S. 289.

seiner Forschungen. Gerade darin liegt für uns eine besondre Schönheit seiner Schriften. Männer von auffallend schwärmerischer oder nüchterner Denkart zeigt unsere Litteratur in großer Anzahl. Seltener Beides in so charakteristischer Verknüpfung. Auf ähnliche Art herrscht bei Lessing und Göthe ein verständiges Element. Welcher Reiz aber ist es z. B. in Göthe's Prosa, auf dem ruhigen, spiegelglatten See der Beobachtung und Schilderung hingleitend, plötzlich von der Fluth der Empfindung und allen Brandungen der Leidenschaft übermannt und fortgerissen zu werden! Der Idealismus, der sich mit dem kühlen Gedankengange verwebt, wirkt ähnlich der Poesie, ja er ist der eigentlich poetischen Gabe innerlichst verwandt. Bei Humboldt wirkt diese innere Begeisterung stark genug, um wie eine in der Tiefe leuchtende und wärmende Flamme selbst die kältesten Spitzen auf der Oberfläche der Darstellung noch zuweilen mit ihren Strahlen zu röthen.

Wunderbar ist es, daß der Verstand, der sich bei ihm im Alltagsleben oft getrennt vom Gemüthe und in den seltsamsten Verhüllungen erging, sich in der schriftlichen Aeußerung nie zu Spiel und Sophistik verirrete. Da war er stets an das Höchste geknüpft; ja man verspürt nichts von dem Hange zur Paradoxie und willkührlichen Dialektik, der den Nordostdeutschen und namentlich den Berlinern, nur zu oft, ebenso in Schriften wie im Leben, eigen ist — und der hie und da sogar zur Sophistik wird. Ein solcher Zug von Paradoxie liegt selbst in Lessing. Kant hielt sich vielleicht am freiesten davon und prägte den Geist seiner Landsleute gewiß am nüchternsten aus. In Humboldt's Leben begegnen wir ebenfalls dieser Lust zur Verhüllung, ja zu kalter und sophistischer Dialektik. Seine Schriften aber, wie sein ganzes höheres Streben und seine öffentliche Laufbahn, hielt er frei davon. Da ließ er, wie in geweihten Regionen nur den haarsten Ernst walten, weshalb er uns auch da durchaus so gesund

erscheint, zuweilen vielleicht eher schwärmerisch, noch öfter kühl, niemals aber willkürlich oder sophistisch.

Wenn schon im persönlichen Umgang mit Freunden sich die Empfindung unverhüllter aussprach, so tritt uns vorzüglich in seinen freundschaftlichen Briefen die innigste Verknüpfung des idealistischen und gefühlvollen mit dem verständigen Humboldt entgegen. In diesem Sinne erscheinen sie uns als die schönsten Denkmale seines Geistes, als der unmittelbarste Ausdruck seines ganzen Wesens. Da spricht der Mensch uns an und sein idealstes Streben, das wärmste Gefühl, die innigste Begeisterung, in edler, reiner, einfacher Form. Zwar auch hier noch durchdrungen und überwacht von dem Gegensatz des Verstandes, aber auch nur so weit, um auch das Innerlichste in keuscher, durchsichtiger, crystallinischer Gestalt ans Licht zu fördern. Daher der seltne Reiz, den seine geist- und gemüthvollen Briefe haben, die ohne Frage zu den schönsten gehören, die wir in unsrer Sprache besitzen. Kälte und Feuer, Gemüth und Geist, sind darin auf eine wunderbare Art gemischt.

Damit haben wir die Hauptgegensätze des Humboldtischen Charakters und ihre bedeutendsten Ergebnisse in Leben und Schrift berührt. Später werden wir in einzelnen Ansichten und Richtungen dieses Geistes dieselben Urbestandtheile nur in andern Formen und Nuancen wieder finden, ja selbst an seinen ästhetischen Sympathien erkennen, wie bald der ideal-empfindende, bald der verständige Theil seines Wesens Genüge sucht.

Die Kantische Philosophie ging, wie jede große geschichtliche Erscheinung, aus einer nothwendigen Richtung der Geister hervor. Kant suchte die Aufgabe, die damals die allgemeine war, und die ebenso in der Kunst wie im Leben zu bewältigen vorlag, in der eigentlichen Tiefe des

Gedankens zu lösen. Es galt die Einheit des Vernünftigen und Sinnlichen zu erkennen und somit die Rechte des Verstandes mit denen der Sinnlichkeit auszugleichen.

In Humboldt's Natur, die aus Idealität und Verstand so eigenthümlich verbunden war, lag schon die ganze Anlage zum Kantianismus, zugleich aber das Streben, diesen Standpunkt, der den Trieb und die Pflicht, Vernunft und Sinnlichkeit, noch immer schroff auseinander hielt und die Einheit der reinen, totalen Menschennatur nicht erfaßte, auf demselben Wege und durch die eigene Methode des großen Königsbergischen Weisen zu überwinden. Humboldt hegte denselben Drang, die Lösung aller höheren Fragen im Reiche der Ideen zu suchen, und zwar auf demselben kritischen Wege, den Kant eingeschlagen hatte. Er hatte das Bedürfniß, zur Anschauung des idealen Menschen zu gelangen — und auch hier fühlte er sich auf Kantischem Wege gefördert — aber er suchte, wie Schiller, die Schranke der Kantischen Anschauung zu durchbrechen, und die volle Totalität der Menschennatur zu erfassen. Nicht bei dem feindlichen Gegensatze von Neigung und Pflicht wollten diese Männer beharren — es galt ihnen auch darüber hinaus der Anlagen und Forderungen ächter Humanität sich bewußt zu werden, und die angeborenen edlern Menschentriebe zur Anerkennung zu bringen.

Schiller und Humboldt wandelten, ihrer engeren Verwandtschaft gemäß, einen und denselben Weg: sie waren und blieben Kantianer, ohne sich bei der Stufe, die Kant's Forschung erstiegen hatte, zu begnügen. Sie suchten aus ähnlichem innerem Drange an dieser Denkart fortzubauen, sie zu erweitern. Man hat es Humboldt neuerdings hie und da wie einen Vorwurf hinwerfen hören, daß er Zeit seines Lebens Kantianer geblieben; er selbst aber würde sich diesen Ausspruch recht gern gefallen lassen haben. In dem Sinne, wie er es war, blieb er es stets, und zwar in einem Sinne

in welchem es, ohne allen Zweifel, auch Schiller geblieben wäre. Allerdings hastete Humboldt in frühester Zeit noch starrer an der Kantischen Anschauungsweise, auch hatte er selbst in spätester Zeit einzelne der strengen Kantischen Methode angehörende Wendungen des Denkens oder Spaltungen der Begriffe noch nicht aufgegeben. Wer aber die wirkliche Forschungsstufe von den außerwesentlichen Einzelheiten der Form unterscheidet, der wird nicht zweifelhaft sein, ob der Kantianismus in Humboldt's wichtigsten anthropologischen, ästhetischen und sprachlichen Forschungen ein fortgeschrittener und eigenthümlicher sei oder nicht. Selbst die Darstellungsweise zeigt einen Genius, der, ohne des kritischen Sinnes verlustig zu werden, sich an der Realität der Erscheinung viel inniger gesättigt hat und in die Gegenstände, die er ergründen will, mit unverkennbarer Hingebung gedrungen ist.

Humboldt würde seine Abstammung von dem Boden des kritischen Idealismus nie verläugnet haben, vielmehr sprach er nur wenige Jahre vor seinem Tode, als er die Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller schrieb, diese Anhänglichkeit unverhohlen aus, ja er setzte bei dieser Gelegenheit seinem großen Lehrer und Vorbilde wie absichtlich ein Denkmal, welches selbst den Anhängern der neuern Schule gebührende Achtung abzunöthigen wußte.¹⁾ Er gab darin, mit aller Vorsicht, sein Glaubensbekenntniß über Kant und läßt uns, indem er Schiller's Verhältniß zu diesem beleuchtet, seinen eignen frühern Standpunkt hinreichend erkennen. Zudem wir hier schon diese Stelle anführen, leiten wir zugleich den spätern Bund mit Schiller und das vereinte Streben dieser Männer ein, für deren Freundschaft und gemeinsames Wollen das Zusammentreffen in Kant und das Weiter-

1) Karl Rosenkranz namentlich in seiner „Geschichte der kant'schen Philosophie“ (Leipzig, 1840. S. 411.) rühmt diese Schilderung Kant's „als eine der schönsten Charakteristiken des Weisen.“

streben auf diesem Wege eine der wesentlichsten Grundlagen bildete.

„Kant“, sagt er, ²⁾ „unternahm und vollbrachte das größte Werk, das vielleicht je die philosophirende Vernunft einem einzelnen Manne zu danken gehabt hat. Er prüfte und sichtete das ganze philosophische Verfahren auf einem Wege, auf dem er nothwendig den Philosophien aller Zeiten und aller Nationen begegnen mußte, er maß, begränzte und ebnete den Boden desselben, zerstörte die darauf angelegten Truggebäude, und stellte, nach Vollendung dieser Arbeit, Grundlagen fest, in welchen die philosophische Analyse mit dem durch die früheren Systeme oft irrefeleiteten und übertäubten natürlichen Menschensinne zusammentraf. Er führte im wahrsten Sinne des Worts die Philosophie in die Tiefen des menschlichen Busens zurück. Alles, was den großen Denker bezeichnet, besaß er in vollendetem Maße, und vereinigte in sich, was sich sonst zu widerstreben scheint; Tiefe und Schärfe, eine vielleicht nie übertroffene Dialektik, an die doch der Sinn nicht verloren ging, auch **die** Wahrheit zu fassen, die auf diesem Wege nicht erreichbar ist, und das philosophische Genie, welches die Fäden eines weitläufigen Ideengewebes, nach allen Richtungen hin, ausspinnt, und alle vermittelst der Einheit der Idee zusammenhält, ohne welches kein philosophisches System möglich seyn würde. Von den Spuren, die man in seinen Schriften von seinem Gefühl und seinem Herzen antrifft, hat schon Schiller richtig bemerkt, daß der hohe philosophische Beruf beide Eigenschaften (des Denkens und des Empfindens) verbunden fordert. Verläßt man ihn aber auf der Bahn, wo sich sein Geist nach Einer Richtung hin zeigt, so lernt

2) Vorerinnerung zum Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. S. 43 — 53.

man das Außerordentliche des Genie's dieses Mannes auch an seinem Umfange kennen. Nichts weder in der Natur, noch im Gebiete des Wissens läßt ihn gleichgültig, Alles zieht er in seinen Kreis; aber da das selbstthätige Princip in seiner Intellektualität sichtbar die Oberhand behauptet, so leuchtet seine Eigenthümlichkeit am strahlendsten da hervor, wo, wie in den Ansichten über den Bau des gestirnten Himmels, der Stoff, in sich erhabner Natur, der Einbildungskraft unter der Leitung einer großen Idee ein weites Feld darbietet. Denn Größe und Macht der Phantasie stehen in Kant der Tiefe und Schärfe des Denkens unmittelbar zur Seite. Wie viel oder wenig sich von der Kantischen Philosophie bis heute erhalten hat, und künftig erhalten wird, maße ich mir nicht an zu entscheiden, allein dreierlei bleibt, wenn man den Ruhm, den Kant seiner Nation, den Nutzen, den er dem speculativen Denken verliehen hat, bestimmen will, unverkennbar gewiß. Einiges, was er zertrümmert hat, wird sich nie wieder erheben; Einiges, was er begründet hat, wird nie wieder untergehen; und was das Wichtigste ist, so hat er eine Reform gestiftet, wie die gesammte Geschichte der Philosophie wenig ähnliche aufweist. So wurde die, bei dem Erscheinen seiner Kritik der reinen Vernunft, unter uns kaum noch schwache Kunde von sich gebende speculative Philosophie von ihm zu einer Regsamkeit geweckt, die den deutschen Geist hoffentlich noch lange beleben wird. Da er nicht sowohl Philosophie, als zu philosophiren lehrte, weniger Gefundenes mittheilte, als die Fackel seines eigenen Suchens anzündete, so veranlaßte er mittelbar mehr oder weniger von ihm abweichende Systeme und Schulen, und es charakterisirt die hohe Freiheit seines Geistes, daß er Philosophien wieder in vollkommener Freiheit und auf selbst geschaffnen Wegen für sich fortwirkend, zu wecken vermochte.

„Ein großer Mann ist in jeder Gattung und in jedem

Zeitalter eine Erscheinung, von der sich meistens gar nicht, und immer nur sehr unvollkommen Nachenschaft ablegen läßt. Wer möchte es wohl unternehmen zu erklären, wie Göthe plötzlich da stand, der Fülle und Tiefe des Genies nach, gleich groß in seinen frühesten, wie in seinen späteren Werken? Und doch gründete er eine neue Epoche der Poesie unter uns, schuf die Poesie überhaupt zu einer neuen Gestalt um, drückte der Sprache seine Form auf, und gab dem Geiste seiner Nation für alle Folge entscheidende Impulse.

„Das Genie, immer neu und die Regel angehend, thut sein Entstehen erst durch sein Dasein kund, und sein Grund kann nicht in einem Früheren, schon Bekannten gesucht werden; wie es erscheint, ertheilt es sich selbst seine Richtung. Aus dem dürftigen Zustande, in welchem Kant die Philosophie, eklektisch herumirrend, vor sich fand, vermochte er keinen anregenden Funken zu ziehen. Auch möchte es schwer sein zu sagen, ob er mehr den alten, oder den späteren Philosophen verdankte. Er selbst, mit dieser Schärfe der Kritik, die seine hervorstechendste Seite ausmacht, war sichtbar dem Geiste der neueren Zeit näher verwandt. Auch war es ein charakteristischer Zug in ihm, mit allen Fortschritten seines Jahrhunderts fortzugehen, selbst an allen Begegnissen des Tages den lebendigsten Antheil zu nehmen. Indem er, mehr, als irgend einer vor ihm, die Philosophie in den Tiefen der menschlichen Brust isolirte, hat wohl Niemand zugleich sie in so mannigfaltige und fruchtbare Anwendung gebracht. Diese in alle seine Schriften reichlich verstreuten Stellen geben ihnen einen ganz eigenthümlichen Reiz.

„Eine solche Erscheinung konnte an Schiller nicht unbemerkt vorübergehen. Ihn, der immer über seiner jedesmaligen Beschäftigung schwebte, der die Poesie selbst, für welche die Natur ihn bestimmt hatte, und die sein ganzes Leben durchdrang, doch auch wieder an etwas noch

Höheres anknüpfte, mußte eine Lehre anziehen, deren Natur es war, Wurzel und Endpunkt des Gegenstandes seines beständigen Sinnes zu enthalten. Plötzlich emporgegangen, und Jahre lang unbeachtet, wurde sie außerdem gerade in der Zeit und der Gegend, wo sich Schiller damals befand, mit einem Enthusiasmus ergriffen, der noch in der Erinnerung erfreut. Auf welche Weise Kant von Schiller gewürdigt ward, hat Schiller in mehreren Stellen seiner Schriften geäußert, noch mehr aber durch die That gezeigt. Er eignete sich die neue Philosophie, seiner Natur gemäß, an. In den eigentlichen Bau des Systemes ging er wenig ein; er heftete sich aber an die Deduktion des Schönheitsprincips und des Sittengesetzes. Hier mußte es ihn mächtig ergreifen, das natürliche, menschliche Gefühl in seine Rechte eingesetzt, und in seiner Reinheit philosophisch begründet zu finden. Gerade hier hatten die unmittelbar vorher herrschend gewesenen Theorien die wahren Gesichtspunkte verrückt, und das Erhabne entadelt. Dagegen fand Schiller, seinem Ideengange nach, die sinnlichen Kräfte des Menschen theils verlegt, theils nicht hinlänglich geachtet, und die durch das ästhetische Princip in sie gelegte Möglichkeit freiwilliger Uebereinstimmung mit der Vernunftseinheit nicht genug herausgehoben. So geschah es, daß Schiller, als er zuerst Kant's Namen öffentlich aussprach, in „Armuth und Würde,“ als sein Gegner auftrat.

„Es lag in Schiller's Eigenthümlichkeit, von einem großen Geiste neben sich nie in dessen Kreis herübergezogen, dagegen in dem eignen, selbstgeschaffenen durch einen solchen Einfluß auf das mächtigste angeregt zu werden, und man kann wohl zweifelhaft bleiben, ob man dieß in ihm mehr als Größe des Geistes, oder als tiefe Schönheit des Charakters bewundern soll. Sich fremder Individualität nicht unterzuordnen, ist Eigenschaft jeder größeren Geisteskraft,

jedes stärkeren Gemüths, aber die fremde Individualität ganz, als verschieden, zu durchschauen, vollkommen zu würdigen, und aus dieser bewundernden Anschauung die Kraft zu schöpfen, die eigne nur noch entschiedner und richtiger ihrem Ziele zuzuwenden, gehört Wenigen an, und war in Schiller hervorstechender Charakterzug. Allerdings ist ein solches Verhältniß nur unter verwandten Geistern möglich, deren divergirende Bahnen in einem höher liegenden Punkte zusammentreffen, aber es setzt von Seiten der Intellektualität die klare Erkenntniß dieses Punktes, von Seiten des Charakters voraus, daß die Rücksicht auf die Person gänzlich zurückbleibe hinter dem Interesse an der Sache. Nur unter dieser Bedingung gehen Bescheidenheit und Selbstgefühl, wie es die Bestimmung ihres idealischen Zusammenwirkens ist, wahrhaft in Unbefangenheit über. So nun stand Schiller auch Kant gegenüber. Er nahm nicht von ihm; von den in „Anmuth und Würde“ und den „ästhetischen Briefen“ durchgeführten Ideen ruhen die Keime schon in dem, was er vor der Bekanntschaft mit Kantischer Philosophie schrieb; sie stellen auch nur die innere, ursprüngliche Anlage seines Geistes dar. Allein dennoch wurde jene Bekanntschaft zu einer neuen Epoche in Schillers philosophischem Streben; die Kantische Philosophie gewährte ihm Hülfe und Anregung. Ohne große Divinationsgabe läßt sich ahnen, wie, ohne Kant, Schiller jene ihm ganz eigenthümlichen Ideen ausgeführt haben würde. Die Freiheit der Form hätte wahrscheinlich dabei gewonnen.“ —

In den Briefen an Schiller kommt Humboldt mehrmals auf Kant zu sprechen.³⁾ Sehr charakteristisch für seine eigne Entwicklung ist aber besonders folgende Stelle, ebenfalls in

3) S. 213. 222—23. 272. 351—52. Ferner über Kant's philosophische Diktion: Einleitung zur Kawi-Sprache, S. CCLI.

einem Briefe an Schiller. 4) „In jedem Menschen, der sich vorzugsweise mit philosophischem Nachdenken beschäftigte, muß es eine Epoche geben, in welcher die Summe seiner Gedanken Festigkeit und einen systematischen Zusammenhang gewinnt, und die es ihm möglich macht, sich, indem er sicher und fest aufsteht, nach jeder Seite mit Leichtigkeit hinzubewegen. Es scheint mir ein vorzüglich schwieriges Kunststück der Bildung seiner selbst und Anderer, diesen Zeitpunkt gehörig zur Reife zu bringen, und es ist schon immer viel sich nur von dem Wege nicht ablenken zu lassen, die Ernte nicht anticipiren zu wollen, und sich nicht durch zu frühzeitige, kleinliche, zerstückelte Unternehmungen zu zerstreuen, da alle Werke, die dem eigenen Geist zu genügen im Stande sind, erst jenseits dieser Gränze liegen können. Bei Wenigen ist dieß so offenbar als bei Kant, wenn man seine früheren Schriften mit den späteren, von der Kritik an, vergleicht. Jener Zeitpunkt ist ihm eigentlich erst spät erschienen, aber aus den Bruchstücken seiner frühern Produkte bemerkt man hier und da Spuren seines Ganges. Ihnen ist es früh gelungen, die Ideen aufzubilden, um welche sich Ihre intellektuelle Thätigkeit dreht, und in Allem, was ich jetzt von Ihnen lese, selbst in der flüchtigsten Bemerkung in einem Briefe, herrscht eine durchgängige und bewundernswürdige Einheit.“

Dasselbe hätte Schiller auch Humboldten zurufen können; denn gerade diese Einheit und Sicherheit des Wesens ist von seinem ersten Auftreten bewundernswerth. Unleugbar hatte das frühe, gründliche Studium der Kantischen Werke einen sehr wesentlichen Antheil, diesen Zeitpunkt seiner eignen inneren Reife zu zeitigen. Doch nur ein so wahlverwandter Geist, wie Humboldt ursprünglich war, durfte sich von solchem Studium eine so frühzeitige Wirkung versprechen.

4) Vom 27. November 1795.

Schlesier, Grinn. an Humboldt. I.

Verwandt war Humboldt dem Geiste Kant's seiner ganzen Anlage nach, ja gerade in Zügen, die das System des Letzteren am bestimmtesten charakterisiren. Verwandt in seinem Hinausstreben über die Endlichkeit — in das Reich der Ideen, während er mit nüchternem Sinne die Natur des Endlichen im Auge behält und dessen Gränze sorgfältig beobachtet. Die Weise seines Erkennens war die Kantische, nämlich transcendental. Der Transcendentalphilosoph bringt gegen das Begreifen der Wahrheit stets eine skeptische Stimmung mit und vergift nicht, daß das Denken allein, ohne sich von der Sinnlichkeit einen denklichen Stoff geben zu lassen, inhaltlos ist. Diese Besonnenheit vermessen wir in Humboldt niemals; er weiß, wenn er sich auch in die höchsten Regionen begibt, wo die philosophische Gewißheit aufhört. Noch in Göttingen sprach er schon seine Freude aus,⁵⁾ daß Forster es Fr. Jacobi'n ans Herz gelegt, daß man vom Uebersinnlichen schlechterdings keine Idee haben könne. Jacobi sei zwar zu sehr Philosoph, um es begreifen und erklären zu wollen. Aber er glaube es doch anschauen zu können. „Ich gestehe Ihnen gern,“ setzt er gegen Forster hinzu, „daß ich davon keine Idee habe, und daß ich fürchte, es könne leicht zur Schwärmerei führen.“ Er hatte dies auch Jacobi'n selbst in mehreren Briefen vorgehalten, dieser aber die Antwort immer erst versprochen. So lehnte Humboldt auf dem Boden der Philosophie die zu großen Forderungen ab, die ein so denkender Geist, wie Jacobi, für seine subjektiven Bedürfnisse geltend machte. Eine noch viel größere Kluft trennte Humboldt andrer Seits von den spätern großen deutschen Philosophen, die ein absolutes Erkennen übersinnlicher Dinge für möglich hielten. —

Verwandt ist er Kant in der Begeisterung für die

5) Brief an Forster, 14. März 1789.

moralische Freiheit des Menschen, wie für die Anerkennung der Menschenwürde in der bürgerlichen Welt, also für Menschenrechte und politische Freiheit. Auch er glaubte, wie sein Freund Schiller, die Grundprinzipien ächter bürgerlicher Freiheit in der Kritik der praktischen Vernunft enthalten. Doch verfolgte er früh auch in seinen politischen Ideen eine eigene Bahn. Es war ihm mehr darum zu thun, daß die Einzelnen von dem in der neuern Zeit überwiegenden Einfluß der Regierungen befreit würden. Dagegen äußerte er über Kant's Büchlein: „Zum ewigen Frieden“ gegen seinen Freund Schiller: „Ein manchmal wirklich zu grell durchblickender Demokratismus ist nun meinem Geschmacke nicht recht gemäß, so wenig als gewiß auch dem Ihrigen.“⁶⁾

Verwandt ferner durch die Richtung des Geistes auf das Erhabene. Ein Zug, der ihn zugleich so eng an Schiller knüpfte. Neben der reinsten und allgemeinsten Begeisterung für alles Schöne und Künstlerische hat er dennoch diese Vorliebe für das Erhabene so wie für das Gedankliche in der Dichtung sein ganzes Leben hindurch gehegt. Für Aeschylos, Pindar, für Schiller, ja für die philosophische Poesie der Indier, war er so eingenommen, wie andern Theils für Göthe. Ja sein scharfer, kunstgeübter Blick ließ sich durch das Gedankliche, wenn es in großartiger Gestalt auftrat, auch manchmal im ästhetischen Urtheil irreführen.

Verwandt war er dem Meister Kant endlich auch in Rücksicht auf die Methode des Forschens. Nicht etwa deshalb insonders, weil er unter dem Einfluß der Kantischen Systematik und Architektonik arbeitete und sich in den Kantischen Kategorien des Denkens bewegte — dieß theilte er mehr oder weniger mit allen Schülern Kant's, ja fast mit der ganzen nachfolgenden wissenschaftlichen Generation —

6) 30. Oktober 1795.

sondern hauptsächlich, weil er in seinen spekulativen Forschungen immer von psychischen und anthropologischen Erfahrungen ausgeht oder doch stets Anhaltspunkte und Analogien in der Natur des Menschen sucht. Auf diesem Wege vorzüglich war und ist der Philosophie noch Bedeutendes zu leisten übrig, und von den Nachfolgern in Kant's Schule zum Theil wirklich schon geleistet worden. Humboldt's Ideenkreis wurzelte durchweg in Beobachtungen der geistig-sinnlichen Menschennatur, und auch in seinen ästhetischen Versuchen erklärte er das Wesen und die Gattungen der Poesie aus dem Wesen der menschlichen Einbildungskraft und den möglichen Wirkungen auf diese.

Wir werden später, besonders im Anfang des Umgangs mit Schiller, den feinen Kritiker in mancher abstrakten und übel angewendeten Formel der Kantischen Lehre befangen finden, z. B. wenn er, vielleicht eben um für Schiller's individuelle Dichtweise eine befriedigende Rechtfertigung zu geben, eine Zeit lang in den Satz einstimmt, daß die Dichtung in ihrem höchsten Fluge einen nothwendigen Inhalt, die Wahrheit der Idee, zum Gegenstande haben und auch in der Form dieses Nothwendige zu erzeugen streben müsse, so daß aller Reichthum poetischer Weltanschauung einer kleinen Summe poetischer Ideen, aller Reiz des individuellen Gestaltens einem kalten Formenideale weicht — eine Lehre, die so abstrakt aufgestellt, ihre Anwendbarkeit an manchen Mißgestalten der hochsinnenden Muse seines Freundes Schiller, am ärgsten vielleicht in der Braut von Messina erprobt hat. Glücklicherweise macht Humboldt's kritischer Instinkt von diesen Sätzen fast keinen Gebrauch, sobald er sich nicht gerade der Muse des großen, ihm gemüthlich so nahe stehenden Denker-Dichters gegenüber befindet.

Von andern Einseitigkeiten des Kantianismus befreite ihn sein eigner, die Schranken des Systems durchbrechender

Geist, und das Streben, dem er gemeinschaftlich mit Schiller oblag, die Prinzipien dieser Lehre auszubauen und den streng Kantischen Standpunkt zu erweitern. Diejenigen dürften sehr irren, die Schiller und Humboldt in ihren philosophischen Bemühungen ausreichend zu charakterisiren meinen, indem sie sie als verstockte Kantianer hinstellen. Die Spekulation könnte noch an manches wieder anknüpfen, was diese Geister anbahnen — ohne deshalb die neuere Errungenschaft geradehin zu opfern. Humboldt's Geist war nicht in den Banden eines Systems gefangen. Noch ganz erwärmt von der Lehre des großen Weisen suchte er doch schon in frühen Jahren den Umgang mit Männern von ganz abweichender Denkart, wie mit Fr. Jacobi, oder den von solchen, die, der Fülle und Richtung des eignen Geistes, wie z. B. Forster, vertrauend, gar keinem systematischen Ideencentrum huldigten. Wie hätte er einem System zu Lieb, die Erweiterung seines eignen Ideenkreises verabsäumen sollen? Der individuelle Genius, in seiner Fülle und Absonderlichkeit arbeitet auch dem Philosophen in die Hände; ihm sind eigne Aufgaben gesetzt; und noch in seinen Verirrungen ist er ein Gegenstand des Interesses. Für Geister wie Humboldt und Schiller stand die selbstständig denkende Kraft auch neben dem vollendeten System berechtigt da; am wenigsten glaubten sie, daß Kant selbst ein fertiges System geboten, er, der „nicht sowohl Philosophie, als zu philosophiren lehrte.“ Und ob sie schon nicht jedem individuellen Gelüft gestatteten, sich für Philosophie auszugeben, so waren sie doch gewiß eben so weit entfernt, die Aufgabe der denkenden Menschheit in den Paragraphen irgend welchen Meisters für abgeschlossen zu halten.

Humboldt's Charakter spiegelte sich auch in seinen Freundschaftsbündnissen und im freundschaftlichen Verkehr ab. Auch

hier tritt uns sein idealer Trieb vor Augen: die hochstrebendsten, edelsten Geister waren ihm verbündet. In einem hohen Grade für Liebe und Freundschaft gemacht, füllte er einen wesentlichen Theil seines Lebens im trauten Umgang mit erwählten Geistern aus. Wem seine Zuneigung, seine Achtung, sein Vertrauen einmal zu Theil geworden, dem blieb er lebenslang derselbe. In Glück und Unglück durfte man auf ihn rechnen; und auch der Tod änderte solche Gefühle nicht. Besonders heilig hielt er die Eindrücke seiner jüngern Jahre. Auch einigen Frauen blieb er durchs Leben mit gleicher Verehrung zugethan. Die Namen G. Forster, F. A. Wolf, Schiller, Göthe, begleiten Humboldt's ganze Lebensbahn; sie umleuchten und erheben seine eigne, ohnehin strahlende Gestalt; und gleich unauslöschlich ist sein Name in die Annalen dieser großen Freunde eingeschrieben.

Ueber jedes andre Freundschaftsverhältniß erhob sich — nach Barnhagen's Ausdruck ¹⁾ — das brüderliche. Hier vereinigten sich von beiden Seiten die zartesten und liebevollsten Empfindungen, das edelste Zutrauen, die reinste Hochachtung, welche ein langes Leben hindurch, in größter Trennung und innigster Nähe, in entgegengesetzten wie in gleichen Strebungen, unwandelbar denselben Bruderbund darstellten, in welchem die Weihe der Natur durch die des Geistes und Gemüths immerfort erhöht wurde.

Nur zwei Verhältnisse standen vielleicht noch höher, das was ihn später mit seiner Gattin verband und die Liebe zu Schiller. Diese wiederzusehen, war der Gedanke, der ihn in den letzten Stunden seines Lebens allein beschäftigte.

Auch die allseitige Richtung seines Geistes spiegelt sich in seinem Umgang und Lebensverkehr ab. Die verschiedensten Geister nahmen seine Theilnahme in Anspruch. Wo er nur

1) N. a. D., S. 291.

höhere Kraft oder auserlesene Bildung zu finden versichert war, suchte er sich auch durch persönlichen Umgang zu bereichern. Meinungen des Tages, Parteiungen irrten ihn nicht. Ja selbst Richtungen, die ihm fremd und zuwider waren, ließ er gelten und duldete sie in seiner Nähe, wenn er eben nicht handeln mußte, und Geist und Herz ihn ansprachen. Durch Humboldt's ganzes Leben zieht sich die höchste Fülle geistigen Verkehrs, ein ordentlicher Luxus, eine Sucht alles, was auf Geist Anspruch machen konnte, auch persönlich genossen oder doch gekannt zu haben. Seine äußere Stellung kam ihm dabei förderlichst zu Hülfe; auch die Zeit war in jeder Hinsicht günstig hiefür, alles frisch, regsam und schaffend, jede individuelle Kraft anreizend und bedeutend, so vieles noch erst im Werden und Entstehen; die Gesinnung weltbürgerlich, allerdings oft unvaterländisch genug, aber auch unbefangener und minder von kleinlichen Parteiungen zerrissen. Die hervorragenden Männer der Zeit fühlten sich noch wie ein Ganzes. Dann kommt aber freilich auch Humboldt's eigne Natur in Rechnung. Diese ächt menschliche, duldsame Denkart, die Freiheit von so viel befangenden Vorurtheilen, ein Geist, der als eine Art Repräsentant deutscher Bildung angesehen werden konnte, die höchste Empfänglichkeit, verbunden mit einer Hingebung, die um so größer seyn durfte, weil der Hingebende sich immer seiner Ueberlegenheit bewußt blieb und sie bei jedem Anlaß in Witz, Beredsamkeit und Sarkasmus an den Tag zu legen vermochte. Er selbst bot seine ganze Geistesfülle eben so gern in bewegtem Gespräch und vertrautem Briefwechsel dem Einzelnen dar, als in ausgearbeiteten Werken dem Publikum. Weit entfernt, „Ideen und Ausführungen für Druckschriften aufzuspeichern, überließ er sie vielmehr verschwenderisch dem nächstgelegenen Gespräch oder Briefe“ — auch die gehaltreichsten Gedankenreihen, Stoff zu den gediegensten Aufsätzen, die es das Leichteste

gewesen wäre sogleich in vollendeter Gestalt hinauszusenden. Dies alles veranlaßte unwillkürlich Einen, der selbst diesen Umgang genossen, 2) zu dem Ausruf: „Wie schade, daß er keinen Eckermann gehabt!“

Humboldt's Sinn für Freundschaft und den geistigsten Verkehr drückt sich uns jetzt am schönsten in den Briefen an seine Freunde ab, obschon bis heute nur ein sehr kleiner Theil derselben zur Deffentlichkeit gelangt ist. Hier spricht die ganze Fülle des Geistes und der Bildung, die er besaß, und zwar in der einfachsten, anspruchlosesten Form. Ueberall Lebenskeime, ein seltner Reichthum an lichtvollen Blicken und großartigen Ideen, „die sich bisweilen sogar in äußerer Unscheinbarkeit gefallen, vertrauend, daß edler und feiner Sinn den Geist genugsam erkennen werde.“ Dabei versteht er immer auf das Wesen dessen einzugehen, an den er gerade schreibt. Er spricht enthusiastisch zu Forster, kritisiert mit Wolf, lebt in Ideen und Spekulation mit Schiller, schildert und beschreibt für Göthe. — Um den Reichthum des Geistes, den Humboldt's Briefe ausstrahlen, ganz würdigen zu können, müßten wir freilich schon manchen Schatz gehoben haben, der bis jetzt noch im Verborgnen blieb. Die Mehrzahl der Briefe an Wolf fehlt uns noch. Von denen an Göthe haben wir zur Zeit auch nur Bruchstücke. Und was ließe sich erwarten, wenn uns das Glück auch den Briefwechsel mit seinem Bruder und vielleicht einige Proben der Briefe an seine Gattin schenken wollte.

Schon in den frühesten Briefen, die wir bis jetzt von Humboldt besitzen, zeigen sich alle Eigenschaften, die wir so eben rühmend bezeichnet haben. Es sind seine Briefe an

2) Baruhagen von Euse, a. a. D. S. 304.

Georg Forster, geschrieben in den Jahren 1788 — 1792. Literatur, Philosophie, Politik — sind schon die Gegenstände, die ihn vorzugsweis beschäftigen. Durchaus männlich und fertig erscheint er, vom ersten Federzuge, vor uns. Das geläutertste Gefühl; die ganze Feinheit und Schärfe des Geschmacks und Urtheils. Fest und energisch in seinem Ideenkreise. Freisinn und kernhafte, vorurtheilsfreie Gesinnung. Rechte und oft schwärmerische Begeisterung, im Bunde mit kühler Besonnenheit und Selbstbeherrschung. In der Form die Klarheit, die anreizende Innigkeit und dabei der scharfe, kalte Verstand, der seine reifsten Schriften charakterisirt.

Georg Forster ist, nächst seinem Bruder Alexander, die erste gewichtige Gestalt, die wir im Bunde mit Humboldt begegnen. Er lernte ihn frühzeitig in Göttingen kennen.¹⁾ Forster's Frau war die Tochter des Philologen Heyne. Mit beiden Gatten knüpfte sich bald das innigste Seelenband und namentlich mit Forster ein höchst interessanter Briefwechsel. — Schon der Bund mit diesem charakterisirt Humboldt. Jetzt wissen wir ihn wohl zu würdigen, den edlen, nach Freiheit ringenden, prophetischen Geist des unglücklichen Forster, der überdies einer unserer ausgezeichnetsten Schriftsteller und Prosaisken war. Sein angeborener Freisinn, genährt auf Reisen, die er als Knabe schon um die Welt gemacht, paßte nicht in die elendlichen Verhältnisse des deutschen Reichs. Die Revolution brach aus, und einer unserer besten Geister ging, Schritt vor Schritt in ihren Strudel gerissen, dem deutschen Vaterlande verloren. Die Lästerung warf sich, wie es geht, mit allem Grimm auf den Unglücklichen,²⁾ bis ihn seine herrlichen Briefe, die seine hinterbliebene Gattin 1829

1) S. oben S. 32.

2) Eine ehrenvolle Ausnahme machte namentlich Fr. Schlegel in dem wenige Jahre nach Forster's Tod geschriebenen Aufsatz über ihn und seine Schriften. Er steht in dem ersten Band der Charakteristiken und Kritiken von A. W. und Fr. Schlegel (1801).

herausgab, wie neu zu Ehren brachten und ihm jedes edle Herz von neuem zuwendeten.³⁾

Ein Jüngling wie Humboldt fühlte sich im Umgang mit diesem freien, vorurtheilslosen Geiste gehoben und gestärkt. Beide Brüder suchten und genoßen seine Freundschaft; Alexander machte am Schluß seiner akademischen Jahre mit ihm die bekannte Reise nach England. Sie mußten ihn zwar seinem Geschick überlassen, als er blindlings in den Ocean der französischen Umwälzung stürzte; aber sie hielten ihn stets in treuem Andenken. Alexander brachte in öffentlichen Vorlesungen, die er in den zwanziger Jahren in Berlin vor der glänzendsten Versammlung hielt, Forster's Verdienst würdigend in Erinnerung, und Wilhelm konnte sein Gefühl für den Freund seiner Jugend nicht besser an den Tag legen, als indem er der Gattin die Erlaubniß erteilte, seine Briefe in dem Forster'schen Nachlaß mit abdrucken zu lassen. Sie stehen am Schluß des zweiten Bandes und sind jetzt auch in Humboldt's gesammelten Werken, B. I. S. 271 — 300 wieder zu finden.

In gewisser Hinsicht kann man Humboldt's Umgang mit Forster als Vorbereitung seines spätern Verhältnisses zu Schiller betrachten. Sein Charakter, sein Sinn für Freiheit und Bürgerthum, der sich schon in den Berliner Kreisen, dann im Studium Kant's gebildet und gestählt hatte, fand in jenem Bunde die seltenste Gelegenheit, an die größten Geister der Zeit ebenbürtig heranzureisen.

3) Die schönste Huldigung hat ihm Gervinus dargebracht, in seiner „Neueren Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen.“ B. II., 389 — 92. Wenn aber Gervinus, von Bewunderung ergriffen, Forstern nachsagt, „er sei ein größerer Politiker als die größten, die wir schlechtverdienter Maßen mit diesem Namen beehren“, so thut er gerade damit seinem Liebling Unrecht; ja dieser würde solchen Ruhm in so trauriger Zeit gar nicht einmal haben ansprechen wollen.

Wir haben Humboldt's äufres Leben während des Göttinger Aufenthalts unterbrochen, und müssen jetzt auf diese Zeit wieder zurückblicken. Im Herbst 1788 begegnen wir ihm auf einer Rheinreise. Forster hatte ganz kürzlich seinen Aufenthalt in Mainz genommen, als Hofrath und Bibliothekar bei der dortigen Universität. Vier Tage, „die glücklichsten, die er auf der ganzen Reise verlebte“, brachte Humboldt in der Nähe des trefflichen Forster zu, auf das angenehmste und unerwartetste durch die freundschaftliche Güte überrascht, die dieser ihm erzeugte. Forsters Frau, die nachherige Gattin des Schriftsteller Huber, nahm an den geistigen und herzlichen Bezügen der Männer Theil. Humboldt, der sie bewundernd einst die erste aller Frauen genannt hat, hielt sie bis an seinen Tod in höchstem Werth. Forster selbst gab dem geistvollen Jüngling einen Brief an Friedrich Jacobi, den Philosophen, mit, den Humboldt, rheinabwärts reisend, aufzusuchen nicht versäumte.

Jacobi's Stellung zur Philosophie ist schon in dem vorangehenden Abschnitte gedacht worden. Für unsern Freund war eine so erregte Persönlichkeit für alle Fälle lehrreich und wichtig. Ein Mann, der sich Kant, wie den nachfolgenden Systemen der deutschen Philosophie, als Widersacher entgegenstellte, aus sich selbst zwar ein ebendürftiges Gedanken-geflecht zu erzeugen nicht die Kraft besaß, dennoch aber als fühlender Denker so reich war an Fingerzeigen und Warnungen vor den logischen und scholastischen Befangenheiten der Systematiker — mußte Humboldt, für einige Zeit wenigstens, gewaltig interessiren. Nicht daß ihm Jacobi's individuellenes Streben auf seinem eignen Standpunkt irre gemacht hätte — aber sein, die allseitigste Kenntniß suchender Geist mußte auch einem Genius dieser Art näher zu rücken wünschen und sich von dem, was ein so denkender Kopf darbieten konnte, so viel aneignen, als sich nur immer mit seinem eignen

vertrag. Schon hier zeigte sich Humboldt durchaus nicht als ausschließenden Kantianer; das denkende Individuum galt ihm höher als das System, ja vieles Einzelne in Jacobi's Weise mochte ihn besonders anziehen, namentlich die Harmonie, die zwischen der Denkweise und der ganzen Persönlichkeit Jacobi's. Statt fand, so wie die eigenthümliche Art, mit welcher er, auch darin unter den Deutschen vorzugsweis an die Alten erinnernd, seine Ideen durch künstlerische Darstellung ins Leben einzuführen suchte.

Den 31. Oktober kam Humboldt nach Bempelfort, dem bekannten gastlichen Ort gleich bei Düsseldorf, wo Jacobi die schönern Monate des Jahres zuzubringen pflegte, und am 8. des folgenden Monats traf er wieder zu Göttingen ein. Forster schrieb am 10. an Jacobi, der schon seine Freude über den Empfohlenen gemeldet hatte: „Humboldt hat mir versprochen, im Frühling wieder zu kommen. Sind wir [Forsters] dann noch nicht bei Ihnen gewesen, und er gefällt mir noch wie damals, als Sie Ihren Brief schrieben, so muß er mit. Ich habe in Göttingen einen recht wackern Jungen an ihm kennen gelernt. Noch hat der Faullenzer nicht geschrieben.“¹⁾

Doch schon am selbigen Tage berichtete Humboldt aus Göttingen seinem lieben Forster den Verlauf der Reise. Zuerst dankt er für die gütige Aufnahme, die er bei ihm gefunden und die ihm seinen Aufenthalt in Mainz so angenehm gemacht hatte. Sie gewähre ihm auch eine frohe Aussicht für die Zukunft, da er sich mit der Fortdauer dieser freundschaftlichen Gesinnungen schmeicheln dürfe. „Es ist ein großes

1) In G. Forster's Briefwechsel. 2 Theile. Leipzig, 1829. In dieser Sammlung befinden sich außer den Forster'schen Briefen auch andere, die uns hier interessieren, nämlich die von Jacobi und von Heyne an ihn. Ich weise hier ein für allemal darauf hin, weil ich die einzelnen Briefstellen, wo es thunlich, immer nach dem Datum citire.

und edles Vergnügen, sich von Männern, deren Kopf und Herz gleich tiefe Achtung einflößen, einiger Aufmerksamkeit gewürdigt zu sehen; und dieses Vergnügen, in wie hohem Grade ließen Sie es mich nicht genießen! Ich kann es Ihnen wahrlich nicht beschreiben, wie stark und wohlthätig die gütige Art auf mich wirkte, mit der Sie mich bei meiner ersten Bekanntschaft mit Ihnen empfangen, wie die Freundschaft und — ich darf es sagen — das Vertrauen, das Sie mir hernach erwiesen! Sein Sie aber gewiß überzeugt, mein Theurer, daß es mir ewig unvergeßlich sein wird, und daß nie der Wunsch in mir erstickt werden wird, Ihnen nur Einmal zeigen zu können, daß ich so gütiger und freundschaftsvoller Gesinnungen immer würdiger zu werden suche.“ — Dann erzählt er den Eindruck der weitem Reise, und zwar eigentlich nur den, welchen Jacobi auf ihn machte. Von Mainz ging er den Rhein hinunter nach Aachen und Düsseldorf. In Aachen blieb er zehn Tage, weil Dohm, einst sein Lehrer, ²⁾ und der vielleicht darum noch mehr Freundschaft für ihn habe, ihn nicht eher fortlassen wollte, da er ihn freilich nun wohl gewiß in mehreren Jahren nicht wiedersehen werde. Dohm war in jener Zeit als Geh. Kreisdirektorialrath und Gesandter Preußens am niederrheinisch-westphälischen Kreise angestellt und zwar zu jener Zeit besonders mit der Aachener Verfassungsangelegenheit, später mit den Rütticher Händeln beschäftigt. Humboldt sah ihn doch im nächsten Jahre noch einmal, dann aber wirklich erst nach mehr als 25 Jahren wieder. — „Jacobi,“ fährt er nun fort, empfing mich mit der größten und unerwartetsten Freundschaft, mit einer Freundschaft, die mich stolz gemacht haben würde, wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich sie allein Ihrer gütigen Empfehlung danke. Ich wohnte bei ihm,

2) S. oben S. 19 u. f.

aber ohne die Vermittelung eines Mainzers wäre er wohl schwerlich mit einem so eigentlichen Berliner, als ich bin, mit einem Freunde Engel's, Herzens, Biefter's und so vieler anderer Anti-Jacobiten so nahe zusammen getreten. Ich bin Ihnen in der That herzlich für seine Bekanntschaft verbunden. Sein Umgang war mir über alles interessant. Er ist ein so vortrefflicher Kopf, so reich an neuen, großen und tiefen Ideen, die er in einer so lebhaften, schönen Sprache vorträgt; sein Charakter scheint so edel zu sein, daß ich in der That nicht entscheiden mag, ob er zuerst mein Herz oder meinen Kopf gewonnen hat.“ Ein Briefwechsel, den ihm Jacobi versprochen, soll die eingeleitete Verbindung unterhalten.

Das ist das älteste Blatt, das wir, mit sicherem Datum, bis jetzt von Humboldt besitzen. Schon im nächsten der uns erhaltenen Briefe an Forster — 14. März 1789 — macht er doch seine Einwendungen über die Art, wie Jacobi, als Philosoph, das Ueberfinnliche fassen zu können meinte.³⁾ Dieser gab gerade damals die zweite Auflage seiner „Briefe über Spinoza“ heraus und sendete seinen Freunden die einzelnen Beilagen, mit denen er sie vermehrte, zu. Humboldt empfing die letzten dieser Stücke während einer Krankheit, die er diesen Winter zu überstehen hatte, und erklärte besonders die allerletzte für meisterhaft. Ueberhaupt lebt er noch in einem gewissen Enthusiasmus für Jacobi. „Sein Briefwechsel,“ sagt er, „macht mir sehr viel Freude. Er ist so außerordentlich freundschaftlich gegen mich; und unleugbar ist er doch ein Mann von ungewöhnlichen Geisteskräften, und von einem sehr edlen, wahrhaft großen Charakter. Die kleinen Schwächen derer bemerken zu wollen, ist mir immer bei wahrhaft schätzungswürdigen Männern ein sehr verachtungswerthes Geschäft.“ —

3) Ich habe die Stelle schon oben S. 66 eingefügt.

Der übrige Theil dieses Briefes geht Forster selbst an und zwar einen Aufsatz desselben über die englische Litteratur vom J. 1788 in Archenholz's brittischen Annalen, über den er sich von Humboldt ein aufrichtiges Urtheil erbeten hatte. Mit wenig Worten sprach dieser ein sehr gewichtiges aus. „Aufsätze über Litteratur haben ihre eigne Schwierigkeit. Bei einem kleinen Borrath von Materialien erhalten sie ein magres, armseliges Ansehen, bei einem großen, wie ich glaube, daß Sie vor sich hatten, ist es so schwer, die richtige Auswahl zu treffen und man geräth so leicht in Gefahr, nicht mehr als ein Namenregister zu liefern. Darum hat mir die Darstellung in Ihrem Aufsatz so meisterhaft geschienen. Es geht alles so in einer Reihe, an einem so künstlich gesponnenen Faden fort, ohne daß man doch in irgend einer Stelle die Kunst bemerkt, die dazu gehörte, ihn so zu spinnen. Vorzüglich hat mir die Art gefallen, wie Sie den Einfluß des brittischen Nationalgeistes auf die Litteratur zeigen. Eine Kenntniß der neuesten Schriftsteller eines Landes, ihrer Schriften u. s. f. kann immer ganz interessant sein, aber der raisonnirende Leser verlangt doch mehr; er will wissen, warum die Schriftsteller in diesem Lande gerade in diesem und keinem anderen Geiste schrieben, warum gerade diese Zweige der Litteratur, und keine andere blüheten? und das, dünkt mich doch, haben Sie vortrefflich entwickelt. Die Stelle vom Religionszustande in England ist ganz in dem Geiste geschrieben, in dem ich jetzt recht vieles geschrieben wünschte.“

Seit dem Sommer 1789 war Humboldt wenig mehr in Göttingen, sondern meist schon auf kleinern und größern Reisen in und außer Deutschland begriffen. Zunächst ist ein Besuch in Hannover zu erwähnen, wo er zwar schon früher persönlich bekannt war, diesmal aber besonders mit Friedrich Jacobi zusammentraf. Den Tag vor seiner Abreise dahin (20. Juni) verspricht er Forstern vollständige Nachricht

von diesem Rendezvous zu geben und fügt für diesen selbst nur den Wunsch bei, daß er doch ja seine Gesundheit schonen möge. „Auch das bißchen Genuß dieses Erdenlebens ist doch so viel immer werth, und wie viel mehr die reiche Gelegenheit zu wirken“ — eine Aeußerung, die wir hervorheben, weil sie, gerade so gefaßt, kaum jemals bei Humboldt wieder zu finden sein möchte.

Er genoß in Hannover fünf sehr vergnügte Tage, wovon er das Meiste allerdings auf Jacobi's Anwesenheit, Einiges doch auch auf Hannover selbst rechnet. Er schränkte sich diesmal absichtlich auf wenige Gesellschaften ein, und unter den Personen vom ersten Range sah ihn Niemand als eine Frau von Wangenheim, in deren Haus er auch Jacobi einführte. Den größten Theil des Tags brachte er bei diesem zu und mit ihm besuchte er die Rehberg, Brandes, Zimmermann und was ihnen sonst von dortigen Notabilitäten von Interesse war. Rehberg war, ohne Zweifel, die bedeutendste Persönlichkeit in jenem Kreise. Auch er huldigte der kritischen Philosophie und war außerdem ein Mann von seltenem politischem Scharfsinn — dessen Schriften, in ihrer trefflichen Auswahl und Zusammenstellung, noch heute zu dem Besten gehören, dessen wir uns in politischer Litteratur rühmen können. In Ruhe und Sicherheit, den philosophischen und romantischen Phantasmen neuerer Zeit gegenüber, ähnelte er Humboldt sehr, wie er diesen auch in seinen durchaus edlen Gesinnungen glich, wogegen er freilich in einer gewissen kalten Abgeschlossenheit gegen jede andre Geistesrichtung und in dem beinahe völligen Mangel an höherem Kunstgeschmack mit Humboldt gar keinen Vergleich darbietet. „Am nächsten,“ so schrieb dieser, gleich nach der Rückkehr von dieser Excursion, an Forster, 4) „ist Jacobi, wie Sie sich leicht denken

4) 1. Juli 1789.

können, mit Rehberg zusammen gekommen. Die erste Unterredung war ziemlich kalt, und für zwei so treffliche Köpfe auch ziemlich leer. Aber schon bei der zweiten thaute, nach Jacobi's Ausdruck, Rehberg auf, und alle die übrigen Tage hindurch war er sehr heiter, offen und freundschaftlich.“ Sie redeten Jacobi zu, auch den bekannten, seiner Eitelkeit wegen berüchtigten Ritter Zimmermann zu besuchen, was jener hinterher auch nicht bereute, obschon sie eigentlich in Fehde lagen. Jacobi gefiel damals sehr in Hannover und Humboldt äußert, daß er wenige Menschen gesehen, die so viel durch die persönliche Bekanntschaft gewonnen als dieser. Ein gewisser Stolz, der freilich unverkennbar an ihm sei, doch mehr von dem Werth herrühre, den er auf seine Ideen lege, und gar nicht von Forderungen, die er für seine Person mache, äußere sich auch weit weniger im Umgang als in seinen Schriften. Ueberhaupt wußte der Jüngling Humboldt den oft so grißgrämigen, einseitig urtheilenden Jacobi etwas verfühlicher zu stimmen. So brachte er ihm auch über Bießer, von welchem er in sehr hartem Ausdruck gesprochen, eine bessere Meinung bei. „Ich,“ sagt Humboldt (in demselben Briefe an Forster), „der ich über Bießer ganz anders denke, und vielleicht bald auch in einem näheren Verhältniß mit ihm stehe, ⁵⁾ wollte dies für die Zukunft verhüten und schrieb ihm geradezu meine der seinigen völlig entgegengesetzte Meinung.“ Es verfehlte dies die Wirkung nicht. — Bei Frau v. Wangenheim war einen Mittag der ganze Kreis sehr heiter zusammen. Brandes — hier ohne Zweifel jedesmal der Jüngere, der dem ältern in der Curatel der Göttinger Universität folgte und sich auch als Schriftsteller, besonders gegen die französische Revolution, Namen gemacht hat —

5) Auf was für ein muthmaßliches Verhältniß hier angespielt ist, liegt im Dunkel.

Rehberg, Graf Hardenberg, Wallmoden u. u. waren dabei. Da überstürzten sich Raisonnement und Wiß. „Vorzüglich mußte ich,“ setzt Humboldt hinzu, „als Gampe's ehemaliger Zögling immer mit Gegenstand des Gesprächs sein.“

Nachdem er so Forstern von allen dortigen Vorfällen treulich in Kenntniß gesetzt hatte, kommt er auf die neuesten Erscheinungen der Litteratur. Im Mexkatalog war ihm nicht viel Besondres aufgefallen. Von der auswärtigen Litteratur reizte Barthelemy's Anacharsis, den kurz darnach Bießer in einer guten Uebersetzung auch in Deutschland verbreitete, seine Aufmerksamkeit am meisten. Nicht blos dieses ausgezeichnete Werk, sondern auch Düpaty's Briefe über Italien, die Forster ins Deutsche übertragen hatte, nimmt er gegen Jacobi's Aburtheil in Schutz. Düpaty, sagt er, sei als Schriftsteller, nicht als Beschreiber anzusehen. Man müsse immer den Mann vor Augen haben, seinen hellen eindringenden Verstand, seine lebhafteste Phantasie, sein glühendes Gefühl für alles, was die Menschheit interessirt. Forster's Uebertragung fand Humboldt ganz genialisch. Nur hie und da glaubte er Kleinigkeiten bemerkt zu haben, die ihm entchlüpften, eine unrichtige Metapher, ein falsch zusammengestelltes Bild.

In solcher Festigkeit und Reife stand der zweiundzwanzigjährige Jüngling Männern gegenüber, die schon zu den bedeutendsten unsrer Litteratur zählten. So gewichtig sind seine oft nur ganz gelegentlich hingeworfnen Bemerkungen. Ueberhaupt enthalten Humboldt's Briefe und Werke einen so reichen Schatz der trefflichsten Charakteristiken, der unvergänglichsten Urtheile, daß schon aus ihnen allein sich eine sehr ansehnliche Blumenlese zusammensügen ließe. Wir müssen darin freilich, schon des Raumes wegen, große Enthaltbarkeit üben. Doch unser Zweck ist auch hauptsächlich, auf diese Quelle hin zu weisen, sie in manchem Betracht zu erläutern, aus ihr selbst aber nur das vorzüglich Charakteristische

hervorzuheben, wozu wir allerdings das Meiste rechnen, was aus seiner früheren Lebenszeit herrührt, weil es, abgesehen von seinem besondern Werthe, zugleich Humboldt's geistige Entwicklung und den Punkt, von welchem er ausging, vor Augen führt.

Gleich darnach sollten größere Ereignisse, als die literarische Debatte in dem erregten Kreise einer einzelnen deutschen Stadt, die Aufmerksamkeit des Jünglings in Anspruch nehmen. In der Hauptstadt Frankreichs hatte die politische Krisis eine solche Höhe erreicht, daß jede Stunde ein entscheidender Schlag erwartet werden konnte. Die aufgeregte Stimmung der Hauptstadt, die drohende Stellung der National-Versammlung zu Versailles — die, von Mirabeau geleitet, dem Hofe schon im Monat Juni Troß geboten — alles dies hätte die vertrauten Rathgeber des Königs noch zur rechten Zeit warnen sollen. Doch die verblendete Partei von Prinzen und Aristokraten compfottirte von neuem. Man läßt Truppen gegen Paris anrücken. Necker, der Liebling des Volkes, wird aus dem Ministerium verabschiedet und des Reiches verwiesen. Sofort nahm die Revolution ihren Anfang. Man griff in Paris zu den Waffen, die französischen Garden weigerten sich, gegen ihre Mitbürger zu kämpfen. Mit dem Sturm der Bastille war der Sieg des Volkes entschieden.

Einzelne gab es doch auch in Deutschland, die schon ein wachsamcs Auge auf die Weltverhältnisse richteten und den herannahenden großen Umschwung der Dinge sogar mit Ehnfucht erwarteten. Wenige wohl mit einem solchen Enthusiasmus, wie J. H. Campe, den wir schon als Erzieher Humboldt's früher erwähnten. Campe hatte seit einigen Jahren in Braunschweig, unter einer Regierung, die noch im Ruf einer gewissen Freisinnigkeit stand, einen hübschen

Posten, nämlich ein dortiges Canonikat, und außerdem den Hofrathstitel erhalten. Zugleich stand er einer Buchhandlung vor und genoß als Verfasser vieler Kinderschriften und Reisebeschreibungen immer zunehmende Popularität. Von Zeit zu Zeit pflegte er seine Gesundheit durch eine Reise zu stärken. Jetzt, im Juli 1789, beschloß er einen schnellen Auszug nach Paris zu machen, mit dem ausgesprochenen sehnlichen Wunsche: „der Leichenfeier des französischen Despotismus beizuwohnen.“ In wenig Tagen war er reisefertig, und hatte sogar noch die Freude, ein paar sehr willkommene Gefährten dazu zu finden. ¹⁾ Der Eine von diesen war Wilhelm von Humboldt, der, gerade am Schluß seines akademischen Lebens, sich jetzt in der weitem Welt umzusehen wünschte. Was konnte ihm anreizender sein, als Paris in diesem Augen-

1) Campe veröffentlichte die Anschauungen und Ergebnisse dieser Reise kurz darnach in zwei Werken, die man noch heute mit Nutzen und Interesse liest. Das erste waren „die Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben,“ die noch im selbigen Jahre, und im folgenden in 2ter und 3ter Auflage erschienen. Sie ergeben sich hauptsächlich in Schilderung der neuesten Begebenheiten vom Monat Juni an, geben Berichte dessen, was er mit eignen Augen gesehen, erörtern die Ursachen dieser Revolution und knüpfen daran eine Menge Betrachtungen, offenbar mit dem Zweck, in Deutschland eine unbefangnere Beurtheilung dieser Vorfälle zu bewirken. Auch die zweite Schrift erschien mit seinem Namen: „Reise von Braunschweig nach Paris im Heumonath 1789. Braunschweig, 1790“ (dann auch im VIII. Theile seiner Sammlung interessanter Reisebeschreibungen für die Jugend). Besonders hier giebt er, in Briefen an seine Tochter und Auszügen aus seinem Tagebuch, die Einzelheiten dieser Reise bis zum Anfang des Aufenthaltes in Paris. Beide Werke zeichnen sich durch großen, für jene Zeit bemerkenswerthen Freimuth aus. Daß er erhibt von dieser Neuerung sprach, nur die Lichtseite des Umschwungs und des französischen Charakters erkannte, die herannahende Anarchie dagegen kaum verspürte, darf uns gar nicht wundern. Die Mehrzahl der Zeitgenossen, besonders der Deutschen, verstand entweder diese Begebenheiten gar nicht, oder war mehr und minder berauscht von ihnen. Auch Campe ward bitter enttäuscht, als die Sache der Freiheit so gräßlich vergiftet wurde, auch er wandte sich mit Abscheu davon ohne deshalb, wie so Viele, den Glauben an die großen europäischen Folgen dieses Umschwungs zu verlieren.

Die beiden Campe'schen Schriften dienen uns zugleich als Quelle für den so interessanten Abschnitt des Humboldt'schen Lebens.

blicke, da noch dazu eine so günstige Gelegenheit für das Unternehmen sich darbot.

Campe selbst drückt sich also über seine Reisegeossen aus: „Zwei Freunde, Hr. v. H. und Hr. W. wünschten ihn zu begleiten; und ihre Gesellschaft war ihm angenehm. Der Eine vereinigte sich mit ihm in Braunschweig; für den Andern, der in Göttingen war, bestimmte man das Stellbichlein in Holzminden.“ Am 17. Juli verließen sie Braunschweig und gelangten am folgenden Abend an den Ort der Bestellung. „Unser lieber v. H. war schon vor uns eingetroffen.“ Am andern Morgen reisten sie weiter und zwar vom ersten Tag an im erwünschtesten Humor. Ihr nächstes Nachtquartier, so erzählt uns Campe in den Briefen an seine Tochter, schlugen sie in dem Gesundbrunnen bei Driburg auf. Es war spät nach Mitternacht, als sie anlangten. „Unterdeß ich um frische Pferde mich bemühte und Briefe schrieb, gingen meine lustigen Gefährten, mit der Laterne aus, um, wie sie sagten, — die Schönheiten der Gegend zu besehen.“ Den umständlichen Bericht, den sie nach der Zurückkunft abzustatten nicht ermangelten, schaltet Campe nicht ein, wohl aber fühlt er sich zu sagen veranlaßt, „daß er sich, dieser guten Reisegefährten wegen, schon hundertmal Glück gewünscht habe.“ „So sollte man,“ sagt er, „so oft man die Wahl hat, seine Reisegesellschaft sich immer aussuchen. Alte Leute sollen mit jungen, und junge mit alten reisen. Jene würden dadurch, wie ich, an guter Laune und Vergnügen, diese an Sicherheit gegen allerlei Verirrungen gewinnen. Du kannst nicht glauben, wie vergnügt und guter Dinge wir drei Leute selbst in solchen Lagen sind, wo andre Reisende die Lippen hängen lassen. Wohin wir kommen, da theilt unsre gute Laune sich augenblicklich der ganzen Hausgenossenschaft, ja sogar den Bettlern auf der Straße mit. Lachend kommen wir an, lachend machen wir unsre

Geschäfte, lachend steigen wir wieder ein, und alles lacht mit uns."

Sie nahmen ihren Weg durch die wenig anziehenden Gegenden Westphalens und gingen bei Uerdingen über den Rhein. Nirgends versäumten sie die Merkwürdigkeiten und Naturgenüsse, die sich darboten. In Aachen hatten sie auch die Freude, ihren Freund, den Geh. Rath von Dohm wieder zu sehen. Noch ehe sie die Brabanter Gränze erreichten, flogen ihnen die Nachrichten von den „gräulich schönen Begebenheiten“ des 12., 13. und 14. Juli entgegen. Der entscheidende Schlag war geschehen. Die erste Kunde empfingen sie zu Aachen, mit innigem Entzücken über die braven Pariser, aber auch mit großem Mißvergnügen, daß das Drama, dessen Eröffnung sie so herzlich gern beigewohnt hätten, schon seinen Anfang genommen. „Meine Reisegefährten und ich,“ schrieb Campe nach Haus, „eilen, so sehr wir können, um wenigstens den zweiten Akt dieser großen Weltbegebenheit mit anzusehen.“ Schon strömten französische Flüchtlinge über die Gränzen. In Lüttich, wo auch Unruhen drohten, kam noch die Nachricht hinzu, daß auch in Brabant schon an mehreren Orten, durch die sie reisen sollten, der Aufruhr ausgebrochen sei, daß in Tirlemont, Löwen, in Brüssel selbst nur die militairische Uebermacht die Gährung niederhalte. Wo sie hinkamen, schüttelte man den Kopf über das gefährliche Wagniß, jetzt gerade in den Mittelpunkt alles Gräuels zu reisen. Alles dies klang sehr bedenklich. „Aber nicht für uns,“ sagt der mehrgenannte Berichterstatter. „Unsere Begierde, das Ringen der Völker nach Freiheit, und ihr männliches Streben, sich wieder in Besitz der ihnen geraubten Menschenrechte zu setzen, mit eignen Augen zu beobachten, war zu stark, als daß sie nicht jede kleinmüthige Betrachtung leicht hätte überwiegen sollen.“ Doch hatten sie zur Vorsicht sich noch in Aachen und

Lüthich mit Pässen der preussischen und französischen Gesandtschaft versehen. Wirklich trafen sie es im Brabantischen überall so, wie man es vorhergesagt hatte. Nur die Militäranstalten hielten das Volk zu Brüssel noch im Gehorsam. Auf allen öffentlichen Plätzen waren Kanonen aufgeföhren. Eilig nahmen unsre Reisenden die Merkwürdigkeiten der schönen Stadt und der blühenden Umgebung in Augenschein: das Brabanter Land und Brüssel insonders gefiel ihnen ungemein. Dann föhren sie fast ohne Unterbrechung auf der bekannten Straße nach Paris. Von seinem Eintritt in Frankreich war Gampe in einem fortwährenden Entzücken. Er kann dieses Volk, das bisher für so gekenhaft galt, nicht genug bewundern, und findet es völlig umgewandelt. Unaufhörlich preist er die Artigkeit, die Großmuth, den Geist selbst an den untersten Classen der Bevölkerung. Als man sie in Valenciennes aufforderte, sich die Freiheitskofarde an den Hut stecken zu lassen, da glaubte er mit der ganzen französischen Nation Brüderschaft zu machen. „Unsere Reisegefährten und ich hatten für den Augenblick aufgehört, Brandenburger und Braunschweiger zu sein. Aller Nationalunterschied, alle Nationalvorurtheile schwandten dahin.“

Am 3ten August kamen sie in Paris an und bezogen sogleich im Faubourg St. Germain, Rue des petits Augustins, eine Wohnung. Den anderen Tag stürzten sie sich in den Ocean dieser damals doppelt aufgeregten Stadt, deren Merkwürdigkeiten zu betrachten sie nicht ganz die Zeit eines Monats zu verwenden hatten und wovon sie überdies noch einige Tage zu Ausflügen nach Versailles und Ermenonville benugen wollten. Bei dem heißesten Wetter mußten sie die beschwerlichsten Tagereisen in die verschiedensten Stadttheile machen, doch das Große und Neue, das sie zu genießen hatten, war hinlänglicher Ersatz. Wir wollen sie auf ihren Wanderungen durch die Vertlichkeiten dieser Stadt hier nicht

ins Einzelne begleiten: wer sich für die Reisenden interessirt, kann das Nähere in Gampe's Schriften nachlesen. Zu Manchem, was der Gelehrte sonst wohl auch dort aufsucht, blieb im damaligen Momente keine Zeit, ja kein Interesse. Die Nation selbst, noch ganz im Zustand der Erhebung, überwog jede andre Betrachtung. Da galt es, sich unter die Massen zu mischen, die Reden und Debatten auf öffentlichen Plätzen und im palais royal zu belauschen, kurz das französische Volk in seinen alten und neuen Eigenschaften kennen zu lernen. Ermattet kamen unsre Wanderer Abends spät in ihre Wohnung an, wo dann Gampe oft noch über Mitternacht hinein wachte, um Briefe und Tagebücher zu schreiben.

Kurz nach ihrer Ankunft war Paris in einem wahren Freudetaumel über die Ereignisse, die in der berühmten Nacht vom 4ten zum 5ten August sich in der National-Versammlung zu Versailles zugetragen hatten. Durch einen unerhörten Wetteifer von Großmuth und Patriotismus, verbunden mit dem Vergessen aller Rücksichten und Bedenklichkeiten, „die (selbst nach Gampe's Ausdruck) doch vielleicht nicht unzeitig gewesen wären,“ hatte man mit einem Schlage die Vernichtung aller erblichen Privilegien und Ueberreste des Feudalwesens ausgesprochen. Der andere Tag verbreitete die Nachrichten in Paris. Nur die ruhigen, weiter blickenden Männer theilten den allgemeinen Enthusiasmus nicht. Schon die Formlosigkeit der Berathung, und die tumultuarische Art des Verfahrens flößten schwere Sorgen für die Zukunft ein.

Den 12. Aug. begab sich Gampe mit seinen Gefährten selbst nach Versailles. Die Gallerien zur National-Versammlung waren so überfüllt, daß Niemand mehr zugelassen werden konnte. Endlich gelang es Campen den berühmten Grafen von Mirabeau ansichtig zu werden, auf dessen besondre „Einladung er sich hieher begeben hatte.“ Dieser

verhalf ihm sogleich zu einem guten Platz. Das Durcheinander und Getöse in der Versammlung war so ungeheuer, daß Campe im Anfang ganz betäubt wurde. Nur nach und nach gelang es ihm einzelne Reden zu vernehmen. An diesem Tage ward über die Adresse an den König verhandelt, in welcher man ihm den zuerkannten Ehrentitel „Wiederhersteller der französischen Freiheit“ überbringen und ihn ersuchen wollte, sich mit der Versammlung in die Schloßkapelle zu begeben, wo durch ein Te Deum die glücklich vollendete Revolution gefeiert werden sollte. Target hatte die Adresse entworfen. Tiefe Stille trat ein als er die Tribüne bestieg. Aber die Ausdrücke seines Entwurfs erschienen viel zu unterthänig. Vom Anfang an mehrmal stürmisch unterbrochen, durch ein paar Witzworte Mirabeau's zum Rückzug genöthigt, mußte Target seine Arbeit das zweite, ja dritte Mal umschmelzen. In dieser letzten Redaction erst ward sie angenommen. Damit endete diese Sitzung. — Den Rest des Tages benützten unsre Freunde, die Herrlichkeiten von Versailles zu betrachten.

„Mit einem Billet an den wachhabenden Bürgeroffizier versehen,“ erzählt uns Campe, „erhielten meine Freunde und ich des folgenden Tages abermals einen guten Platz.“ Gegen Mittag sollte sich die Versammlung in corpore zum König verfügen und dann die schon erwähnte Feierlichkeit Statt finden. Wegen des beschränkten Raumes in der Schloßkapelle sollte Niemand als die National-Versammlung und der Hof zugelassen sein. Nachdem man einen Bericht über die seit gestern an die Versammlung eingelaufenen Bittschriften u. s. f. unter Lachen und Tumult angehört hatte, nahm der feierliche Zug nach dem Schlosse seinen Anfang. Der Zufall wollte, daß unsre Reisenden, beim Ausgang aus dem Versammlungshause mit in die Reihe der Deputirten kamen und, von diesen in der Kleidung wenig unterschieden,

den Versuch wagten, sich ihnen anzuschließen und so der Feierlichkeit beizuwohnen. Dies gelang ihnen auch völlig. Durch alle besetzten Eingänge und Säle durchgelassen, kamen sie in die große Gallerie des Schlosses. Anfangs herrschte auch hier das wildeste Getöse. Endlich verkündigte ein allgemeines Stillgebot die Ankunft des Königs. Der Präsident hielt die gestern votirte Anrede, der König antwortete vorgezeichnetermaßen; darnach brach die ganze Versammlung in ein dreimaliges so schmetterndes Vive le Roi aus, daß der Palast in seinen Grundfesten erbehte. — Nun trat der König den Weg zur Capelle an; die Deputirten folgten ihm auf dem Fuße, unsre Landsleute mit ihnen. Man hatte nur durch einige Zimmer zu gehen, um dahin zu gelangen. Als sie in das letzte Zimmer traten, erschien durch eine Seitenthür auch die Königin — das erstemal seit Anfang der Revolution — begleitet von Madame und Mdme. Elisabeth, um in die schon geöffnete königliche Tribüne zu treten. Die Deputirten gingen an ihr ohne irgend eine Art von Ehrenbezeugung vorüber. Der König nahm seinen Sitz unten in der Kirche ein, von den Deputirten ein Jeder den ersten besten Platz. Jetzt begann das Te Deum und am Schluß erscholl, aber nur dem Könige, ein abermaliges inbrünstiges Hoch. Mit dieser Feierlichkeit wurde die Niederlage der französischen Monarchie — nicht bloß des Despotismus — besiegelt. Gampe konnte sich Glück wünschen, den Zweck seiner Reise vollständig erreicht zu haben.

Denselben Abend kamen die Reisenden nach einer sehr angenehmen Rückfahrt über Marly nach Paris zurück. Es war ihnen als kehrten sie an ihren Heerd: so heimisch fühlten sie sich in den Räumen dieser Stadt.

Einige Tage später traten sie eine Wallfahrt zu Rousseau's Grabe an.

Ueber St. Denny und das prächtige Schloß Chantilly

des Prinzen Condé erreichten sie das schöne romantische Besizthum des Marquis von Gerardin, Ermenonville. Campen war es, als beträte er ein Elysium. Ueberall hatte der geschmackvolle Besitzer zur Melancholie einladende Fels- und Grassänke angebracht. Campe eilte aber zuvörderst nach dem Hause, welches Rousseau während seines dortigen Aufenthaltes bewohnt hatte, und wo er starb. Es war ein kleines bescheidenes Häuschen, in der Nähe des Schlosses, aber ganz unter Bäumen versteckt. Sie stiegen eine Treppe hinauf und traten in das kleine Wohn- und Schlafzimmer. Sein Bett stand noch da, auch der Lehnstuhl, in welchem er den Geist aufgab. — Jetzt wallten sie nach seinem Grabe. Hr. v. Gerardin hatte ihn auf der Insel eines kleinen Sees beerdigen lassen, und ringsum alles mit anmuthigen Anlagen geschmückt, die leider, seit er das Schloß nicht mehr bewohnte, schon in Verfall geriethen. Auch die Bappelinsele trug nur eigentlich noch ihren Namen. Der Teich hatte sich in einen tiefen Sumpf verwandelt. So standen die Reisenden im Angesicht des Monumentes, ohne in dessen unmittelbarer Nähe ihrer Wehmuth den schönsten Raum geben zu können.

Auch in Paris erlebten sie noch einen besonders interessanten Tag — den Tag des heiligen Ludwig (24. Aug.) der im ganzen Lande besonders festlich begangen ward. Processionen, Geläute von allen Thürmen, Kanonendonner in allen Stadtdistrikten, Menschenwogen — so ging es in Paris vom Morgen an. An diesem Tage standen alle Akademien offen, der Ertrag der schönen Künste der letzten beiden Jahre wurde ausgestellt und in einer öffentlichen Sitzung der französischen Akademie Festreden gehalten und die jährlichen Preise zuerkannt. Campe's „lieber und gefälliger Freund Mercier“ hatte sich ihm für diesen Tag ganz zu überlassen und ihr Cicerone zu sein angeboten.

Bei frühem Morgen fand er sich in ihrem Quartier ein und führte sie zum Louvre. Nachdem sie sich mit Mühe durch die menschenüberfüllten Säle der Gemälde-Ausstellung gearbeitet hatten, begaben sie sich zur feierlichen Sitzung der Akademie, zu welcher ihnen Marmontel die Eintrittsbillete gegeben hatte. Der Hauptsaal dieses Heiligthum's war zum Ersticken gedrängt von Zuschauern, wo natürlich auch der Glanz der Pariser Damenwelt nicht fehlen durfte. Der berühmte Abbé Barthelemy, der heute zum Mitglied aufgenommen wurde, hielt seine Eintrittsrede, in welcher, der Stimmung des Tags gemäß, besonders die Stelle, worin er auf das alte Griechenland und den Beifall aufspielte, den man seinem „jungen Anacharsis“ geschenkt, die Zuhörer in tobenden Enthusiakmus versetzte. Ihm antwortete in gebräuchlicher Weise der Chevalier Boufflers. Dann theilte man die diesjährigen Preise aus, und setzte für nächstes Jahr einen neuen für die beste Lobrede auf Jean Jacques Rousseau aus.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß Humboldt dort schon damals die Bekanntschaft mancher litterarischen Berühmtheit gemacht habe, ja schon in Campe's Gesellschaft. Von diesem erfahren wir, daß ihn namentlich der „biedere brave“ Mercier, ferner ein von Zürich eingewanderter deutscher, nun französischer Schriftsteller, Herr von Meister, und Berquin, der Verfasser vieler französischer Jugendschriften, mit besondrer Artigkeit aufnahmen. Mercier vergleicht er nicht ungeschickt mit Lessing, auch im Aeußeren, und in seinem gesellschaftlichen und sittlichen Charakter. Er rühmt besonders dessen Offenheit und Freimuth und zeichnet ihn unter den damaligen Franzosen als einen der Wenigen aus, denen die Verbesserung der Sitten und die Verbreitung ächt religiöser Grundsätze am Herzen liege. — Von den übrigen Gelehrten, die er etwas näher kennen lernte, nennt er den großen

Astronomen Lalande, den Akademiker Marmontel und den besonders um Homer verdienten Philologen Villoison, der unter seinen Landsleuten, nächst Barthelemy, das Alterthum am besten und außerdem Paris vielleicht besser kannte als irgend ein Anderer.

Die Frist, die ihrem Aufenthalte in dieser Stadt vergönnt war, ging nun zu Ende. Campe ergriff es schmerzlich, diesen Ort gerade in dieser Zeit wieder verlassen zu müssen. Den 27. August Morgens reisten sie ab, und nahmen diesmal den Weg durch die Champagne, über Metz, nach Mainz. Hier trennte sich Humboldt von seinen Begleitern.

Ei es, daß Humboldt von Anbeginn nicht in dem Grade von Enthusiasmus hingerissen war, wie Campe, oder daß er gerade durch die Pariser Eindrücke abgekühlt worden — es scheint, daß er sich am Ende dieser Reise durchaus nicht in so glänzenden Hoffnungen wiegte. In Mainz traf er seinen Freund Forster, dem ja jede Mittheilung aus solchem Munde und über solche Dinge höchlich willkommen seyn mußte. Schon am 28. August schrieb er an Heyne: „Ich erwarte jetzt den guten Humboldt aus Paris,“ und den 7. September meldet er: „Der gute Herr von Humboldt ist seit etlichen Tagen hier. Er kam mit Campe von Paris, den wir bei dieser Gelegenheit hier auch einen halben Tag genossen.“ Forster sagt das mehr aus Ironie, denn er war auf Campe's Populärschriftstellerei übel zu sprechen. Vierzehn Tage später schrieb Forster an Fr. Jacobi: „Der Wanderer Wilhelm Humboldt ist noch bei uns, und erzählt uns zwar nicht mehr von der parisischen — nicht paradiesischen Freiheit, aber hilft uns doch das Leben würzen, welches ohne solche Würze in der That insipid ist.“

Humboldt beabsichtigte den Rest der schönern Jahreszeit sogleich noch zu einer Reise an den Oberrhein, durch Schwaben und in die Schweiz zu benutzen. Im Genuße der Natur und im geistigen Umgang mit seinen Landsleuten, wollte er, wie es scheint, die Stimmung, in die er durch die politische Aufregung und die Raffinerie des Pariser Lebens versetzt worden, wieder in eine Art Gleichgewicht bringen.

Ein Zufall machte, daß er gleich in Mainz recht in die Mitte des damaligen deutschen Geisteslebens zurück versetzt wurde. Vierzehn Tage rastete er in Forster's Hause, und wurde während dieses Aufenthalts veranlaßt, in eine der merkwürdigsten Streitigkeiten einzugreifen, die damals Deutschland bewegten. Es war in Bießer's Berliner Monatschrift abermals eine Denunciation katholischer Umtriebe erschienen, die Forstern in Harnisch gebracht. Bekanntlich war in der Mitte der achtziger Jahre von dem genannten Journal eine Fehde angeregt worden, die viele Jahre fortbauerte und heftiger als irgend eine jener Zeit von den entgegengesetzten Parteien verfochten wurde, — die bekannte Anklage des Kryptokatholizismus und Jesuitismus wie der katholischen Umtriebe überhaupt. Zur Zeit als man allerwärts geheime Verbindungen für Menschenbeglückung stiftete, begegnete man auch den Spuren anderer Geheimbünde, deren Zwecke für das Glück der Menschheit äußerst gefährlich schienen. Man entdeckte das fortwährende Bestehen der Jesuiten und ihres Wirkens zu Gunsten der Hierarchie. Der bekannte Abentheurer Leuchsenring scheint zuerst den Gegenstand ins Auge gefaßt zu haben. Nicolai ergriff die Angelegenheit mit Ungeßüm und ein Aufsatz in der Berliner Monatschrift von 1786 gab das Signal zum Kampfe. Die folgenden Zeiten haben hinlänglich bewiesen, wie Recht diese Männer in ihren Befürchtungen hatten;

auch die Klagen im Einzelnen über heimliches Umsichgreifen des Papismus waren in der Hauptsache nur zu begründet. Wer hätte das verdeckte Spiel der Jesuiten noch leugnen wollen, wenn man, gleich nach dem Tode des großen Friedrich, das Treiben der Frömmeler und Rosenkreuzer, selbst in dem Hauptsitz der bisherigen Aufklärung, in Berlin, Boden gewinnen sah? Im ersten Augenblick war man freilich ungläubig, die Angreifenden gingen leichtfertig und sogar fanatisch in ihren Anklagen zu Werke: wer irgend das Papstthum in mildern Licht darstellte, wie J. Müller z. B., wurde ohne Weiteres des Kryptokatholizismus beschuldigt. Namen, die in der Litteratur damals noch viel galten und weite Verbindungen hatten, wurden mit Bitterkeit in die Fehde verwickelt, wie namentlich J. G. Schloffer, Lavater und selbst Fr. Jacobi. Jetzt fühlten auch Freunde dieser Männer sich verpflichtet, die Angegriffenen zu beschützen, so daß am Ende das geistige Uebergewicht entschieden auf dieser Seite war und die Ausforderer zurückgeschlagen, und als „Jesuitenriecher“ zuletzt noch lächerlich gemacht wurden. Nicolai's Platttheit, beim besten Willen, trug auch hier die Schuld und gab arge Blößen. Wie sollte er, nur von den Herausgebern der allerdings einflussreichen Monatschrift unterstützt, gegen Widersacher aufkommen, die bald darnach auch Claudius, Stolberg, Herder und Johannes Müller auf ihrer Seite hatten? So kam die Sache in Vergessenheit. Der Angriff selbst wurde erst in einer viel späteren Zeit gerechtfertigt, als die Machinationen der katholischen Partei in öffentlichen Richtungen aufzutreten wagten, als man einen Uebertritt nach dem andern erlebte und der einst so hart angefochtene und heftig vertheidigte evangelische Oberhofprediger Stark in Darmstadt sich auf dem Todsbette wirklich als Katholiken bekannte. Auch hat die Widersacher Biesters und seiner Freunde wahrhaft eine Nemesis getroffen. Fast

alle wurden bald darauf entweder von größern Geistesmächten zurückgedrängt oder mit dem Makel einer gewissen zweideutigen Denkart behaftet. Der Stoß, den sie den Gegnern beibrachten, erschütterte am Ende auch ihren Ruf oder sie ließen, einmal auf diesem Wege, sich nachher zu Kämpfen verleiten, in denen für sie nur Niederlage die Folge war.

Forster, der mehreren der Angegriffenen innig zugethan war und früher selbst an einer angeblich kryptokatholischen Verbindung Theil genommen hatte, wurde endlich von den ihm ohnehin widerwärtigen Berliner Aufklärern ebenfalls zum Kampfe gereizt. Allein er führte ihn auf viel angemessnere Weise; denn er lehnte sich hauptsächlich gegen die Unduldsamkeit der sich vorzugsweis vernünftig Dünkenden und die fanatische Denunciationswuth dieser protestantischen Eiferer auf. Die nächste Veranlassung war folgende: Biester hatte, in seinem Journale, den Brief eines Beamten in Etzwill abdrucken lassen, worin dieser der Wittve eines Protestanten gerathen, ihre Kinder katholisch erziehen zu lassen. In einem katholischen Lande war dies so auffällig nicht. Forstern verdrosß die Einrückung dieses Briefes und er beschloß, die Ansichten über diese Dinge in einem Aufsatz zurechtzustellen.

Gerade um diese Zeit kam Humboldt in Mainz an. Er, der Biester's Absichten zu schätzen wußte, übte, ohne Zweifel einen günstigen Einfluß auf Forster's Benehmen. Humboldt stand über den Parteien, die hier in Fehde begriffen waren, und doch würdigte er ihre Absichten. Zu der religiösen Denkart der Menge, war er sein Leben lang in einer Art gleichgültigen Verhältnisses ¹⁾. Er kämpfte

1) Wenn daher Göriz, in dem S. 12 angeführten Aufsatz von Humboldt behauptet, er habe Schillern von seinen Vorurtheilen gegen das Christenthum abgebracht, so ist das gewiß eine sehr unrichtige Erzählung. Möglich, daß Humboldt ihn vor einer Polemik

nicht gegen das positiv Bestehende und hielt diesen Kampf an sich meist für vergeblich, ja in gewisser Rücksicht schädlich. Dennoch sah er in dem Bestande selber nur eine Knechtschaft der individuellen, von innen heraus wirkenden Religiosität und suchte sich deshalb, für seine Person wenigstens, von allen diesen Beziehungen, so viel als thunlich, fern zu halten, übrigens der Macht vertrauend, die Wissenschaft, Philosophie, Kunst, Alterthum — auf jeden gesunden und empfänglichen Geist üben werden. Die Duldung war ihm die erste Forderung. Er stellte sie so gut an den Protestantismus wie Katholizismus. Die einzelnen kirchlichen und confessionellen Streitigkeiten berührten ihn auf seinem Standpunkt fast nie. Dennoch hielt er es für zweckmäßig, den Kampf der Protestanten gegen die hierarchischen Pläne zu unterstützen, erklärte sich aber sogleich wider jene, sobald sie ihre sogenannte Vernünftigkeit den Andersdenkenden auf intolerante Art aufdringen wollten. In dem vorliegenden Falle stand er zwischen Bießer und dessen Gegnern wie in der Mitte. Während er im Allgemeinen das wohlgesinnte Streben und die persönliche Gesinnung des Ersteren in Ehren hielt und diese Meinung auch gegen Jacobi, Lavater, Forster nirgends verhehlte, stimmte er im Einzelnen, wie z. B. in Betreff solcher Denunciationen, der Forster'schen Mißbilligung völlig bei. Auf der andern Seite wußte er aber auch Forstern zu solcher Mäßigung zu bewegen, daß dessen

warnte, wie er sie in den Göttern Griechenlands geübt hatte, und dabei vielleicht den innern Kern der christlichen Ansicht hervorhob. Von der kirchlichen Sägung aber und dem gangbaren Begriff der Kirche war Humboldt, seiner innersten Natur nach, entfernt wie Schiller, ja wohl mehr als dieser. Das ganze Kirchenthum, nach unserm herrschenden Begriffe, erschien ihm nur wie eine unabwendbare Ueberslieferung, gegen die man die Einzelnen so viel als noch möglich in Freiheit zu setzen habe. In dem Sinne, in welchem man Schiller und Göthe „Heiden“ genannt hat, mußte sich Humboldt allerdings gefallen lassen auch für einen solchen zu gelten.

Aufsatz recht wohl in die Berliner Monatschrift eingerückt werden konnte.

Dieser Aufsatz Forsters „über Proselytenmacherei“ erschien im Dezemberheft dieser Monatschrift vom Jahr 1789. Was wollt ihr, so äußerte er sich darin, daß den Katholiken verargen, was ihnen ihr Glaube zur Pflicht macht. Sind wir nicht alle Proselytenmacher? Nur den Gebrauch unrechtmäßiger Mittel soll man bekämpfen. Auf welchen schwachen Füßen müßte der Protestantismus stehen, wenn er sich so kleinlich, wie in dem vorliegenden Fall, gegen jeden Befehrungsversuch zu eifern genöthigt fühlte. Können die Protestanten wirklich der Macht der Ueberredung nicht widerstehen, so ist ohnehin alle Rettung verloren.

Den Einfluß Humboldts auf diese Arbeit deutet Forster wiederholt in seinen eignen damaligen Briefen an. So schreibt er an Jacobi, 21. Sept. „Wenn Sie rathen könnten, was ich treibe, während daß Humboldt hier ist! Ich schreibe an meinem Aufsatz gegen Bießer. (Nun berührt er die Veranlassung des Aufsatzes.) Täglich, wie ich weiter rücke in meiner Arbeit, lese ich vor, was ich gemacht habe. Ich werde Bießern den Aufsatz für die Monatschrift schicken, denn ich habe es nicht mit ihm, sondern mit seinen Meinungen zu thun, und bekenne mich auch von Herzen zu denen, die ihn keineswegs für einen Sch. . halten. Der weltliche Despotismus soll bei mir übel ankommen.“ — Auch gegen seinen Schwiegervater Heyne erwähnt er dieses Aufsatzes und sagt: „Humboldt hat es entstehen gesehen, und wir haben während seines Hierseins beständig darüber philosophirt.“ Auch später gedenkt er dieses Einflusses noch einmal, gleichsam vorbauend gegen Jacobi (15. November): „Es ist leicht möglich, daß mein Aufsatz etwas Geschraubtes hat; denn da ich ihn, im Fortschreiten der Arbeit, Sömmering und Humboldt dem ältern vorlas, und immer etwas

corrigirte, was diesen Beiden nicht bestimmt genug schien, oder nicht verlausulirt genug, welches besonders Sömmering verlangte, so konnte ich leicht ängstlich werden." Sichtbar fürchtete Forster, daß Jacobi'n seine Entgegnung gegen die Berliner lange nicht energisch genug erscheinen würde.

Humboldt war indeß schon wieder abgereist (22. Sept.) „Gestern, mein Theuerster,“ schrieb Forster den Tag darauf an Jacobi, „ist Herr v. Humboldt zu Oppenheim aus unsern Umarmungen geschieden. Die gute, reine Seele! Ich habe mich seines jugendlich warmen Gefühls bei so männlichem Geiste, so reifer, vorurtheilsfreier Vernunft recht herzlich erfreuet.“

Von der Reise in die Schweiz, die Humboldt noch in so vorgerückter Jahreszeit unternahm, sind uns in seinen unterwegs an Forster geschriebnen Briefen die schönsten Erinnerungen erhalten. Menschen und Gegenden treten abwechselnd, in scharfen Umrissen, hervor. Fast jeder Brief giebt uns ein herrliches Bruchstück seiner Lebensbetrachtung und seiner Denkart. Wie schade, daß wir der Briefe nicht mehr haben, daß wir an solchen Ergießungen des Augenblicks nicht sein ganzes Leben verfolgen können!

Von Mainz reiste Humboldt über Mannheim nach Heidelberg. In Mannheim war er zwei Tage. Iffland, die Zierde des dortigen angesehenen Schauspiels, war gerade abwesend, und Humboldten entging dessen persönliche Bekanntschaft. „Es that mir unendlich leid, er hätte mich gerade am meisten interessirt.“ Das Theater sah er nicht in seinem Glanze, obwohl man Emilia Galotti gab. Selbst die Damen, die noch ziemlich gut spielten, verfehlten nach seiner Meinung die edle Einfalt der Emilia und den großen hohen Geist und das tiefe Gefühl der Orsina. In der Bildergallerie

gefielen ihm auch nur wenig Stücke und ganz vorzüglich höchstens ein Knabekopf von Carlo Dolce.

Von Heidelberg schrieb er — vermuthlich am 25. September ¹⁾ — seinem theuern Forster, von dem er drei Tage getrennt ist. „Getrennt! O! Sie wissen es, lieber theurer Freund, was mich das Wort kostet. Es waren vierzehn sehr glückliche Tage.“ — Auch im folgenden Briefe (28. September) kommt er noch einmal auf diese Zeit zurück und bricht in folgende Worte aus: „Erinnern Sie sich manchmal der vierzehn Tage, die ich bei Ihnen verlebte. Sie waren vielleicht die glücklichsten meines ganzen Lebens, und noch jetzt macht ihre Erinnerung einen sehr großen Theil meines Genußes aus. Beinahe mit keinem andern Menschen verstehe ich mich so ganz, als mit Ihnen, und daß sich das so von selbst, so ohne alle äußere Veranlassung machte, daß ich Ihre Freundschaft nur Ihnen danke, dies ist mir so unendlich werth, denn es zeigt mir, daß Sie auch mich Ihrer werth hielten, und wie viel der Gedanke mir ist, können Sie in der That nicht empfinden. Denn Sie können es nicht wissen, wie ich die fruchtbare Fülle von Ideen bewundere, die sich Ihnen bei jedem Gegenstande aufdrängt, die lebendige Klarheit, mit der Sie sie darstellen, wie sehr ich den Eifer für alles Wahre und Gute und die Schonung für alles, was Andere für wahr und gut halten, ehre, wie innig endlich ich das Herz liebe, das sich so bereitwillig anschließt, und so gern durch Liebe beglückt. Und das alles müßten Sie doch wissen, um ganz zu fühlen, was Sie mir sind.“

In Heidelberg machte Humboldt die Bekanntschaft des Kirchenrath Mieg, an den er durch Biester adressirt war. Er trug ihm, ohne Forstern zu nennen, die Ideen aus dessen

¹⁾ Das Datum des Briefes ist irrig vom 23. gedruckt.

Aussatz vor, und fand volle Zustimmung für dieselben. Auch er erhob sich vorzüglich gegen die Intoleranz der Vernunft. Ueberhaupt machte dieser Mann einen sehr vortheilhaften Eindruck auf Humboldt. Er schein so gerade, sein Verstand so hell und durchdringend, und dabei habe er so viel Eifer für Freiheit und Rechte der Menschheit. Selbst in seiner Ausdrucksweise liege eine gewisse Einfalt und Kraft.

Von Tübingen schreibt er noch nachträglich, am 28. Sept., über den Eindruck, den die Heidelberger Gegend auf ihn gemacht, in Worten, die sich würdig an die schönsten schließen, womit Göthe, Tieck und namentlich Hölderlin diese einzige Dertlichkeit in Prosa und Dichtung gefeiert haben. „Die Aussicht vom Heidelberger Schloß gefiel mir mehr, als alle übrigen, die ich bis jetzt in diesen Gegenden sah. Die Rheinufer unterhalb Mainz, selbst da, wo sie am schönsten sind, bei Bingen und St. Goar, haben doch immer eine gewisse Einförmigkeit, ewig Weinberge oder nackte Felsen, und ihre Mainzer Gegenden sind zwar lachend und mannigfaltig, aber sie sind nicht malerisch genug, machen nicht genug Ein Ganzes aus. Bei Heidelberg hingegen bilden die nahen, hohen Gebirge an den Ufern des Neckars, mit der Stadt an ihrem Fuße, eine große und schöne Gruppe. Es liegt wahrhafter Charakter in dieser Gegend, und der Eindruck, den sie in der Seele zurückläßt, ist groß und tief.“

Von hier schlug er den „überaus schönen“ Weg an den Krümmungen des Neckars bis Heilbronn ein, um sich nach Stuttgart zu begeben. Hier besuchte er zuerst den Professor Abel, der damals an der dortigen Karlsakademie angestellt war († 1829). Abel, bekanntlich der Lehrer unseres Schiller, genoß auch in der philosophischen Welt den Ruf eines begabten Kopfes. Außer diesem lernte Humboldt noch den Professor des Staatsrechts Reuß, den Hofrath Schwab, den Bibliothekar Drück und den Dichter Schubart kennen. Schwab — der Vater des Dichters Gustav Schwab, und, wie Abel,

ein Widersacher Kant's — schien ihm nicht bloß ein vernünftiger und aufgeklärter, sondern sogar ein feiner Kopf zu sein. Ueber Schubart äußert er sich gar nicht. Desto entschiedener über Abel. Sie kamen bald in eine metaphysische Unterredung. „Er griff,“ sagt Humboldt, „die Kantischen Grundsätze der Moral an, und vertheidigte das gewöhnliche System, welches zum ersten Princip die Beförderung allgemeiner Glückseligkeit macht. Ueberall verrieth er eine große Bekanntschaft mit Kant's und den übrigen neueren philosophischen Schriften, aber in seinem eignen Raisonnement bemerkte ich weder großen Scharfsinn noch Feinheit und tiefen Blick.“ Humboldt wohnte einer seiner Lehrstunden in der Akademie bei; er las über empirische Psychologie, wie Kant es nennen würde. Nach Humboldt's Meinung, verfehlte er die richtige Methode, wie Gegenstände der Beobachtung und Erfahrung behandelt werden müssen. Es war ein ewiges Abstrahiren. Er prüfte nur die einzelnen Seiten eines Gegenstandes, ohne sie hernach wieder zusammen zu stellen und die Veränderung anzugeben, die er im Verhältniß zu anderen erleidet. Dies eben sei aber die schwierige Kunst in der Erforschung aller Erfahrungsgegenstände. Auch scheine Abel oft zu vergessen, daß, was er in Gedanken trenne in sich doch nur Eins sey. Sein Vortrag wie seine ganze Ausdrucksweise sei zwar deutlich und bestimmt, aber kalt, trocken und in vieler Rücksicht mager.

„Ueberhaupt,“ fährt Humboldt fort „ist es doch sonderbar, wie die Philosophie, die gerade am meisten einer großen Fülle, eines Reichthums von Ideen fähig wäre, noch immer auf eine so unfruchtbare Weise behandelt, zu einem fleisch- und marklosen Gerippe gemacht wird, wie nur die Wissenschaften es sein sollten, die sich bloß mit Analyse selbst construirter Begriffe, also im eigentlichsten Verstande mit bloß formellen Ideen beschäftigen. Allein freilich ist die

gewöhnliche Philosophie auch beinahe nichts, als eine solche Wissenschaft; freilich ist es leichter, Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der Begriffe zu entdecken, als die Natur zu beobachten, und die gemachten Beobachtungen auf eine fruchtbare Art mit einander zu verbinden. Darum haben wir so wenig Befriedigendes über alle Theile der praktischen Philosophie, über Moral, Naturrecht, Erziehung, Gesetzgebung; darum sind die meisten unserer Metaphysiker nur Uebungen zur Anwendung der logischen Regeln. Denn gerade das Studium der Logik hat in dieser Rücksicht unendlich geschadet. In allen Wissenschaften findet man Spuren davon. Sogar aus der Botanik führten Sie mir neulich eins an, und es könnte einen eignen recht interessanten Aufsatz geben, einmal den ganzen Schaden zu schildern, den das Formelle in unserer Erkenntniß dem Materiellen derselben gebracht hat, und noch immer bringt. Es würden da mancherlei Dinge neben einander stehen, Linné's botanisches System, der allgemeine Begriff: Kirche, ohne den vielleicht nie ein Symbol geherrscht und nie ein Kezer den Scheiterhaufen bestiegen hätte, die Jacobische Philosophie, die nun wiederum da beobachten will, wo es noch unausgemacht ist, ob nur überhaupt ein Sinn zum Beobachten existirt. Denn auch das entgegengesetzte Extrem, ohne jedoch behaupten zu wollen, daß das Jacobische System auch nur an dies Extrem streife — die Vernachlässigung alles Formellen dürfte nicht übergangen werden. Beide, der magre Schulpedant und der Schwärmer, müßten geprüft und nach Verdienst gewürdigt werden.“

Von Stuttgart ging Humboldt über Tübingen nach Constanz, um den Bodensee wenigstens nicht vorüberzureisen, von da nach Schaffhausen und langte in den ersten Tagen des October zu Zürich an. Nur über eine Persönlichkeit, die er hier kennen lernte, schrieb er Forstern, aber auch ein

so interessantes Urtheil, daß es dem Litteraturgeschichtschreiber geradezu als unentbehrlich zur Schilderung des Betroffenen erscheinen muß. Das ist Lavater, eine jener bizarren Subjektivitäten, die allerdings zur Anregung unsers geistigen Lebens entschieden mitgewirkt haben, in den siebziger und achtziger Jahren eine bedeutende Rolle spielten, dann aber, als Kunst und Wissenschaft einen vollgültigen Gehalt und strenge Form erzielte, plötzlich in ihrer Unzulänglichkeit erkannt wurden. In jener früheren Epoche imponirte Lavater den meisten seiner Zeitgenossen; selbst Göthe, den Jüngling, wußte er so zu fesseln, daß es erst Jahre brauchte, um ihn ganz über ihn zu enttäuschen. Es sollte unter den Seltsamkeiten unsrer litterarischen Genieperiode auch nicht an einem Mann fehlen, der die Prophetenrolle spielte, leider ohne in höherem Grade von dem Geiste der Gottheit angewehet zu sein. Alle Schlaueit des Priesters, alle Selbstbeäugelung eines Kleingeistes, alle Täuschung eines Schauspielers, und daneben doch auch unbewußter Selbstbetrug, ein glücklicher Natursinn und so viel Lichtblicke, daß man ein Genie muthmaßen konnte, das alles vereinte sich in dem Kopfe, von dem später die Xenien sagten, daß in ihm zum würdigen Mann und zum Schelmen der Stoff sei. Zur Zeit, als der junge Humboldt ihn kennen lernte, hatte sein Ruf zwar schon manche Anfechtung erlitten — auch noch kürzlich im Kampfe mit den Berlinern — aber immer umschwebte ihn noch der Nimbus der Genialität. Um so mehr überrascht uns Humboldts Scharfblick, der, als er den Propheten im Hauskleide vor sich sah, statt des tiefen und genialen sogleich den kleinlichen, selbstgefälligen und pedantischen Geist erkannte. Dies Zeugniß, so wie das von Heinse, der (in einem Brief an Jacobi vom Jahr 1780) ein ähnliches Urtheil über Lavater's Persönlichkeit ganz unverhohlen ausgesprochen, ist uns von um so größerer Wichtigkeit, als sich dadurch die freundliche

Schilderung, die Göthe in seinen Lebenserinnerungen von dem Freunde seiner Jünglingsjahre entworfen, auf eine ganz unentbehrliche Weise ergänzt.

Fr. Jacobi hatte unsern Reisenden bei Lavatern eingeführt, und zwar auf sehr charakteristische Weise. Er ließ Humboldten ein Billet (vom 10. September) für Lavater zugehn, worin er diesem schreibt: „Nimm, lieber Lavater, den Ueberbringer dieses Blattes, Freiherrn v. Humboldt aus Berlin, als einen Freund auf, denn er ist der meinige. Sein spekulativer Geist, sein außerordentlicher Scharfsinn wird dich freuen. Ich halte ihn für einen Mann von edler Denkungsart, ob er gleich behauptet, ** [Bießer] sey kein Schurke, welches ich von einem Manne von edler Denkungsart nicht begreife.“²⁾

„Unstreitig,“ so äußerte sich nun Humboldt gegen Forster³⁾ über diese Erscheinung, „interessirt von allen meinen zürichschen Bekanntschaften Lavater Sie am meisten. . . Ich war fast täglich eine oder mehrere Stunden bei ihm, und da er seine gewöhnlichen Geschäfte meinetwegen nicht unterbrach, so sah ich ihn in so vielen charakteristischen Lagen, daß ich ihn hinlänglich beobachten konnte. Durch das, was mir Jacobi von ihm gesagt, durch manches, was ich selbst von ihm gelesen hatte, und worin mir Spuren tiefen und wirklich seltenen Geistes unverkennbar schienen, war meine Erwartung in der That hoch gespannt. Ich erwartete eine Fülle neuer großer, fruchtbarer, wenn gleich auch oft nur halb wahrer, oft gar schwärmerischer Ideen. Allein in allem dem fand ich mich sehr getäuscht, und nicht bloß getäuscht, weil ich so viel erwartete, sondern wirklich, weil ich so wenig fand. Ich hätte die interessanten Ideen zählen können, die ich in

2) Mitgetheilt in Fr. H. Jacobi's auserlesenem Briefwechsel B. 1. Leipzig, 1825. S. 505.

3) Brief aus Bern, 28. Okt. 1789.

den ganzen vierzehn Tagen von ihm hörte, und ich würde mich schämen, damit einen einzigen Tag, bei Ihnen oder Jacobi zugebracht, zu vergleichen. Die und da ist freilich ein tiefer und schneller Blick, aber sein Geist ist zu kleinlich, hat weder die rastlose Thätigkeit, womit wirklich genialische Köpfe die geahnete Wahrheit auffuchen, noch die fruchtbare Wärme, womit sie die gefundene umfassen. Ewiger Rückblick auf sich, Eitelkeit, Ausdruck geistloser und fader Herzensgefühle, Spielerei in Worten rauben ihm alle wahre Kraft. Ganz anders würde dies wahrscheinlich alles sein, wenn er wahre Gelehrsamkeit besäße, wenn er auch über fremde Ideen mehr gedacht hätte, und wenn er noch jetzt mehr läse. Allein so lebt er immer nur in seinen eignen Ideen und seine Beschäftigungen, die ich nun so oft mit ansah, sind größtentheils wahre Spielereien. Ordnen seiner physiognomischen Zeichnungen, Beschreiben von Urtheilen in einzelnen, oft sehr holprichten Hexametern, Correspondenz Besorgung einer unendlichen Menge von Kleinigkeiten für Leute aller Art, kleine Gelegenheitsgedichte u. s. w.“ Ueberhaupt sei es unbeschreiblich, wie viel er auf die Form und das Aeußere halte. Humboldt beschreibt nun weitläufiger die pedantischen Einrichtungen in Lavater's Etube, die Anzahl Futterale mit Briefen, Aufschriften &c. Auf vielen standen einzelne Namen. „Da fand ich manchen Bekannten, und noch mehr manche Bekanntein. . . Er legt in diese Futterale das von seinen Arbeiten, was die Person interessiren kann. An eine seiner Freundinnen, die ich auch sehr genau kenne, gab er mir den Inhalt eines solchen Futterals offen mit. Was war das nun? Nichts als theils frömmelnde, theils empfindsame, aber alle höchst ideeleere Gedichtchen, sauber abgeschrieben, auf feinem Papier mit in Kupfer gestochenem Rand.“ Humboldt konnte nicht begreifen, wann der Mann an die Materie komme, da ihm die Form so viel Zeit kosten

müsse. Seine wichtigsten Unterredungen mit ihm waren über Physiognomik, über deutsche Schriftsteller und über den Maßstab, nach dem man Geistesprodukte bei uns beurtheile. Darüber, daß so wenig Werke bei uns erschienen, aus denen eigentlich Genie hervorblicke, sagte er allerdings manches Gute, nahm aber, zu Humboldts Erstaunen, von dem allgemeinen Verdammungsurtheil nur Jacobi, Spittler und — Löffler, den Gothaer Theologen, aus.

Bei Gelegenheit der Physiognomik knüpft Humboldt selbst eine sehr charakteristische Aeußerung an. „Es mag wohl viel Schwärmerei darin liegen, die ganze Sinnenwelt nur so als eine Art anzusehen, wie die unsinnliche erscheint, nur als einen Ausdruck, eine Chiffre von ihr, den wir enträthseln müssen; aber interessant bleibt die Idee doch immer, und wenn man sich recht hineinräumt, schon die Hoffnung immer mehr zu entziffern von dieser Sprache der Natur, dadurch — da das Zeichen der Natur mehr Freude gewährt, als das Zeichen der Convention, der Blick mehr als die Sprache — den Genuß zu erhöhen, zu veredeln, zu verfeinern, die grobe Sinnlichkeit, deren eigentlicher Charakter es ist, im Sinnlichen nur das Sinnliche zu finden, zu vernichten und immer mehr auszubilden den ästhetischen Sinn, als den wahren Mittler zwischen dem sterblichen Blick und der unsterblichen Uridee.

Konnte Humboldt dem Züricher Propheten wenig Geschmack abgewinnen so gewährten die herrlichen Ausichten am Züricher See desto größern Genuß. Er begab sich von da weiter nach Zug und Luzern, und dann trat er Fußreisen in die Gebirge des Berner Oberlandes an. Es war das schönste, heiterste Wetter. Die höchsten Berge bedeckte kein Wölkchen. Durch die bekannten Thäler und Hochpässe kam er bis nach Spital im Oberaarghale, in der Absicht von da

über die Furke den Gotthard zu ersteigen. Allein ein tiefer Schnee, der gerade fiel, zwang ihn zur Umkehr. „Ich brachte,“ schreibt er an Forster, „sehr glückliche Tage in diesen rauhen, wilden Gegenden zu. Nie wurde meine Seele mit so großen Bildern unwiderstehlicher, alles zerschmetternder Gewalt und widerstrebender, trotgender Stärke erfüllt, nie drängte sich mir so stark das Gefühl einer zahllosen Reihe verfloßener Jahrhunderte auf, nie dämmerte in meiner Seele ein Ahnen unabsehbar ferner, wieder zertrümmernder und wieder schaffender Zukunft! Wenn ich manchmal aus einem engen umschlossenen Thal auf die höchsten unersteiglichen Gipfel der Gebirge rund umher sah, wie sich da Ideen der Einöde, der Einsamkeit, des Blicks in weite Fernen von der schwindelnden Höhe, rege Erwartungen dessen, was hinter jenen Bergen, über jenen Gipfeln hinaus ist, meiner Seele beimesterten, wie dadurch alles Nahe, Gegenwärtige, Gewisse in ihr verschwand, und nur das Vergangene, Zukünftige, Entfernte, Ungewisse meine träumende Phantasie umschwebte! O! lieber Forster, wir müssen einmal zusammen eine eigentliche Gebirgsreise machen. Das ist weniger kostbar und weniger langwierig, als eine Reise nach England, und muß Ihnen, als Naturforscher, doch auch sehr wichtig sein.“

Humboldt ging nun nach Bern. Von da nach Genf und Lausanne, und über Neuchâtel wo ihn das gastliche Haus des Staatsraths von Rougemont aufnahm, nach Basel. Leider entgehen uns über diesen nicht minder interessanten Theil der Reise die nähern Berichte. — Von Carlsruhe schrieb er noch einen Brief an Forster (29 Nov.), der indeß in seinem Hause durch die Ankunft eines Kindes beglückt worden war, welchem man den Namen Glärchen gegeben. „Ich freue mich,“ schrieb ihm Humboldt, „daß der Anblick eines neugebornen Mädchens Sie von den barbarischen Namen, die Sie für den armen Jungen von den

Angelsachsen und Normännern herholen wollten, zu dem sanften Clärchen herabgestimmt hat.“ Das eigentliche Nordische scheint Humboldt durchaus abgestoßen zu haben. Auch selbst an Shakespeare möchte gerade dieses Element und eine gewisse damit verwandte Rauheit der Grund gewesen sein, daß er ihm viel ferner stand, als die alten und unsre vaterländischen Dichter. Selbst von Italienern, wie z. B. in den „Aesthetischen Versuchen“ über Ariost, spricht er mit größerem Entzücken, während er Shakespeare auffallend selten nennt.

In Freiburg hatte er noch den Dichter Jacobi, den Bruder des Philosophen, gesehen, aber er fand ihn gar nicht wie seinen Bruder, weder dessen Geist, noch Phantastie, noch das feurige Gefühl. Auch Pfeffel in Colmar sprach er flüchtig, konnte diesem aber schlechterdings kein Interesse abgewinnen. In Straßburg sah er Brunk und Oberlin; keiner interessirte ihn. Wie lang er in Karlsruhe bliebe, sollte von der Art abhängen, wie J. G. Schloffer (Goethes Schwager) ihn aufnehme, und von der Möglichkeit, diesen oft und lange zu sehen. Es ist bemerkenswerth, wie Humboldt sich in jener Zeit von einem Geisterkreise, dem er mehr oder minder fern stand, an den sich aber manches persönliche und geschichtliche Interesse knüpfte, eine genauere Anschauung zu verschaffen suchte. Lavaterr hatte er widerwärtig gefunden. Schloffer, ein tüchtiger Mann und praktischer, leider verdüsterter Kopf, mußte schon längeren Reiz behalten, doch nur für Friedrich Jacobi, in gewissem Sinn das bedeutendste Haupt dieses Kreises, nahm Humboldt auch in spätere Lebensepochen eine besondere Neigung hinüber.

Die Herbstreise ging nun zu Ende. Anfang Decembers traf unser Wanderer wieder in Mainz ein. Forster gab dem Freunde bis Frankfurt das Geleit — hier schieden sie, ohne sich persönlich je wieder zu sehen. Während Humboldt in

seinem Eifer für Freiheit die besonnene Ruhe fest hielt, ja den höchsten Werth nicht in das unmittelbare Handeln und Wirken, sondern mehr und mehr in die individuelle Ausbildung setzte, — wurde Forster bald ganz von den politischen Schwingungen fortgerissen und erlag in ihren Strudeln.

Unleugbar ist es, daß durch die französische Revolution, die in Humboldt den freien Sinn nicht erst zu erwecken hatte, sein Geist gerade mehr nach innen und auf das persönliche Dasein gelenkt wurde, dessen Interesse er von nun an neben jedem anderen versicht. Die Revolution war ja im besten Zuge, im Namen der Gesammtheit und des Rechts, nur eine neue Tyrannei zu gründen — um so entschiedner verlangte Humboldt die Freiheit und Achtung des Individuallebens. Wie er alsbald in seinen politischen Ideen die Freiheit der Individuen von jedem entbehrlichen Zwange und jeder unnöthigen Bevormundung als Hauptgesichtspunkt erfaßte, so legte er schon im Anfang des nächsten Jahres in einem Briefe an Forster (8. Februar 1790) nachfolgendes Glaubensbekenntniß nieder:

„Der Heyne'sche Ausspruch, womit Sie Ihren Brief anfangen, ist ganz der meinige; nur würde ich ihn anders ausdrücken. Jeder Mensch muß in das Große und Ganze wirken, nur was dies Große und Ganze genannt wird, darin liegt, meinem Gefühl nach, so viel Täuschung. Mir heißt in das Große und Ganze wirken, auf den Charakter der Menschheit wirken, und darauf wirkt jeder, sobald er auf sich und bloß auf sich wirkt.

„Wäre es allen Menschen völlig eigen, nur ihre Individualität ausbilden zu wollen, nichts so heilig zu ehren, als die Individualität des Andern; wollte Jeder nie mehr in Andere übertragen, nie mehr aus Andern nehmen, als

von selbst aus ihm in Andere, und aus Andern in ihn übergeht; so wäre die höchste Moral, die consequenteste Theorie des Naturrechts, der Erziehung und der Gesetzgebung den Herzen der Menschen einverleibt. Man sei nur groß und viel, so werden die Menschen es sehn und nützen; man habe nur viel zu geben, so werden die Menschen es genießen und der Genuß wird Vater neuer Kraft sein. Wenn unter uns so wenig geschieht, so ist es nicht, weil unsre Lagen und Verhältnisse uns hinderten zu wirken, sondern weil sie uns hindern zu werden und zu sein. Ich tadle die nicht, welche über Eingeschränktheit des Wirkungskreises klagen. Leider haben die meisten Menschen nur Talent, und das bedarf der äußeren Verhältnisse, um sich zu zeigen und nützlich zu werden. Aber der wahrhaft große, d. i. wahrhaft intellektuell und moralisch ausgebildete Mann wirkt schon dadurch allein mehr als alle andere, daß ein solcher Mann einmal unter den Menschen ist, oder gewesen ist.“

Mit dieser Ansicht war Humboldt recht eigentlich in den Mittelpunkt seiner Weltanschauung getreten. Der Grundzug seiner ganzen Persönlichkeit liegt darin ausgesprochen, sein ganzes Streben bezeichnet. Von nun an konnte die Aufgabe seines Lebens in nichts Höherem bestehen, als diesen Gesichtspunkt in allen Gebieten des Denkens festzuhalten, den idealen Menschen theoretisch zu begreifen und praktisch an seinem eignen Ich zu bethätigen. Interessant ist es, daß gerade um diese Zeit Humboldt zum ersten Mal, seinem nachherigen so innigen Freunde, dem idealischen Dichter und Denker Friedrich Schiller begegnete.

Wie jedem idealen Prinzip, so lag diesem die Gefahr schlechter Anwendung nahe genug. Wie leicht hätte sich ein quietistischer Sinn dahinter verstecken können! Humboldt's Charakter bedurfte aber eines solchen Deckmantels nicht. Sein verständiger Sinn war weit entfernt, sich vom

öffentlichen Wirken abwenden zu wollen, und er ist uns den Beweis der Thatkraft und Energie nicht schuldig geblieben. Nur war ein solches Wirken für ihn durchaus kein unter allen Umständen gebotenes, und nie dasjenige, woran ihm das Höchste gelegen war. Daher ward es ihm leicht, in übeln Jahreszeiten diese Bahn zu verlassen und einer Thätigkeit zu entsagen, die mit Ehre und Consequenz oder mit einem sicheren Umblick nicht wohl vereinbar wäre. Denn er fühlte, daß die ihm angeborene Kraft sich schon durch ihr bloßes Dasein zu bethätigen vermöge.

Hatte die Philosophie Humboldt's eignen Ideenkreis gezeitigt, so hatte er nun das Verlangen, ihn im vollen Umfange zu vollenden. Bald erkannte er, daß ihm hiezu nichts förderlicher sein könne, als das tiefere Studium des Alterthums, d. h. des Lebens und der Kunst der Griechen. Dazu verschaffte er sich auch alsbald die Muße, da es ihm ohnehin besser dünkte, vom bürgerlichen Schauplatz vorerst noch für einige Zeit Abschied zu nehmen. Doch wußte er auch in den Epochen, wo er nur den Studien lebte und sein Wirken bloß ein litterarisches und wissenschaftliches war, den Sinn für das Deffentliche wach zu halten, ja er nützte die Zeit der Muße sogleich auch dazu, die Grund-Ideen, die ihn beseelten, auch in einer umfassenderen politischen Ansicht und Theorie auszurägen.

Jetzt öffnet sich unsern Augen eine neue Scene. Zu den schon fest stehenden Verbindungen des zweiundzwanzigjährigen Jünglings treten neue und noch bedeutzamere hinzu, und neben der Freundschaft erblüht auch schon die Liebe.

Im Winter von 1789 auf 90 hielt sich Humboldt eine Zeit lang in Erfurt und Weimar auf, und da knüpften sich folgende, zum Theil für sein ganzes Leben entscheidende

Verhältnisse: das mit dem Roadjutor von Dalberg, mit seiner künftigen Gemahlin und mit Schiller. — Der zum Kurfürsten von Mainz bestimmte damalige Roadjutor Carl Theodor Reichs-Freiherr von Dalberg hatte als Statthalter seinen Sitz zu Erfurt, einem Orte, der damals noch eine, wenn auch wenig bedeutende Universität besaß, wo selbst eine Litteraturzeitung erschien und der namentlich durch die Anwesenheit des für Wissenschaft und Kunst so überaus thätigen Dalberg immer einiges Ansehen erhielt. Die nachherige, eben so glänzende als an ihrem Ende traurige Laufbahn dieses edlen Geistes ist bekannt. Obschon seine Stellung als Fürst Primas im rheinischen Bunde dem Patrioten eher bedauerlich erscheinen mußte, hat er doch auch da, als Menschenfreund und Beförderer vieles Guten und Schönen, ein reines und ehrenvolles Andenken hinterlassen. Er, der selbst als Schriftsteller auftrat, und zwar besonders im Fache der praktischen Philosophie, der Staatswissenschaft und Aesthetik, machte sich noch besonders durch die Gunst verdient, die er, so sehr es nur die Verhältnisse gestatteten, den hervorragendsten und zum großen Theil solcher Stütze nur zu bedürftigen Geistern unsrer Litteratur auf eine sehr reelle Weise zuwendete. Seine eignen Schriften, obwohl nicht eben Proben eines ausgezeichneteren Autortalentes, dienen uns doch als Zeugniß seiner trefflichen Bestimmung. Humboldten, der später noch längere Zeit in seiner Nähe lebte, interessirte er als praktischer Philosoph und als Kenner der Staatsverwaltung. Sie unterhielten sich und stritten über dahin einschlagende Gegenstände. „Je länger ich Gelegenheit habe,“ sagt er einmal,¹⁾ „mit dem Roadjutor umzugehen, desto mehr überzeuge ich mich von der Reinheit seiner Absichten und der Vortrefflichkeit seines moralischen Charakters.“ Ja die Auf-

1) Brief an Forster, 1. Juni 1792.

Schlesier, Grimm. an Humboldt.

merksamkeit, die Dalberg ununterbrochen auf diesen wendete, fand Humboldt ganz besonders charakteristisch an ihm.

Zu Erfurt aber bildete damals noch ein andres Haus einen Mittelpunkt der Gastfreundschaft und Geselligkeit, welches für unsern Humboldt der erfolgreichste Anziehungspunkt daselbst werden sollte, nämlich das des Kammerpräsidenten Karl Friedrich von Dacheröden. Die Dacheröden gehören dem sächsischen und besonders thüringischen alten Adel an. Eine Meile von Mühlhausen, an der Unstrut, liegt das Stammschloß gleichen Namens. Der eben genannte Herr von Dacheröden, ein Verwandter des Koadjutors, war ehemals Vicepräsident der preussischen Kammer zu Halberstadt, und mit einer Baronin von Posadowsky vermählt, Erbin von Burgörner, einer großen Besitzung in dem damals schon preussischen Antheil der Grafschaft Mansfeld. Dacheröden, der auch sonst ansehnlich begütert war, erfreute sich aus dieser Ehe einer sehr ausgezeichneten Tochter. Er gab seine Stelle in Halberstadt auf, und setzte sich in Erfurt nieder, wo die Tochter in der sorgfältigsten Erziehung heranwuchs, und ihr Haus ein weit bekannter Anhaltspunkt der Geselligkeit in jenen Gegenden wurde. Erzählt uns doch Göthe in seiner italienischen Reise, daß ihn im Palaste des Vicekönigs zu Palermo ein Malteserritter anredete und sich nach Erfurt und der von Dacherödischen Familie daselbst wie nach dem Koadjutor von Dalberg erkundete, worüber Göthe, wie er sagt, hinreichende, jenem sehr vergnügende Auskunft ertheilen konnte.

Caroline von Dacheröden, die Tochter dieses Hauses, fesselte Wilhelm von Humboldt für immer. Sie war nicht vollkommen schön zu nennen, ja ihr Körper sogar ein wenig verwachsen. Aber ihr Kopf wahr von wahrhafter Schönheit, und ihre Augen vor allem von wirklich bewundernswerthem Glanz. Viel mehr jedoch zeichnete sie ihr

inneres Wesen aus, ein Geist, wie er, in weiblicher Gestalt, Humboldt nicht leicht ebenbürtiger begegnen konnte. Seine ganze Gesinnung, seine Geistesfreiheit strahlten ihm aus dem reichen Gemüth lieblich zurück. „Frau von Humboldt,“ sagt Barnhagen, „hatte unwiderstehliche Anmuth in frischem Lebensdrange; doch lenkte ihr Sinn und Gefühl bei starken Anlagen und lebhaften Aeußerungen, gern in eine Art romantischen Dämmerwebens ein, von welchem doch ernste Tiefe und helle Wahrheit nicht ausgeschlossen waren.“ Gerade ein solches Wesen war wie geschaffen für Humboldt. Alles Weibliche und Schwärmerische, was in seiner Natur lag, was er im Außenleben so zurückdrängte, fand hier seinen Brennpunkt, die innigste empfindsamste Hingebung immer neue Erregung. Wie er an ihr, so vermochte sie an seinem innern Leben, seinen Entwicklungen und Stimmungen, lebendigen Antheil zu nehmen. Mit dieser Fülle des Gemüthes vereinte sich in ihr eine so männliche Bildung, daß sie nachmals mit ihrem Gatten die griechischen Dichter in der Ursprache lesen konnte. Dazu war sie ganz geboren für höhere auserlesene Geselligkeit, so daß sich, wie von selbst, alle edleren Naturen um sie vereinigten und, wo sie hinkam, ihr Haus der Mittelpunkt eines reicheren Geisteslebens wurde. Auf Humboldt selbst wirkte sie vom ersten Begegnen bis über das Leben hinaus wie bezaubernd; als sie gestorben war, vergingen seine Tage nur in Sehnsucht nach ihr und im Schwelgen in ihrem Andenken. Ihr widmete er eine ganze Reihe der schwärmerischen Sonette, in denen uns die Empfindungen und Gedanken seiner letzten Lebensjahre erhalten sind.

An die Bekanntschaft mit ihr knüpften sich für Humboldt sogleich andre werthvolle Verbindungen, vor allen andern die herrliche mit Schiller. Caroline von Dacheröden war innig befreundet mit zwei Schwestern, gebornen Fräulein

leins von Lengefeld in Rudolstadt, von welchen die Eine an einen Herrn von Beulwitz, nachher aber an den Weimarschen Geheimrath Freiherrn von Wolzogen verheirathet war, die Andere aber sich ganz kürzlich erst mit Schiller verlobt hatte — ein Kreis von Menschen, der von nun an dauernd durch das ganze Leben zusammenhielt. Schiller hatte eben eine außerordentliche Professur in Jena angetreten und gedachte sich Anfangs des nächsten Jahres zu verheirathen. Was ihm seine Gattin (Charlotte) war, wissen wir aus seinem Leben und seinen Briefen; sie selbst spricht sich in der ganzen Liebenswürdigkeit ihres Wesens für uns am schönsten in den jüngst bekannt gewordenen Briefen an den Freund ihres Gatten, Prof. Fischenich, aus. Die ältere Schwester, Caroline von Wolzogen — denn unter diesem Namen ist sie nachmals bekannt worden — war selbst Dichterin und gab schöne Proben ihres Talentes. Ihr bekanntestes Werk — Agnes von Lilien — hielten die Schlegel sogar für ein Produkt Göthe's. Unser Humboldt war ihr besonders zugethan, er widmete ihr sein großes elegisches Gedicht: Rom, und unterhielt mit ihr einen lebenslänglichen Briefwechsel. Die treffliche Frau lebt noch jetzt, glücklich in ihren Erinnerungen, zu Jena. — Beide Schwestern waren auch in Weimar wohlbekannt. Frau von Stein, Göthe's Vertraute, war ihre Freundin, und Göthe selbst besuchte ihr Haus in Rudolstadt. So sehen wir nach allen Seiten die Fäden ausgeworfen, aus denen das Gespinnst edelster Freundschaft und Liebe sich vor uns entwickeln soll.

Schon im Sommer 1789 lernte Schiller Caroline von Dacheröden in Lauchstädt kennen, wohin seine Rudolstädter Freundinnen diese vom Gute ihres Vaters zur Badekur abgeholt hatten. „Auch unsre liebenswürdige Freundin,“ sagt Frau von Wolzogen in dem Leben ihres Schwagers²⁾ „wurde

2) Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie. (2 Bde. Stuttgart 1830) B. II. S. 22.

Schillern sehr werth. Unser vereintes Leben in Raachstädt war, die Sorge wegen eines heftigen Krankheitsanfalls, der die Freundin traf, abgerechnet, sehr heiter.“ Dort war es auch, wo Schiller sich mit Charlotten verlobte. Von ihrer Freundin erfuhr er³⁾ welche große Neigung und Achtung der Koadjutor von Dalberg für seine Schriften gefaßt habe. — Nur Göthe stand noch in scheinbarer Ferne, während der Mann, an dessen Seite Schiller für dessen Umgang reisen sollte, Wilhelm von Humboldt, schon jetzt an ihn herantrat.

Vom Dezember 1789 an wohnte Frau von Beulwitz mit ihrer Schwester eine Zeit lang in Weimar; Schiller besuchte sie fast jede Woche. Frau von Stein war behülflich, die Hindernisse der ehelichen Verbindung wegzuräumen, und Dalberg öffnete, in derselben Absicht, Schillern die Hoffnung einer sorgenfreieren Zukunft. Auch mit ihrer Erfurter Freundin lebte sie dort aufs angenehmste, in Besuchen und Gegenbesuchen. In dieser Zeit gerade kam auch Humboldt nach Weimar und machte da die erste Bekanntschaft Schillers,⁴⁾ ein Begegnen, aus dem bald die edelste Freundschaft entsproß. Das Verhältniß, in welches Humboldt zu Carolinen von Dacheröden treten wollte, führte ihn gleich vertraulich näher, und wie hätten zwei Naturen, wie Humboldt und Schiller, sich nicht ohnedies schon beim ersten Zusammentreffen gewaltig anziehen sollen! Wie sympathisirten sie gleich über die damaligen Pariser Begebenheiten, die zur ernstesten Theilnahme und Unterhaltung den nächsten Stoff boten! Das Bedürfniß eines immer regen Ideenlebens band Humboldt in der Folge so sehr an Schillers Umgang, daß er mehrere Jahre in Jena lebte, und als er sich von dem Freunde trennen mußte, doch in immer lebhaftem Briefwechsel mit ihm

3) Fr. v. Wolzogen a. a. D., II. 16.

4) A. a. D., II. 48. u. 58.

blieb. Alles, was über die Verwandtschaft ihrer Naturen, ihr Verhältniß und ihr gemeinschaftliches Streben zu sagen ist, spare ich auf den Zeitpunkt ihres vertrauten Zusammenlebens und Wirkens auf, das uns im nächsten Buche beschäftigen wird.

Die glückliche Verbindung Wilhelm v. Humboldt's mit Carolinen v. Dacheröden hatte sich auch in Weimar entschieden⁵⁾. Es waren heitere Tage, sagt Frau v. Wolzogen. Sie genossen alle des Glückes, das die enge Verbindung eines kleinen Kreises edler, geistvoller, ganz harmonirender Menschen gewährt, wo jedes seine Originalität behauptet und sich vom Odem der Liebe getragen und verstanden fühlt. Sich selbst genügend, nahm dieser Zirkel von den übrigen Menschen wenig Notiz, ja er machte in seiner originellen Abgeschlossenheit einen eignen Contrast gegen das andre gesellige Leben. Da man durch fremde Existenzen sich nicht belästigen lassen wollte, gab es manche wunderliche Situation. Man achtete zuletzt selbst der nothwendigen Weltformen nicht genug, und der jugendliche Scherz steigerte sich wohl bis zum Uebermuth.

Doch nur in einem solchen Kreise konnte es Menschen wie Schiller und Humboldt wohl werden. Auch knüpfte man an die glückliche Gegenwart sogleich die Aussicht einer dauernden, in gleicher Innigkeit fortgesetzten Vereinigung. Dalberg hatte Schillern schon versprochen, ihm, sobald er Kurfürst sein würde, ganz nach seinem Sinn und Wunsch anzustellen. Um ihren edlen Freund und Beschützer dachten sich die Freunde in der schönen Gegend von Mainz ein herrliches Dasein. Auch unser Humboldt wollte dort leben. Schwerlich, sagt uns die Augenzeugin⁶⁾, hat je ein so schönes

5) A. a. D., II. 58—59.

6) A. a. D., II. 60.

Leben existirt, als es ihre Phantasie dichtete. Nur Dalberg selbst hörte lächelnd diesen Träumen zu, und sagte dann mit verdüsterten Zügen: „Kinder! denkt euch das ja nicht als etwas Gewisses. Ein Sturm kann das Alles umstürzen!“ Und bald rieth er, den Umsturz der vaterländischen Zustände ahnend, selbst den Freunden, ihr Glücksschiff nicht an das Seinige zu binden.

So schied Humboldt für jetzt von seiner Verlobten und von diesem ganzen Freundeskreise. Vorerst hatte er in Berlin einen Probecursus zu machen und sich dadurch in den Staatsdienst einzuführen. Dann gedachte er zu heirathen. Inzwischen wurde Schiller schon im Februar 1790 getraut.

Zu den Bekanntschaften, die Humboldt muthmaßlich noch in diesem Winter machte, ist wohl auch die mit F. A. Wolf zu zählen. Dieser strahlte damals als neuaufgehendes Gestirn der Alterthumswissenschaft auf der Universität Halle. Schon im Mai 1791 kam Wolf einmal auf der Durchreise nach Erfurt. Kaum war er dort angelangt, so holte ihn der alte Dacheröden, der — Wolf wußte nicht, wie — von seiner Ankunft gehört hatte, in sein Haus. Auch den Coadjutor lernte er im Dacherödischen Hause kennen, und wurde zu ihm geladen. Es ist klar, daß Humboldt den ihm befreundeten Gelehrten dem dortigen Freundeskreise angefündigt hatte.

Ob und wie lange Humboldt sich diesen Winter noch zu Göttingen aufhielt, wird uns nirgends gemeldet. Im Sommer 1790 finden wir ihn schon in Berlin, wohin er nun, nach Beendigung der Studien sowohl als der ersten Reisen, zunächst zurückkehrte, um den Forderungen einer öffentlichen Laufbahn zu genügen. Sein Bruder Alexander bereifte indeß dieses Frühjahr, und zwar in Begleitung

G. Forsters, die Niederlande, England und Frankreich, eine Reise, der wir eine der trefflichsten Forster'scher Schriften, „die Ansichten vom Niederrhein ıc.“ zu verdanken haben. Noch immer war Alexander kränklich, ja er hatte sich eigentlich schon fünf Jahre her fast ununterbrochen leidend befunden. Nur langsam erstarbte er zu den großen Reiseunternehmungen, deren Plan schon sehr früh seinem Geiste vor-schwebte.

In Berlin konnte es Wilhelm damals wohl nicht ge-heuer finden. Nach dem Tode Friedrichs des Großen folgte ein Regent, der sich auf die Hinterlassenschaft seines energi-schen Vorgängers übel verstand: Maitressenwirthschaft, Ver-geudung des Staats-Schatzes, eine reaktionäre, kindisch entge-gengesetzte Politik war die Tagesordnung, und um das Maß zu füllen, bei der herrschenden Partei eine, noch dazu heuchlerische Richtung auf Frömmerei und Mysticismus. Im Jahre 1788 erschien, unter dem Minister Wöll-ner, das berücksichtigte Religionsedikt. Die auswärtigen Ver-hältnisse wurden theils ohne Rücksicht auf sehr veränderte Zeitverhältnisse, theils mit solchem Schwanken, so schroffem Wechsel und so unverhüllter Schlechtigkeit geleitet, daß Preußen innen und außen herabsinkend, ohne den bessern Kern seines Wesens, den harten Ausspruch des Grafen Mirabeau wirk-lich verdient hätte, der von ihm sagte: *pourriture avant maturité*. Auch das sittliche Leben verpestete bis in die untern Classen, die Gesinnung, in Worten übermüthig, erschlaffte, es mußten erst schwere Leiden folgen, um selbst im Volke die ächte Begeisterung und den erstorbenen Muth neu zu erwecken. Daß die französische Revolution, die mit wachsender Energie alle Dämme niederriß, ein solches Gebäude früh oder spät zertrümmern werde, wie hätte ein weitblickender Kopf das nicht schon damals ahnen sollen?

Wie es Humboldt zu Muth war, als er unter solchen

Verhältnissen nach Berlin zurückkehren und seine bürgerliche Laufbahn betreten sollte, dies ist auch ohne nähere Kunde leicht zu errathen. Doch fand er eine geliebte Mutter und seine alten Freunde und Bekannten wieder, zu denen sich bald auch manches neue angenehme Verhältniß gesellte. Die Männer, mit welchen wir ihn früher dort verbunden sahen, waren dem gegenwärtig herrschenden Geiste sämmtlich abgesagt. Bießer, Gedike, Engel, die unter der vorigen Regierung und dem Minister des Kirchen- und Schulwesens v. Zedlitz amtlich oder rathgebend wirksam gewesen waren, sahen sich nun beargwohnt und theilweis selbst in ihrer litterarischen Thätigkeit gehemmt. Die Opposition, die gegen die nächsten Zustände nicht laut werden durfte, konnte zur Noth sich in litterarischen Debatten und über allgemeinere Gegenstände, wie z. B. in der kryptokatholischen Frage, Luft machen, wobei freilich die geistige Beurtheilung gar oft zu kurz kam. Humboldt ehrte ihre Absicht, ohne ihre Bewegungen überall gut zu heißen. Er selbst trat zuerst in Bießers Monatschrift als Schriftsteller hervor, und lebte mit ihm, wie mit Herz, Engel, David Friedländer, und Gleichgesinnten in fortdauernd vertrautem Umgang.

Humboldt, mit allen Schätzen einer reichen Bildung in die Heimath zurückkehrend, war für das damalige Berlin eine Eroberung, mit deren Erscheinen gleichsam das Signal gegeben war, daß dort eine neue Generation erblühe, die ihre Wurzeln tiefer und breiter in das erwachende allgemeinere Geistesleben der Deutschen gesenkt hatte. Es blieb sogar in der damals vielseitig erschlaffenden und für jede Ueberfeinerung zugänglichen „Brennenstadt“ nicht bei dem Maße des Fortschritts wie Humboldt ihn darstellte, der nicht bloß an den größten deutschen Dichter, sondern zugleich an die kräftigsten Denker und Forscher, insonders an Schiller gekettet war. Sondern, als müsse es nun auch den Gegensatz

zur Aufklärung der Nicolaiten zum Neukersten steigern, wurde Berlin bald der Hauptfig der hyperpoetischen, in alle Extreme geworfenen, eben so geistesfrischen, als — mit wenig Ausnahme — Gedanken- und Gemüthsfranken romantischen Schule. Zunächst waren es auch einige weibliche Erscheinungen, jüdischen Ursprungs, die die neue Zeit ankündigten und die junge Generation sogleich an sich zogen, selbst nicht frei von den Einflüssen dieser Ueberbildung, aber doch durch die gleichsam stammvererbten Ueberlieferungen der Lessing- Mendelssohn'schen Epoche vor der geistigen und ästhetischen Verweichlichung des folgenden Geschlechts bewahrt — nämlich die Gattin des eben Genannten, Henriette Herz, und die tief-sinnende, wahrheitsdürstende Rahel Levin, welche letztere, in ihren wunderbaren Briefen, uns jetzt zugleich als Repräsentantin des damaligen großen Umschwungs dasteht. Göthe war ihr Abgott. Der Cultus, den der große Meister verdiente, ging zuerst zum großen Theile von dem dortigen Kreise aus, ja auch die Abgötterei, die ihm oftmals gewidmet wurde. Jene Frauen aber verbanden mit dieser hingebenden Begeisterung auch die höchste Energie freien, eigenthümlichen und straffen Denkens, während den Nachkommenden auch das Denken zum Dichten, die Welt von ihnen nur mit poetischem Auge betrachtet wurde. Henriette Herz, eine vieljährige perennirende Schönheit, übte auch geistig große Anziehung: Schleiermacher, der straffste Denker der romantischen Epoche, wurde ihr vertrautester Freund. Auch Humboldt fand in ihr eine Jugendfreundin wieder; ihr Haus war um diese Zeit ein Mittelpunkt geistigen Verkehrs, wie bald darnach, in größerem Maßstabe, das der Rahel Levin.

Von den neuauftauchenden Köpfen der Hauptstadt zog vorzüglich Friedrich Genß die Aufmerksamkeit Wilhelm von Humboldt's auf sich. Ja es bildete sich zwischen ihnen

eine Freundschaft, die nie ganz erlosch, während sie, bei der großen Verschiedenheit dieser Männer, auch nie ganz innig werden konnte. Mehr und mehr trennte sie der politische Standpunkt. Nur im ersten Moment stimmte Geng in die allgemeine Begeisterung für die französische Revolution und wurde sehr bald ihr entschiedener Widersacher. Obwohl er in seiner Anschauung dazumal noch immer Raum für Verfassungsleben hatte, und nur die demokratisirte, ebenso wie die absolute Monarchie von sich wies, so war Humboldt's Standpunkt doch von Anbeginn ein im Innersten entgegengesetzter und freierer. Sein Hauptgesichtspunkt war der Mensch, dessen Selbstentwicklung und Selbstberechtigung, während Geng jederzeit alles dem Staate und zuletzt der Regierungsgewalt und Monarchie aufopferte. Trotz dem mußten beide Naturen gerade in ihren Gegensätzen großen Reiz für einander haben, um so mehr, da sie doch wieder manche Fähigkeit besonders gemein hatten, manche Empfindung theilten und sich selbst, wenn auch in höchst verschiedner Weise, an verfänglicher Seite berührten. In beiden lag eine dem Grad wie der Richtung nach freilich sehr verschiedene Naturanlage zu schwelgerischem Genuße. Während sie Geng in den Abgrund der herrschenden Sittenlosigkeit riß, nährte sie in Humboldt die dem antiken Geist verwandtere Beurtheilung oder erschien an ihm auch als eine Richtung seines allseitigen Forschungstriebes, der vom Sinnlichen jederzeit in die Region des Schönen und Ideellen emporlenkte. — An Humboldt wie an Geng war die Schärfe des Verstandes und die Macht der Beredsamkeit zu bewundern; aber der Verstand war bei jenem unendlich mehr als bei diesem nur äußerliche Macht, und die Beredsamkeit bei Humboldt Dialektik und Uebung, nicht Rhetorik, nicht ausschließende Gewohnheit. In seinem weitumfassenden Gesichtskreis wußte er die großen Fähigkeiten des immer mehr verengernden Publicisten doch

zu würdigen, und einst nannte er Genz gegen Schiller ¹⁾ sogar schlechtweg den denkendsten Kopf Berlins, während dieser erst gegen das Ende seines Lebens dem ausgezeichneten Jugendgenossen gemüthlich wieder näher trat, in der Verhärtung der mittlern Jahre aber seiner völligen Entfremdung gar kein Hehl hatte. Genz, der nachher in österreichische Dienste ging, sah Humboldt dann erst nach zehn Jahren wieder, und fand ihn, wie er an seine Freundin Rahel schreibt, ²⁾ durchaus nicht verändert; „eben so klug, eben so amüſant, eben so dämonisch als sonst.“ „Sie haben mir,“ fügt er dann bei, „meine Intimität mit H. nie verzeihen können, sie mir als eine Art von crime contre nature vorgerechnet. Im Grunde hatten Sie vermuthlich Recht; aber — der Reiz, mich ewig an einem Sophisten (!) von solcher Ueberlegenheit daß ich, ihn einmal besiegt, keinen andern mehr fürchten durfte, zu reiben — und der Triumph, selbst dieser eiskalten Seele ein wirkliches Attachement für mich eingestößt zu haben — diese Lockungen waren für meine Eitelkeit viel zu stark. Am Ende kann ich indessen doch mein Verhältniß mit Humboldt nie bereuen; ich habe nichts Wesentliches dabei verloren, und an Genuß und Bildung manches gewonnen.“ Und im nächsten Jahre schrieb er abermals an diese Vertraute: ³⁾ Humboldt habe das alles verloren, wodurch er sonst tragisch auf sie wirkte und sei jetzt nichts als ein sehr angenehmer Gesellschafter. „Gewalt — wie Sie mir neulich einmal schrieben — übt er so wenig über mich aus, daß ich mich vielmehr heute weit über ihm fühle, und alle Furcht, und alles Imponiren ganz ver-

1) Im Briefe vom 15. Aug. 1795.

2) 21. Sept. 1810 (in den von mir herausgegebenen „Schriften von Fr. von Genz.“)

3) 8. Aug. 1811 (a. a. D.)

schwunden ist.“ So charakteristisch diese Aeußerungen für den damaligen Genz, ebenso sind sie es für die ganze Freundschaft dieser Männer. Dennoch ist zu verwundern, daß Jener gar nicht spürte, warum Humboldt, der damals als preussischer Gesandter zu Wien war, seine Ueberlegenheit so wenig fühlen ließ, die doch während der Zeiten des Congresses wieder fühlbar genug wurde. Wie sehr auch Richtung und Stellung ihre Verbindung lockerte, für Humboldt behielt Genz immer Interesse und in seinen späteren hingebenderen Jahren sprach er dies auch ganz unverhohlen aus. Ueberhaupt hatte er den noch so entgegengesetzten hervorragenden Zeitgenossen gegenüber den großen Vorsprung, daß er, der entschiednen Richtung seines Strebens gewiß, mit größter Empfänglichkeit auf alle, auch noch so fern stehenden Betrachtungsweisen einzugehen und auch vom Entgegengesetzten das Bessere sich leicht anzueignen vermochte. Seine Geistesfreiheit und humane Denkart scheute nicht vor einem Irrthum zurück, der ihm in geist- und talentvoller Erscheinung begegnete; vielmehr stählte sich, im harmlosen Umgang mit solchem die eigne Gesinnung und eigene Kraft, welche letztere, bald kämpfend, bald sich absichtlich verhüllend, in fortwährender Übung blieb. Geist, Geschmack, Bildung — dies war es was ihn selbst an unfreien Köpfen noch anzureizen vermochte. Wie er in frühern Jahren nicht blos mit Jacobi, auch mit Schloffer, Lavater 2c. verkehrte, so schreckten ihn später auch die katholisirenden Romantiker nicht; noch Genz, als Geheimschreiber der heiligen Allianz. Manches Geistige und Tiefe schätzte er gerade an ihnen oft besonders, so namentlich an Fr. Schlegel. Bei treffenden Veranlassungen aber verfehlte er doch nicht seinem Spott und Sarkasmus Lust zu machen; aber er durfte, selbst in widerwärtigen Zeitströmungen, auch schweigen, ohne fürchten zu müssen, daß man vergesse, woher er komme und wohin er ziele.

Wohin die Schreckniß vor der Revolution die phantastischen sowohl als einseitig verständigen Menschen führen würde, das trat unserm Humboldt vielleicht schon lebhaft vor Augen, als er gleich nach seiner Ankunft in Berlin, wenn auch nur flüchtig, einem Manne begegnete, der, als geborner Aristokrat, mit schnellsten Schritten allen contrerevolutionairen Richtungen vorauseilte. Fr. Leopold Graf zu Stolberg war gerade als dänischer Gesandter am Berliner Hofe, welchen Posten er jedoch alsbald wieder aufgab. Humboldt, ohne Zweifel von Fr. Jacobi eingeführt, lernte ihn noch kennen und dieser, in seinem schon entschiedenen Grimme gegen alle Aufklärung, erkannte Humboldt's Wesen sogleich und schrieb wehmüthig an Jacobi: 4) „Ach, warum muß ihr liebenswürdiger H. in der wichtigsten Sache so verschieden von mir denken. Gott wolle uns und unsre Kinder vor dem Gifthauche des Genius unserer Zeit bewahren!“

Der Eintritt in das geschäftliche Leben nahm Humboldt in diesem und einem Theile des nächsten Jahres fast ganz in Anspruch. Zumal den fernem Freunden und dem Briefwechsel mit ihnen konnte er sich jetzt nicht, wie er doch wünschte, widmen. „Die Humboldt“, schreibt Forster (26. Dez. 1790) an Jacobi, „sind beide wohl, aber beide auf eine ganz verschiedene Art. Der älteste ist Legationsrath und zugleich Besitzer am Kammergericht in Berlin, wo er seinen Probecursus macht. Wenn sein Jahr herum ist, will er sich in Halberstadt anstellen lassen und wahrscheinlich heirathen. Der jüngere

4) Der Brief ist vom 31. Aug. 1790 und steht in Jacobi's Briefwechsel, II. 39. Aus Rücksicht auf den lebenden Humboldt hat der Herausgeber dessen Namen nur angedeutet. Daß er und kein Anderer gemeint sei, geht aus dem Zusammenhange der Correspondenz zur Genüge hervor.

ist bei Büsch in Hamburg, studirt das Praktische des Comptoirwesens, morfondirt sich unter allen den trefflichen Köpfen in Hamburg, hat Christian Stolbergen besucht und ist voll seines Lobes, geht zuweilen aus, um Moose zu sammeln, die im Winter blühen, und schreibt possierliche Briefe voll Laune und Gutmüthigkeit und Empfindsamkeit. Der älteste ist immer noch der brave Mann, der er war.“ — Den 6ten August 1791 schreibt Forster abermals an Jacobi über diese Gebrüder. Wilhelm hatte nun schon beschlossen, seiner höhern Ausbildung wegen jede Amtsthätigkeit fürerst aufzugeben. „Alexander Humboldt“, sagt Forster, „ist in Freiberg und fängt an mir abzusterben. Wilhelm ist längst todt für mich; er heirathet in Erfurt ein Fräulein von Dacheröden und will in seiner Stimmung aller öffentlichen Wirksamkeit entsagen, welches bei seinen Talenten zu bedauern ist. Alexander wird desto mehr wirken und treiben wollen, und hat den Körper nicht dazu.“

Wirklich fing Humboldt, wie schon die wenigen brieflichen Mittheilungen, die aus dieser Zeit von ihm vorhanden, spüren lassen, während dieser Geschäftsperiode an, seinen entfernten Freunden abzusterben. Doch gänzlich ließ er auch jetzt so werthe Verbindungen nicht fallen. Zwar leuchtet uns nicht klar hervor, welcher von beiden Brüdern eben gemeint ist, wenn z. B. Heyne (22. Dezember 1790) an Forster schreibt: „Von unserm guten Humboldt habe ich nun auch die Versicherung seines freundschaftlichen Andenkens erhalten. Der liebe junge Mann ist mir ungemein werth.“ Es ist aber für gewiß anzunehmen, daß beide Brüder noch viele Jahre auch brieflich in dankbarer Berührung mit ihm blieben. — Auch mit Fr. Jacobi knüpften sich doch die philosophischen Unterhaltungen fort. Namentlich fühlte dieser sich von der günstigen Meinung sehr geschmeichelt, die Humboldt noch immer für ihn hegte und besonders gegen

ihm äußerte, als dessen Briefe über Spinoza von der streng-kantischen Jenaer Litteraturzeitung einer, wie ihm dünkte, unbilligen Kritik unterworfen worden. — Jacobi sendet ihm seine neuesten Abhandlungen, drückt aber zugleich sein brennendes Verlangen aus, sich einmal ausführlich über Kant und dessen System zu erklären, wobei er auf diesen auch von ihm groß erachteten Manne den Ausspruch Turgot's anwendet: Il a perfectionné les abus — ein Wort, das man von dieser und andern Seiten, auch auf alle spätern Systeme, ja gegen diese in erhöhtem Maße, geltend zu machen sich bewogen gefunden. Wer in der Philosophie gerade das sucht oder in sie hineinträgt, was ihrer Behandlung im Innersten widerstrebt, der wird als Philosoph vom Fach, so geistvoll und sinnig er immer sei, nie über einen erotischen Platonismus hinauskommen und da, wo die Philosophie eigentlich erst anhebt, nichts als Mißbrauch erkennen. Mag man jedoch immerhin einen eignen Weg gehen und vor gänzlicher Hingebung an Systeme warnen, die ein Allgemeingefühl mehr oder weniger verletzen; aber — in herausfordernder Polemik an den wissenschaftlichen Gedankengängen eines ganzen, so erregten Zeitalters und einer so zum Denken geschaffnen Nation nur den Mißbrauch des philosophischen Vermögens hervorzuheben, ist, namentlich wo nicht sittliche oder politische Nothwendigkeit dazu drängt, von Seiten dessen, der etwas Genügenderes nicht an die Stelle zu setzen vermag, stets ein noch vermesseneres Beginnen, und auch an Jacobi hat es sich schmerzlich genug gerächt. Mit Humboldt wünschte er noch immer ein gutes Vernehmen zu erhalten. „Künftigen Monat, den 31sten“, so spricht er diesen in dem Briefe, dem wir Obiges entnommen, am 9ten Sept. 1790 an, „werden es zwei Jahre, daß ich Sie, mein Freund, zum erstenmal sah, und gleich von ganzem Herzen liebte. Wann, wo sehen wir uns einmal wieder?“ . . .

„Was ich unaussprechlich bedaure, ist, daß bürgerliche und politische Geschäfte Sie allmählig ganz verschlingen werden. Werden Sie, ich bitte flehentlich darum, der Philosophie doch nicht ganz ungetreu. Die Bemühungen eines freien und markigen Denkers, sei es auch blos in Nebenstunden, sind fruchtbarer, als die Schweißströme der Leute vom Handwerk.“⁵⁾

Mit Forstern finden wir auch jetzt Humboldten ganz so vertraulich wie früher. Die neuesten Arbeiten des genialen Freundes begrüßte er mit bewundernder Theilnahme, wie die „Ansichten vom Niederrhein“ und — was uns in Rücksicht auf den Beurtheiler besonders interessirt — die Uebersetzung der indischen Dichtung Sakontala. „Lange,“ sagt er, „hat mich nichts so angezogen. Diese Zartheit der Empfindung, diese Cultur verbunden mit dieser Einfachheit!“ An Forster's Reiseansichten rühmt er besonders, was immer seine Bewunderung so heftig anziehe, „eine so strenge Richtigkeit der Ideen mitten im glühendsten Feuer der Begeisterung.“⁶⁾ — Forster hatte den Wunsch ausgedrückt, einen älteren Humboldtischen Aufsatz mit in seine kleinen Schriften aufzunehmen, zu deren Herausgabe er sich eben jetzt anschickte. Letzterm war es aber unmöglich, ihn so hin zu geben, oder ihn umzuarbeiten. „Ich bin,“ sagt er,

5) Fr. Jacobi's Auserlesener Briefwechsel, II. 40—44. Humboldt's Antworten sind nicht mit abgedruckt worden; die Sammlung erschien, da er noch lebte. Aber auch sonst beklagen wir den Uebelstand, daß man zum großen Theile nur das aufgenommen, was Jacobi selbst in möglichst vortheilhafte Beleuchtung zu stellen schien. Die häufig darin vorkommenden Gedankenstriche enthalten für den einsichtigen Leser manchmal das Allerinteressanteste.

6) Ein einziger Brief an Forster ist uns aus dieser Zeit erhalten und zwar ohne Datum. Er ist aber aus dem Frühjahr 1791, nicht aus dem J. 1792, wie die Herausgeberin der Forster'schen Briefsammlung vermuthete und auch in Humboldt's Werken beibehalten ist.

„zu dieser Arbeit jetzt nicht gerade in der Stimmung, oder vielmehr die Ideen, die dazu gehören, müssen erst eine größere Reife durch Lektüre und Nachdenken erhalten. Die Reife die man ihnen so giebt, indem man sich hinsetzt, nachdenkt, und sie nun auf Einmal ins Reine bringen will, kommt mir immer vor, wie eine Reife im Treibhaus. Man merkt es den Früchten doch an, daß ihnen die Zeit und die wohlthätige Wärme der Sonne mangelte.“ Der erste Aufsatz aber, den er jetzt glücklich zu Stande bringe, solle seinem Schutze vertraut sein. — Endlich erwähnt Humboldt in diesem Briefe noch eine „sonderbare Schriftstellerarbeit“, die er geliefert, nämlich im Prozesse, den damals der Buchhändler Unger in Berlin gegen den Oberconsistorialrath und Censor Zöllner vor dem dortigen Kammergerichte geführt hatte. Das Urtheil war von Klein, der damals noch Kammergerichtsrath war, aber noch im J. 1791 als Director der Universität und Professor der Rechte nach Halle versetzt wurde, die Protokolle von Humboldt. Eisenbergen gehörte nur die Unterschrift. Das Ganze wurde gedruckt. 7) „Diese an sich unbedeutende Arbeit — bemerkt Humboldt — freut mich nur darum, weil ich hoffe, Sie sollen keinen Ausdruck darin finden, der Animosität, oder Sucht, seine Aufklärung zu zeigen, oder ein Buch statt Akten zu schreiben, verriethe. Das Urtheil, so schön es ist, ist von diesen Dingen nicht ganz frei.“

Am unterbrochensten war Humboldt's Briefwechsel um diese Zeit gewiß mit seiner Geliebten in Erfurt. — Mit Schiller war die Bekanntschaft doch erst mehr äußerlich.

7) Und zwar als Broschüre, unter dem Titel: Prozeß des Buchdruckers Unger gegen Zöllner in Censurangelegenheiten. Berlin bei Unger, 1791. 8. Angeblich von R. L. Amelang zum Druck befördert. Mir ist sie noch nicht zu Gesicht gekommen. Wird man eine so frühe Arbeit Humboldt's, und dazu über einen so interessanten Gegenstand, nicht mit in seine gesammelten Werke aufnehmen?

Wenigstens scheint der Verkehr zwischen ihnen erst von 1791 an reger geworden zu sein, wo sie auch in geringerer Entfernung von einander lebten.⁸⁾ — Alexander H. war bis zum Frühjahr 1791 auf der Handelsakademie von Büsch und Ebeling in Hamburg, besuchte dann die Seinigen in Berlin und begab sich von da, noch zu weiterer Ausbildung für seinen Beruf, auf die Bergakademie nach Freiberg, wo er im Juli desselben Jahres eintraf und unter dem berühmten Geognosten Werner, bis zum März des folgenden Jahres studirte.⁹⁾

Auch den ältern Bruder drängte es, Berlin so bald als thunlich wieder zu verlassen. Unmöglich konnte er sich unter den damaligen Gewalthabern in den Geschäften gefallen, so klug er auch in seinen Briefen diesen Punkt verschweigt. Das Böse, das er abhalten, das Gute, das er wirken konnte, schlug er so hoch nicht an. Seine Freunde mochten allerdings gewünscht haben, daß er seinen Posten behaupte, um in besserer Zeit gleich zur Hand zu sein. Humboldt aber konnte sich dazu nicht verstehen, und hatte dafür noch andre entscheidende Motive. Einmal wollte er heirathen und ganz seinem Familienkreise leben. Hauptsächlich aber hatte er das Verlangen, der ganzen Summe seiner Lebens- und Menschheitsbetrachtungen ein noch tieferes Fundament zu geben. Hiezu schien ihm die Philosophie nicht hinzureichen, vielmehr hatten ihm seine frühern philologischen Studien die

8) Wenn Humboldt in der Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller S. 3. sagt: „Vorher (vor 1793) kannten wir uns wenig,“ so widersprechen dem doch seine früher geschriebenen, schon sehr innigen Briefe an Schiller. In diesen Jahresangaben scheint Humboldt augenblicklich vom Gedächtniß verlassen worden zu sein, wie er denn auch gleich S. 5. die Rückkehr Schillers aus Schwaben, d. i. den Zeitpunkt, wo allerdings sein ganz intimer Umgang mit diesem anfängt, aus Versehen ins J. 1793 setzt.

9) Freiesleben, a. a. D.

Ueberzeugung verschafft, daß nur in einer umfassenden Ergründung der alten, und vorzüglich griechischen Welt und Litteratur, für seine Weltanschauung die vollendete Reife und wissenschaftliche Ausbildung zu finden sei. Hierzu aber bedurfte er mehrere Jahre wenigstens, in geschäftsfreier Muße. Wo hätte er solche besser finden können, als in der Stille des Landlebens, entfernt genug von dem zerstreuen und besonders damals gefährlichen Strudel der Hauptstadt, auf einem der großen Güter seines Schwiegervaters, die schon so gut wie die seinigen waren, nur umringt von dem Glücke das ihm die Liebe und der Umgang eines gleichgestimmten Weibes gewährte. Hauptsächlich also die Sehnsucht nach einer so vollendeten Bildung bewog den jungen Mann, die ihm glänzend eröffnete Dienst-Laufbahn fürerst zu verlassen. Er gab seine Stellung auf und ging im Sommer 1791 von Berlin ab. Der Titel eines preussischen Legationsrathes war das Einzige was er in sein nunmehriges Leben mit hinübernahm. Zehn Jahre — gewiß länger als er anfangs gemeint hatte — dauerte die Zeit, die er nur in wissenschaftlicher und litterarischer Thätigkeit und auf einigen größern Reisen verbrachte. Vielleicht die glücklichste Epoche seines Lebens, und wie fruchtbar für alle Folge! In ungestörter, fein beobachtender Stille entwickelte sich die ganze Fülle seines reichen Genius, — die Wissenschaft und Litteratur traten in ihren glänzendsten Erscheinungen ihm auch persönlich in vertrauteste Nähe, und öffneten ihm Verbindungen voll des köstlichsten Genusses und die auserlesenste Veranlassung zu wirken, — endlich blieb ihm vergönnt, von sicherer Warte aus den immer zunehmenden politischen Jammer und die unglücklichen Kämpfe mit Frankreich vorüber gehen zu lassen. Ein günstiger Stern wahrte seine Thatkraft für eine bessere Zeit.

Humboldt eilte nach Thüringen, und schloß im Juli 1791 den ehelichen Bund mit Carolinen von Dacheröden. Wir haben oben schon eine kurze Charakteristik dieser Frauengestalt zu geben versucht, die von nun an einen fortlaufenden Antheil an seinem innern Leben und einen nicht minder bedeutenden an den verschiedenen Zuständen seiner äußern Laufbahn hatte. Das Glück dieser Liebe wurde ein wesentlicher Theil des so überaus glücklichen Humboldt'schen Lebenslaufes. Nicht das Geringere jedoch trug er selbst zu dem Gedeihen wie zu der Dauer dieses beglückenden Bundes bei. „Alle Kraft,“ sagt Barnhagen, ¹⁾ „der Vorsätze, der Beieiferung, deren Humboldt fähig war, strömte hieher zusammen, wirkte mit nie erlöschendem Feuer. Als er die Gewißheit erlangt hatte, Fräulein Caroline von Dacheröden werde seine Frau werden, that er gleich das Gelübde, sie unter jeder Bedingung glücklich zu machen. Sein ganzes Leben hindurch hat er diese Aufgabe festgehalten, und nach seinem Vermögen treulich erfüllt. Doch es bedurfte keines Zwanges der Angelobung, jeden Tag aufs neue konnte er aus freier Reigung dem Berufe folgen, der nie aufhörte, sein einziges Glück zu sein. Als die geliebte Gattin im ersten Wochenbette darnieder lag, und die Aerzte bedenklich waren, glaubte Humboldt, er werde nach dem schrecklichsten Verluste das Leben nicht ertragen, indem er seinem verzweifelten Vorhaben in der Angst sogar den Grund unterschob, man könne ja nicht wissen, ob die Geliebte nicht jenseits noch seiner bedürfen möchte! Während der langen Lebenszeit, in der die Gattin als sein höchstes Glück ihm zur Seite blieb, dauerte diese Beieiferung in jeder Gestalt fort, mit völligem Unterordnen, ja Vergessen seiner selbst, mit Aufopferung sogar derjenigen Ansprüche, die von solcher Liebesfülle unzertrennlich schienen.“ Er genoß

1) A. a. D., IV. 291—92.

auch des Glückes, die Zärtlichkeit seines Herzens erwidert zu sehn; in weiblicher Anmuth strahlte ihm das Innerste seines eignen Wesens aus ihrem Bilde zurück. Frau v. Humboldt, wie sie namentlich in einzelnen von ihr bekannt gewordenen Briefblättern erscheint, möchten wir, seinem vorwiegend antiken Geiste gegenüber, einen romantischen Genius nennen. Alle Bildung, ja Gelehrsamkeit, verdrängte das in ihr vorwaltende ächt weibliche Gemüth nie, auch nicht in ihrer Neigung zu Geistesgenusse und zur Kunst. So hatte sie z. B. eine besondere Vorliebe für die Werke der Malerkunst, für die Musik, während Humboldt, der sonst so vielseitige, so kunstsinige Geist, für das in dem eigensten Wesen der Weiblichkeit liegende Kunstelement, für den Ton, durchaus kein Organ hatte — ein Sinn, der bekanntlich auch dem großen Kunstkenner Lessing völlig abging. Wir haben früher schon das weibliche Prinzip auch in Humboldt's Natur nachgewiesen. Es war nicht bloß vorhanden, sondern machte als Theil seines idealisch schwärmerischen Triebes einen Grundzug seines Wesens aus. Zu Tage jedoch tritt es immer geklärt von dem mächtigen Verstande, so daß auch dies Weibliche in ihm eine durchaus männliche Form annimmt. Caroline spricht einmal in einem Briefe an Rahel²⁾ von ihrer ältesten Tochter, und schließt am Ende mit den sehr bezeichnenden Worten: „Sie hat etwas Starres und Weiches zugleich und ähnelt ihrem Vater.“ Bei Frau v. Humboldt aber erschien dies schwärmerisch-Gemüthliche auch in entsprechend weiblicher Form, jedoch erhellt genug, um an den Geist und Verstand des Mannes zu erinnern. Mit dieser, wenn es gestattet ist das Wort zu wiederholen, romantischen Seite ihres Wesens paarte sich die anmuthigste

2) Aus Wien, 19. Aug. 1813. In Barnhagen's Gallerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel, I. 149.

Heiterkeit, mit ächt weiblicher Zartheit große Seelenstärke. Als Humboldt — in Rom — seinen ältesten Knaben verlor, war Schiller gleich überzeugt, daß die gebeugte Mutter sich doch über diesen schweren Schlag erhoben habe. „Eine starke Seele,“ schrieb er an seinen Freund, ³⁾ „bei aller zarten, feinen Fühlbarkeit ist doch das glücklichste Geschenk des Himmels, es ist ihr verliehen, und so wird sie das Unabänderliche zu ertragen wissen.“ Humboldt fand dies Wort ganz treffend, und erwiderte Schillern: ⁴⁾ ihre Natur habe sich auch in dieser Lage herrlich bewährt. „Es ist nichts dumpf und finster Schwermüthiges in ihr, wie Sie mit Recht sagen, theurer Schiller, eine starke Seele, mit der feinsten, zartesten Fühlbarkeit.“ Dabei steht sie uns in allen Briefen und Zeugnissen, welche vorliegen, zugleich als liebende, zärtlichste Mutter und als sorgsame Pflegerin der Ihrigen vor Augen.

Für die Welt war sie von anderer Seite eine sehr hervorragende Erscheinung. Was man von Geist, Anmuth, Liebenswürdigkeit und geselligen Eigenschaften voraussetzt, um Jemand wie geschaffen zum Anziehungspunkt eines reichen Lebenskreises zu denken, war in Frau v. Humboldt in feltner Fülle vorhanden, so daß sie selbst des Gatten gesellschaftliche Anlagen durch die ihrigen ergänzte. Humboldt, des geselligen Umgangs in hohem Grade Meister, übte diese Virtuosität, sei es in Beeiferung oder Ansiehhalten, anziehend oder fernhaltend, doch stets mit so bewußter Absicht und freier Willkühr, daß man sich ihm unwillkürlich nur mit vorsichtigem Schritt nahte, bei minderer Vorsicht aber oft genug empfindlich getäuscht wurde. Mit voller Hingebung schloß sich Humboldt nur an wenige höchste Lieblinge des Herzens und werthe Studiengenossen an. Gleichgültigere

3) 12. Sept. 1803.

4) 22. Okt. desselben Jahres.

mußten oft seine Ueberlegenheit oder augenblicklichen Degout in spöttischem Sarkasmus oder verhülltem Muthwillen fühlen, ohne dem taktvollen und überlegenen Meister nur im geringsten Widerpart leisten zu können. Die Gattin dagegen war eine von Grund aus gefellige, zur Liebe und Freundschaft in reichster Ausdehnung geborne Natur. In der frühesten Zeit ihrer Ehe, wo Humboldt nur den Wissenschaften, der Litteratur und einer viel erwählteren Gesellschaft lebte, da hatte sie diese Gaben noch nicht in solchem Umfange zu zeigen, aber glänzend traten sie ans Licht, als ihr Gemahl wieder ins öffentliche Leben eintrat und der weiteste Kreis sich um ihr gastliches Haus sammelte. Da erschien sie innen als der waltende Geist, während er, ins Große und Allgemeine wirkend, im geselligen Umgang mehr seinen Neigungen und Zwecken folgte. Eine bedeutende Rolle war ihr damit zugefallen, ja sie ebnete dadurch auch den Boden, auf dem der Gemahl zu wirken berufen war. Schon in Jena, in weit größerem Maße aber später zu Paris, Rom, Wien, Berlin und Tegel — war das Humboldt'sche Haus ein glänzender, weltbekannter Mittelpunkt geistigen und geselligen Verkehrs, ein „point de ralliement,“ wie sie selbst sagt, für Einheimische und Fremde. Jeder Mann von Geist und Talenten hatte ohne weitere Empfehlung Zutritt in diesem Hause. Wenn man eine Staël und Recamier als solche hervorhebt, die im geselligsten Lande Europas die eminentesten Vereinigungspunkte des geistigen Lebens neuerer Zeit gewesen, so können wir von unsern Landsmänninnen Frau v. Humboldt und Rahel Levin (nachmals Frau v. Barnhagen) mit allem Recht als Ebenbürtige gegenüberstellen, und diesen in Ermanglung von Eigenschaften, durch die eine Staël glänzte, andre Vorzüge zusprechen, welche deutschen Frauen solcher Art unter denen aller andern Nationen vielleicht einzig zustehen. Die Lebenswürdigkeit

des Geistes und Charakters, — so drückt sich Herr von Barmhagen über die gesellschaftliche Erscheinung Carolinen von Humboldt's⁵⁾ aus — der hohe Rang gesellig-heitrer Bildung, und der Reichthum edlen Daseins und Wirkens, welche diese herrliche Frau während eines höchst begünstigten Lebenslaufes ausgezeichnet haben, sei den noch lebenden Zeitgenossen in zu frischem und theurem Andenken, als daß es einer Schilderung für sie bedürfte. — Für uns freilich würde es ein großer Gewinn sein, wenn das reiche Leben der Frau v. Humboldt in einem solchen Spiegel festgehalten wäre, wie z. B. das der Rahel in ihren Briefen; — ein solches Denkmal würde auch Humboldt's Gestalt in noch schärfern Tinten beleuchten, da so vieles, was ihn bedeutend macht, in ihrer Erscheinung, nur veranmuthigt, wiederkehrt, vorzüglich aber, weil gerade durch solche Ueberlieferungen der Mensch bis in die geheimste Tiefe seines Wesens, ja selbst seiner Schwächen, enthüllt wird. Zum Glück bedarf Humboldt's Bild, um erkannt zu sein, des eifrigen Ausgrabens aller Schattenseiten entschieden weniger, nicht deshalb allein, weil sein eigentliches Leben und Wirken von ihnen so gar nicht berührt wird, sondern auch, weil das für sein ganzes Wesen Charakteristische in dem uns Ueberlieferten wahrhaft schon enthalten ist, sein Bild daher auch durch Enthüllung irgend welcher Menschlichkeiten nicht erschüttert werden würde. Auch wir unsrerseits haben uns nach Pflicht und Gewissen jeden dahin gehörigen Zug zu nutzen bestrebt, wenn anders die Quelle, aus der geschöpft werden konnte, irgend als lauter und zuverlässig zu achten war.

Dies möge, im Allgemeinen, zur Schilderung seines ehelichen Glückes hinreichen. Unsrer Leser glauben wir nicht erst darauf aufmerksam machen zu müssen, daß in den

5) In der Gallerie von Bildnissen, I. (Leipzig, 1836), S. 141.

Erinnerungen an Humboldt die Gattin nur so weit unser Interesse fesseln darf, als durch diese Verbindung sein Wesen, sein Wirken und seine Laufbahn wesentlich erhellt und umfassender charakterisirt wird. Frau v. Humboldt aber wird um so unabweisbarer auch als gesondertes Bild dazustehen berechtigt sein, als sie für sich schon eine höchst bedeutende und reichhaltige Erscheinung war und, in ihrem Bunde mit Humboldt, für ihre eigne Entfaltung die größtmögliche Freiheit und Selbstständigkeit genoss. Ihr in dies Eigenleben zu folgen, liegt aber nicht nur, wie Jeder begreift, außer unserm Vermögen, sondern hier sicher auch außer unserer Sphäre.

Die erste Zeit seines beglückten häuslichen Lebens verbrachte Humboldt auf dem schönen Schlosse Burgörner, einem Gute, das, mit dem dazu gehörigen Vorwerk Siersleben, durch die Mutter der Frau v. Humboldt an das Dacherödensche Haus gekommen war und durch Letztere nachher an das Humboldt'sche vererbte. Das Amt Burgörner, mit dem an der Wipper gelegenen Schlosse und Dorfe dieses Namens, gehörte schon ehemals zu dem kurbrandenburgischen Antheil der Grafschaft Mansfeld, und liegt ungefähr in der Mitte zwischen Aschersleben und Eisleben.

Humboldt hatte nichts dringenderes zu thun, als die fast abgerissene Verbindung mit seinen alten Freunden anzuknüpfen, und Einigen derselben zugleich die vorzüglichsten Gründe darzulegen, die ihn bewogen hätten alle öffentlichen Geschäfte von sich abzuschütteln. Uns sind über diesen Gegenstand zwei sehr denkwürdige Blätter von Humboldt erhalten — ein Schreiben an einen seinen Berliner Freunde, den schon mehrmals genannten David Friedländer († 1834, in hohem Alter zu Berlin), und ein Brief an

G. Forster. Beide müssen wir, ihres hohen Interesses wegen, hier zum größten Theile aufnehmen. Sie geben uns nicht nur jene Motive, sondern schildern uns auch seine ganze damalige Stimmung.

Den ersten dieser Briefe schrieb er am 7. August 1791.¹⁾ „Seit einigen Wochen, lieber Friedländer, bin ich nun in der Lage, in der ich jetzt für's erste bleiben werde, und ich eile, Ihnen ein Paar Worte über meine Art zu leben zu sagen. — Wie wenig Sie auch mit meinen letzten Schritten, und besonders mit dem zufrieden waren, der mich von Berlin und den Geschäften entfernte, so werden Sie doch, darf ich hoffen, nicht aufhören, an mir und meinen ferneren Schicksalen einen freundschaftlichen Antheil zu nehmen.

„Ich lebe, wie Sie schon aus meinen Plänen wissen, und aus der Ueberschrift dieses Briefes sehen, auf dem Lande. . . und mein Leben ist so einfach, daß es Ihnen nicht schwer sein wird, sich ein lebhaftes Bild davon zu entwerfen. Beschäftigung mit den Studien, die mir immer die liebsten waren, und Unterhaltung mit auswärtigen Freunden, die ich bei meiner vorigen Lebensart fast ganz hatte vernachlässigen müssen, wechseln mit Spaziergängen und meinem höchst angenehmen häuslichen Umgange ab. So verfließt ein Tag nach dem andern, und jeder giebt mir ein stilles, aber sehr genügendes Glück. Für mich ist der Kreis, in dem ich jetzt lebe, der angenehmste; es ist der, den ich am besten auszufüllen vermag, und sollte es nicht wichtiger sein, seinen Kreis — wie groß oder klein — auszufüllen, als gerade diesen oder jenen zu haben? Fühle ich je mehr Kräfte, als dieser Kreis fordert, nun so findet sich vielleicht auch ein

1) Dies Schreiben wurde in (Dorow's) Denkschriften und Briefen zur Charakteristik der Welt und Litteratur, Bd. 4. (Berlin 1840), S. 42 — 44 mitgetheilt.

größerer. Allein schwerlich wird das je der Fall sein. Je mehr man schon thut, desto mehr sieht man zu thun noch vor sich. Die intensive Größe ist gerade diejenige, welche man nie erschöpft, und dennoch, wie sonderbar, suchen die meisten Menschen immer die extensive, als wären sie mit jener schon fertig. Statt zu fragen, wie viel an dem Zweck, an dem sie sind, noch zu thun ist, eilen sie schon nach einem andern hin. Wenn dies, wie es mir scheint, den Geist nothwendig zerstreut, so muß er bei jenem Verweilen an Tiefe und Stärke gewinnen, und ich gestehe Ihnen gern, daß ich für diesen Gewinn allein Sinn habe."

Nachdem er sich über Friedländer's Befinden und das seiner vortrefflichen Familie und seiner Söhne erkundet, fährt er also fort: „Wenn ich mich je mehr mit politischen Dingen beschäftigt hätte, so wäre ein Langes und Breites über die Wunder zu schwagen, die rund um einen vorgehen. Hätte Jemand diese Dinge vor zwanzig Jahren geweissagt, so hätte man ihn verlacht. Nach dieser Analogie zu schließen, wer weiß, was noch zu erwarten steht. Dergleichen Erfahrungen, dünkt mich, sollten die Leute doch klug machen, und sie nicht so auf Begebenheiten vertrauen lassen. Wie viel Gutes hat man von Frankreich's Revolution geweissagt? Wie nah ist jetzt Alles wieder dem Untergang. Wie viel von der Aufklärung, die auf Friedrich's Zeitalter folgen würde? Hierauf ersparen Sie mir hoffentlich die Antwort. Die Nutzenwendung hiervon ist wohl die, daß man jede Begebenheit und jedes Zeitalter wie eine nützliche und erbauliche Geschichte ansieht, sich daraus nimmt, was gut und heilsam ist, das Uebrige als Hülfe betrachtet, und nur jenem innern Ideengeseze vertraut."

„Schreiben Sie mir bald,“ schließt er. „Es ist ja ein Wort, das Sie in die Wüste sagen.“

An Freund Forster wendet sich Humboldt erst am

16. August, nach langem Stillschweigen, um dessentwillen er sich aufs angelegentlichste entschuldigt. „Ich wollte,“ sagt er, „die Zeit erst abwarten, wo ich meinen Freunden ganz gehören könnte, und diese Zeit ist erst seit einigen Wochen gekommen.“

„Ich habe mich nun von allen Geschäften losgemacht, Berlin verlassen und geheirathet, und lebe auf dem Lande, in einer unabhängigen, selbst gewählten, unendlich glücklichen Existenz: Ich empfinde dies doppelt, indem ich Ihnen es sage; ich kenne Ihr warmes, liebevolles Herz, Ihre innige Theilnahme. Ich besorge auch von Ihnen nicht die Mißbilligung des Schritts, den ich that, die ich von so vielen Andern erfuhr. Sie schätzen Freiheit und unabhängige Thätigkeit zu sehr, um allen Nutzen nur von einer solchen zu erwarten, die durch äußere Geschäftslagen bestimmt wird; und Sie trauen, hoff' ich, mir zu, daß ich nie eine andere Richtung wählen werde, als auf der ich, nach meiner innersten Ueberzeugung, für meine höchste und vielseitigste Bildung den meisten Gewinn hoffen darf. In der That, lieber Freund, war die Unmöglichkeit, dies zu können, vorzüglich das, was mich zu einer andern Laufbahn bestimmte. Die Sätze, daß nichts auf Erden so wichtig ist, als die höchste Kraft und die vielseitigste Bildung der Individuen, und daß daher der wahren Moral erstes Gesetz ist, bilde dich selbst, und nur ihr zweites: wirke auf Andere durch das, was du bist; diese Maximen sind mir zu eigen, als daß ich mich je von ihnen trennen könnte. Wie konnte ich mich aber mit ihnen in einer Lage ertragen, in der ich kaum hoffen durfte, mich dem Ideale, das meinen Geist und mein Herz beschäftigte, auch nur mit langsamen Schritten zu nähern, wie konnte mir selbst der Nutzen Ersatz sein, den ich freilich stiftete, und künftig in unendlich höherm Maße gestiftet haben würde? Ich zog also das bescheidner

Loos vor, ein stilles häusliches Dasein, einen kleineren Wirkungskreis. In diesem kann ich mir selbst leben, den Personen, die mir am nächsten sind, ein heiteres zufriedenes Leben schaffen, und vielleicht — wenn mir ein guter Genius glückliche Stunden gewährt — auch Einiges zu dem beitragen, wozu im Grunde alles Thun und Treiben in der Welt, selbst wider seinen Willen, nur als Mittel dient, zur Bereicherung oder Berichtigung unsrer Ideen. So viel von mir und meiner Lage.“

Flehentlich bittet er, sein bisheriges Schweigen zu verzeihen. Wie oft habe ihn die Erinnerung an die glücklichen mit Forster verlebten Tage gefreut. Sie sei es auch, die ihn ermuthige, noch auf sein Andenken zu rechnen: „Theurer, guter Forster, Sie haben mich mit einer Liebe, einer Zärtlichkeit behandelt, selbst in der Zeit, da ich Sie gewiß noch bloß durch die Wärme interessiren konnte, mit der ich mich so gern an große und gute Menschen angeschlossen. Durch Sie habe ich einen so großen Theil meiner Bildung erhalten. Dafür, und für Alles, was mein Geist und mein Herz durch Sie genöß, würde mein Dank Sie noch segnen, wenn ich auch nicht hoffen dürfte, noch in Ihrem Andenken zu leben, wenn die Zeit, wenn ein Mißverständniß, wozu mein Stillschweigen vielleicht Anlaß geben konnte, die Gefühle erstickt hätte, die mich sonst so innig beglückten.“ —

Um aber solchen Beweggründen, wie Humboldt hatte, bei der Wahl der Lebensbahn sich völlig überlassen zu können, dazu gehörte freilich auch die unabhängige äußere Existenz, die das Glück ihm zugeworfen hatte. Nur mit einem Bruder hatte er die beträchtliche Hinterlassenschaft seines Vaters zu theilen. Von den Gütern fiel Ringeswalde — bei Soldin in der Neumark gelegen — Alexandern zu, der es verkaufte und von dem Ertrag seine große Reise nach Amerika ausführte. Wilhelm erhielt das Schloß Tegel,

und das Gut Hadersleben im Magdeburgischen. Durch die Heirath wurde der Besitz seines Hauses noch bedeutend vergrößert. Frau von Humboldt war die Erbin von Burgörner und Muleben, welche Güter ihr, durch Aufhebung des Dacherödischen Lehnsnerus, beim Tode ihres Vaters gänzlich zufielen, und deren Einkünfte allein man jährlich auf 10,000 Reichsthaler berechnete, was in früherer Zeit eine noch viel bedeutendere Summe war.

Das Hauptstudium, dem Humboldt während der ersten dieser Musejahre (1791 bis 1794) oblag, war die Alterthumskunde. In diese versenkte er sich ganz; selbst die politischen Untersuchungen, mit denen er sich wohl dazwischen abgab, gingen nur nebenher. Auch seine ersten eigentlich schriftstellerischen Arbeiten gehören diesem Zeitraume an; es waren Uebersetzungsversuche aus griechischen Dichtern und Fragmente eines politischen Ideencyclus. Das Wenigste jedoch von seinen Ausarbeitungen und von den Ergebnissen jener Studien wurde dem Druck übergeben; meist dachte er gar nicht daran, und theilte oft das Bedeutendste davon nur denjenigen seiner Freunde mit, mit welchen fruchtbringende Verhandlungen darüber gepflogen werden konnten. Ihn, dem jedes Studium noch immer nur Mittel zur höheren Selbstbildung war, konnte es gar nicht reizen, die Resultate seiner Forschung auch dem größeren Publikum zu überliefern.

Wir wollen nachher, aus Anlaß der uns aus dieser Zeit erhaltenen Humboldt'schen Schriften, seine Richtung in den beiden genannten Gebieten etwas näher beleuchten, hier aber fürerst den äußern Gang dieser Studien und Arbeiten mit den Begegnissen seines Privatlebens zusammenfassen. Von letzterem ist freilich im Ganzen nicht gar viel zu

richten, aber so lückenhaft die uns zu Gebot stehenden Quellen sein mögen, soviel geht doch aus ihnen hervor, daß sein äußeres Daseyn in dieser Epoche ziemlich einförmig war, da fast nur der Umgang und Briefwechsel mit einigen nahen oder auswärtigen Freunden das glückliche Stillleben unterbrach.

Von allen seinen äußern Verbindungen war ihm in dieser Zeit keine wichtiger, als die mit F. A. Wolf, dem großen Alterthumsforscher in Halle, und auch von diesem wissen wir, daß ihn während seines halleschen Leben nichts so beglückte als die Freundschaft Wilhelm von Humboldt's, „*συμφιλολογοῦντός τινός ποθ' ἡμῖν καοῦ κάγαθοῦ*“, wie Wolf sich ausdrückte, als er dieses fördernden Umgangs zum erstenmal öffentlich erwähnte. Um 1790 lernten sie sich kennen. Der Verkehr wurde bald ein ganz inniger und dauerte unverändert durch ihr ganzes Leben fort. Jene Zeit gerade, wo Humboldt sich fast ausschließlich den humanistischen Studien hingab, mußte diesen für immer an Wolf ketten. War auch dem Einen nur Mittel, was der Andere als Beruf trieb, so trafen doch Beide im Hauptgesichtspunkt wunderbar zusammen und arbeiteten, aus ursprünglich ganz verschiedenen Absichten, vereint auf ein und dasselbe Ziel, nämlich eine tiefere Gesamtauffassung des classischen Alterthums zu begründen. Beide Männer entwickelten ihre angeborne Individualität an der Lebensansicht und Kunst der Alten, Beide waren große Dialektiker und von sehr verwandtem Forschungsgeiste. Dabei waren sie aber doch sehr verschiedenen Charakters, und verschiedener Anlage. Wenn Wolf mehr vom Alterthum aus einen weiten Umblick erfaßte, brachte Humboldt einen solchen schon zu dessen Betrachtung heran. Doch auch in jenem wußte dieser gerade den Umfang des Geistes zu schätzen, und überhaupt fesselte ihn die Originalität der Wolf'schen Natur

mit nie versiegendem Reiz. Dagegen bewährte sich Humboldt dem Anderen auch im Leben als unschätzbare Genosse, da er in den Verhältnissen der Gegenwart viel heimischer war, und Wolf's, wie H. selbst von ihm sagte, oft „göttliche Vermessenheit“ nicht allein zu achten, sondern zugleich durch seine Zusprache zu mildern wußte. Es gab für Wolf kein wichtiges Lebensverhältniß, in dem er sich nicht mit dem welterfahrenen Freunde berieth, und in seiner ganzen Umgebung sehen wir Niemand, dessen Rath er auch wirklich so beachtet hätte.¹⁾

Auch in unmittelbarster Nähe fand Humboldt die wohlthueudste Theilnahme an seinen Alterthumsbeschäftigungen. Seine Gattin, in ihrer hohen Bildung, war im Stande, auch hier dem Zuge seines Geistes zu folgen. Ein innres Bedürfniß wandte ihren Sinn zu den alten Sprachen und Dichtern. Sie begleitete Humboldt's Studien, las mit ihm den Homer, Pindar, Herodot u. in der Ursprache und nahm, wenn Wolf den Freund in der Stille des Landlebens aufsuchte, an ihren Unterhaltungen Theil, „den wissenschaftlichen

1) Als Hauptquelle für den Verkehr dieser Männer dient uns das treffliche Werk von Wolf's Schwiegersohne, Dr. W. Körte: „Leben und Studien H. A. Wolf's.“ 2 Theile. Essen 1833. Von ihrem wichtigen Briefwechsel sind bis jetzt leider nur wenige Bruchstücke der Humboldt'schen Briefe veröffentlicht worden. Einige dieser Bruchstücke finden sich bei Körte, dann hat auch Varnhagen am Schluß seiner Skizze über Humboldt (Denkw. u. Verm. Schr. IV. 304 — 322) eine Anzahl Briefe desselben an Wolf mitgetheilt. Die ganze Reihe der Humboldt'schen Briefe an Wolf (wohl hundert an der Zahl) befindet sich in Körte's Besiß, der schon längst versprochen hat, die brieflichen Schätze aus Wolf's Nachlaß zur Veröffentlichung zu bringen. Möchte doch Herr Dr. Körte sich nun bewegen fühlen, Humboldt's Briefe nicht länger zurückzuhalten! Wie wir aus guter Quelle vernehmen, hat Humboldt sich um die Zeit, als Körte Wolf's Leben herausgab, seine Briefe von diesem vorlegen lassen, manches ausgestrichen und sie ihm dann zurückgestellt. Zeugniß genug, daß der Briefsteller selbst der Veröffentlichung nicht entgegen war und nur darum einiges allzu Persönliche, das in dem so vertrauten Briefwechsel berührt sein mochte, aus Rücksicht auf die Betroffenen getilgt wissen wollte.

Schlesier, Grimm. an Humboldt.

Ernst der Männer mit allen Grazien weiblicher Anschauung der ältesten Kunst und Poesie verschönend.“²⁾ Dem glücklichen Gatten verging kein Tag ohne Griechisches. Ihr widmete daher auch Humboldt später (1816) die gedruckte Uebersetzung des Agamemnon, die reifste Einzelfrucht seiner hellenistischen Studien, zur Erinnerung an so manches in diesen gemeinsamen Genüssen durchschwelgte Jahr.

Von Burgörner, wo Humboldt die erste Zeit seiner Ehe verlebte schrieb er im August 1791 einen Brief, wahrscheinlich an einen seiner Berliner Freunde, in welchem er, aus Anlaß der neuen französischen Constitution vertrauliche Ideen über Staatsverfassung und politische Entwicklung niederlegte. Dieser Brief kam hernach, durch Zufall, ja eben darum von Druckfehlern entstellt, durch die Berliner Monatschrift (Januar 1792) ins Publikum. Humboldt's Name jedoch wurde nicht genannt; es war aber, wenn wir die Protokolle im Unger'schen Proceß ausnehmen, das Erste, was von seiner Hand zur Deffentlichkeit gelangte. Wir werden nachher im Zusammenhang auf das Schreiben zurückkommen.

Von auswärtigen Freunden besuchte ihn auch Genz während des Aufenthaltes in Burgörner. Sie setzten hier jene politischen Debatten fort, die sie schon in Berlin oft auf Spaziergangen bis tief in die Nacht hinein verfolgt hatten. Auch Genz erinnerte sich in späterer Zeit noch dieses anregenden Zusammenlebens und schrieb während des Laybacher Congresses, unter anderem, an Alexander v. Humboldt: „J'ai eu à Troppau deux lettres très amicales et très intéressantes de Votre frère; elle m'ont prouvé qu'il est toujours le même; que pas un trait de cette originalité si remarquable, qui le rend unique dans son genre,

2) Körte, a. a. O. I. 140 — 41.

ne s' est effacé; et qu' à quelque époque que je puisse le revoir, je le trouverai tel qu'il était dans nos promenades nocturnes de Berlin, et derrière la vieille tour de Burgörner.“³⁾)

Im Februar 1792 begab sich Humboldt nach Erfurt, um da, in der Nähe des Schwiegervaters und umgeben von städtischen Hülfsmitteln, die Niederkunft seiner Frau zu erwarten. Caroline v. Beulwitz (Wolzogen) erfreute ihr Haus auf längere Zeit mit ihrem Besuche; auch sie nahm an den geistigen Beschäftigungen Theil, die durch diese Ortsveränderung keine Unterbrechung erlitten. Denn der Aufenthalt zu Erfurt war von dem vorigen ländlichen nicht sonderlich verschieden. Viele Monate waren sie daselbst, ohne daß Humboldt auch nur Gotha oder Weimar, Orte die doch so nah waren, besucht hatte. Der Gesellschaften bot Erfurt wenige, die meiste Zeit lebte er auf seinem Zimmer, im Kreise seiner gewohnten Beschäftigungen. Scherzhaft auf die erwartete Niederkunft seiner Frau anspielend, schrieb er an Schiller (3. Mai), es müsse mit dem Hervorbringen eine ansteckende Sache sein. Seit sie Drei in Erfurt zusammen seien, vergehe kaum ein Tag, an dem nicht Etwas, ein Stück einer Oper oder Ode oder eines Aufsatzes, zur Welt komme. Er selbst fühlte sich poetisch gestimmt und übersezte aus Pindar. „Nur das Eine, was wir allein eigentlich Alle erwarten, bleibt noch immer zu unser aller Staunen aus.“ Der Coadjutor von Dalberg war der einzige Mensch, den Humboldt unter den am Orte Einheimischen interessant nennen konnte. Er genoß auch seinen Umgang, so viel es dessen Geschäfte und Lebensart möglich machten.

Seine Hauptbeschäftigung blieb auch hier das Studium

3) Brief von Faybach, 3. Febr. 1821. (In meiner Sammlung „Schriften von Geng.“)

der Alten. Wie tief er in dieses Reich eindrang und was er eigentlich bezweckte, legt uns ein in diesem Jahre an Wolf gerichteter Brief dar. Um diese Zeit war es besonders Pindar, der ihn reizte und zwar so sehr, daß er sogar einen Versuch wagte, diesen schweren Dichter in einer der Urschrift möglichst treuen dichterischen Uebersetzung ins Deutsche zu übertragen. Die Frauen, denen er natürlich diese Versuche gleich im ersten Entstehen mittheilte, munterten zur Fortsetzung auf; die Lust dies zu thun, nahm mehr und mehr zu, obschon er fürchtete, daß er den Beifall vielleicht nur der hinreißenden Schönheit des Originals danke. Noch immer schwankte der Entschluß. „Wenn ich nun auch glauben dürfte,“ schrieb er an Schiller (an demselben Tage), „mit gehörigem Fleiß, des Griechischen hinlänglich Meister zu sein, wenn ich mir sogar schmeicheln könnte, die so nothwendige Gewandtheit des deutschen Ausdrucks zu besitzen; so sind doch die Schwierigkeiten, die einen Uebersetzer des Pindar von allen Seiten umgeben, so groß, so habe ich vorzüglich nie eigentlich poetisches Talent in mir wahrgenommen, und so kenne ich, zwar nicht aus eigener, aber doch fremder Erfahrung, wie viel Zeit die Sucht Verse zu machen, ohne von Genie oder wenigstens Talent unterstützt zu sein, unnütz versplittert.“ Er sandte deshalb mit diesem Briefe gleich den ersten Versuch an Schiller, eine Probe, die er doch für entscheidend ansah, da die erste Lust sie begünstigte und er ihr allen Fleiß gewidmet habe, dessen er jetzt wenigstens fähig gewesen. Zugleich bat er um ein völlig offenes Urtheil. Rührend ist die Bescheidenheit, mit der er, wie früher Forstern gegenüber, so jetzt Schillern sich so ganz unterordnet. Schon in diesem ersten Briefe, der uns von ihrer Correspondenz erhalten ist, setzte er das größte, unbedingteste Vertrauen in dessen Urtheil, selbst über Dinge, die dieser doch auch nur von einer Seite zu würdigen vermochte. „Wenn

ich überhaupt," schrieb ihm Humboldt, „Niemandes Urtheil so sehr, als gerade das Ihrige, ehren würde, so bin ich auch bei Niemanden so sicher von der Strenge der Gerechtigkeit überzeugt, als bei Ihnen. So mancherlei fremdartige Gründe, oder wenn auch nicht das, doch vielleicht einzelne nicht unglückliche Stellen bringen oft bei so Vielen günstige, oder wenigstens minder ungünstige Urtheile hervor. So oft ich mich hingegen erinnere, Ihr Urtheil über irgend ein schriftstellerisches Produkt gehört zu haben, war es mir gerade auch darum so interessant, weil Ihr Blick immer das Ganze umfaßt, und nie unterläßt, sowohl dies, als jedes seiner einzelnen Theile mit dem Ideale zu vergleichen. Mag dieser Maßstab auch, selbst für mehr als mittelmäßige Stücke, oft demüthigend sein, so ist er doch zugleich der einzige, welcher der wahren Selbstschätzung zu genügen vermag, und gewährt wenigstens immer eine so schöne und reiche Belehrung.“ Ueberdies befinde er sich gerade in einer Stimmung, wo ihm Schiller's Urtheil in der That unentbehrlich sei. In gewissen Momenten halte er die Uebersetzung für sehr schön, und eben jetzt erscheine sie ihm wieder kaum mittelmäßig. Finde er also nach dieser Probe keinen Beruf in ihm zu solchen Arbeiten, so solle er ihn gewiß folgsam sehen. Urtheile er anders, so könne er ihm vielleicht, besonders in Absicht des bei dieser Gattung so schwierigen Versbaues, irgend eine erleichternde Anweisung geben. Ueber das gewählte Silbenmaß habe er hinten ein paar Worte angefügt, und übrigens bei der Uebersetzung die genaueste Treue zu erreichen gesucht, und „nur die entgegengesetzte Klippe, das Undeutsche, gemieden.“ — Frau v. Beulwitz hatte gemeint, Schiller werde der Ode einen Platz in seiner Thalia gönnen. Dies, sagte Humboldt, würde ihm unendlich schmeichelhaft sein. Aber er möge es ja nicht anders thun, als wenn sie in jedem Verstande mit Ehren

erscheinen könne. Er selbst vermöge darüber durchaus nicht zu richten. — Schiller's Antwort haben wir nicht. Daß er Humboldten sehr zugesprochen, in diesen Versuchen fortzufahren, ist nicht zu bezweifeln. Diesen nicht in die Thalia aufzunehmen, hatte er sicherlich andre Gründe. Humboldt setzte nicht bloß solche Arbeiten fort, sondern Schiller nahm selbst einige derselben später in die Horen und Musenalmanache auf; ja diesen ersten Versuch sogar, die Uebersetzung von Pindars zweiter Olympischer Ode, gab Humboldt in diesem Jahre noch abge sondert heraus. Außerdem ließ er im folgenden die Uebersetzung eines Chors aus Aeschylos' Eumeniden in der Berliner Monatschrift abdrucken.

Ob übrigens Schiller und Humboldt vor ihrem Zusammenleben im J. 1794 sich auch persönlich wiedergesehen, und ob öfter, wissen wir nicht bestimmt. Vermuthen läßt es sich aber bei der geringen Entfernung ihres Wohnorts. Und auch angedeutet scheint es in den Schlußworten dieses ersten Briefes von Humboldt, wo er sagt: das Vergnügen, Schillern wieder zu sehen, sei es nun in Erfurt, oder in Rudolstadt, oder in Jena, auch jetzt bald zu genießen, sei ihm und seiner Frau eine überaus frohe Aussicht. — Durch Schiller wurde auch ein jüngerer Freund desselben, der nachmalige bekannte Naturrechtslehrer Carl Heinrich Gros, unserm Humboldt bekannt. Gros, auch ein Schwabe, war Hofmeister bei dem Prinzen von Württemberg, ging dann 1792 nach Jena, um die Rechte zu studiren, und bezog im Herbst 1793 auch noch Göttingen. Er gehört zu denen, die Kant's Philosophie im Rechtsfache am schärfsten verarbeiteten; Schiller rühmte seinen hellen Kopf und großen Scharfsinn, und auch Humboldt interessirte sich sehr für ihn, correspondirte mit ihm und empfahl ihn zur Anstellung dem dirigirenden Minister der preussischen Fürstenthümer in Franken. „Wegen Gros,“ schreibt er (17. Juli 1795) an

Schiller, „habe ich mit Hardenberg gesprochen. Er ist noch immer der Meinung, ihn anzustellen.“ Schon im J. 1796 wurde er zum ordentlichen Professor in Erlangen ernannt, von wo er, nachher in sein Vaterland zurückgerufen, die ehrenvollste Laufbahn durchschritt († 1840 zu Stuttgart.)

In der Mitte Mai 1792 wurde Humboldt durch die Geburt des ersten Kindes beglückt, einem Mädchen, welches den Namen der Mutter Caroline erhielt. Forstern, dem er seit seinem Aufenthalt zu Erfurt noch nicht geschrieben, theilt er sogleich diese frohe häusliche Begebenheit in den entzücktesten Worten mit (1. Juni). „Meine Frau ist vor noch nicht vierzehn Tagen mit einem Mädchen glücklich niedergekommen, Mutter und Kind sind vollkommen gesund. Das kleine Mädchen ist ein allerliebstes Geschöpf, so groß und stark, wie selten ein Kind von so wenig Tagen, so voll Leben und Munterkeit, und mit wundergroßen, blauen Augen, die sie unaufhörlich im Kopfe herumrollt. Meine Frau stillt das Kind selbst; ich, bei meiner gänzlichen Geschäftslosigkeit, bin so gut als den ganzen Tag bei ihr, und so kommt das Kind kaum eine Minute in andere Hände, als die unsrigen. Nur Sie lieber Freund, dessen eignes Herz so überaus empfänglich für diese Freuden ist, und der Sie mich genauer kennen, vermögen ganz mit mir zu empfinden, wie unendlich süß mir diese kleinen Beschäftigungen sind, und welche reiche Fülle neuer Freuden mir jetzt wiederum in meiner schon beneidenswerth glücklichen Lage geworden ist.“

Den übrigen Theil dieses Briefes widmete Humboldt dem ausführlichen Bericht über eine Arbeit, zu der er, kaum nach seiner Ankunft in Erfurt, von Dalberg angeregt worden war. Dalberg hatte den oben erwähnten, in der Berl. Monatschrift abgedruckten Brief gelesen und daraus ersehen, wie sehr Humboldt sich mit Fragen der politischen Philosophie beschäftigt hatte. Er bat ihn daher, seine Ideen

über die eigentlichen Grenzen der Wirksamkeit des Staates aufzusetzen. Daß sich dies nicht so schnell ausreichend behandeln lasse, fühlte H. wohl, wollte aber die Idee, um so mehr, da ein Mann der selbst künftig regieren sollte, die Veranlassung war, doch nicht erkalten lassen und ging, da er Einiges schon vorgearbeitet und noch mehr Materialien im Kopfe hatte, an die Arbeit. Unter den Händen wuchs das Werkchen, seit mehreren Wochen war es fertig und füllte jetzt etwa einen mäßigen Band. Sie stimmten, sagt er zu Forster, sonst, als wir von Göttingen aus über diese Gegenstände correspondirten, mit meinen Ideen überein. Er habe seitdem, so viel er auch nachzudenken und zu forschen versucht habe, fast keine Gelegenheit gefunden, sie eigentlich abzuändern, aber er dürfe behaupten, ihnen bei weitem mehr Vollständigkeit, Ordnung und Präcision gegeben zu haben. — Wir kommen auf diese Arbeit, und Humboldt's Auseinandersetzung derselben für Forster, später zurück. Hier berühren uns nur die äußern Schicksale, die das Werk erlebte. Zuerst ging Dalberg, Abschnitt für Abschnitt, mit dem Verfasser durch; Gründe und Gegen Gründe wurden erörtert. Dann sendete er es nach Berlin, um es dort, wo er ohne Anstand einen Verleger zu finden hoffen konnte, drucken zu lassen.

Dieser Brief ist der letzte von denen an Forster, die uns erhalten wurden. Zwar sind sie überhaupt lange nicht vollständig auf uns gekommen, aber es ist wohl anzunehmen, daß sie nach diesem nicht mehr viele gewechselt. Den 21. Okt. zogen die Franzosen in Mainz ein, wo so viele Feuerköpfe für die glänzenden Ideen der Revolution sympathisirten. Auch Forster hatte schon von seiner Reise im J. 1790 die enthusiastischste Stimmung für Frankreich heimgebracht. Jetzt brach die Bewegung in jener Stadt los. Daß Forster fortgerissen wurde, war natürlich. Doch er, der nur Edles

wollte und hoffte, mußte bald erfahren, wie trüglich das Element war, dem er anheim gefallen. Im Auftrag seiner Mitbürger, die Frankreich einverleibt zu werden wünschten, ging er nach Paris. Darüber wurde Mainz von den Verbündeten umschlossen und wieder genommen. Forster mußte während der Schreckensherrschaft in Paris ausharren. Völl Verzweiflung über die Gräueltathen, deren Zeuge er war, blieb er der Sache doch begeistert zugethan und bewährte, auch wo er sich täuschte, noch den Adel seiner Gesinnung. In die Ferne sah er meist richtig, während er auf die nächsten Begebenheiten immer noch zu viel Vertrauen setzte. Humboldt konnte, wie Forster, die Revolution fortdauernd von einem höhern Standpunkt betrachten, als der war, der seit der Schreckenszeit in Deutschland gäng und gäbe wurde, er konnte in diesem furchtbaren Kampfe ein Mittel des Schicksals sehen, Veränderungen im Menschengeschlecht hervorzu- bringen — aber er würde an des Freundes Stelle sich zu keiner Theilnahme an einem Drama haben fortreißen lassen, in welchem er doch nichts durchzusetzen hoffen konnte und, als Deutscher, mitzuwirken gar nicht berufen war. Ja nicht einmal Mainz gehörte er durch Bande der Natur an, sondern war nur von dem Kurfürsten dahin berufen worden. — Die Seinigen hatten sich nach der Schweiz geflüchtet. Von den Freunden diesseits des Rheins hörte er schon seit dem Spätsommer 1792 fast kein Wort mehr; nur etwa Heyne, sein Schwiegervater, gab noch gute Rathschläge, als es schon zu spät war. In Noth und Schmerz zehrte eine so herrliche Natur sich auf. Er starb am 12. Jan. 1794. Mit welchen Gefühlen mußte Humboldt dem von ihm so geliebten Manne nachblicken, ohne doch rathen oder helfen zu können. Einigen Trost konnte ihm noch gewähren, daß die Gattin in dem braven Huber, den sie heirathete, für sich und ihre Kinder alsbald einen Beschützer fand. Humboldt widmete ihr fort-

dauernde Anhänglichkeit und blieb mit ihr in theilnehmendem Briefwechsel.

Unter Umständen wäre Humboldt vielleicht selbst nach Paris gereist, natürlich um nur als Zuschauer dort zu sein. Aber auch das hätte übel ablaufen können. In einem Briefe (2. Dez. 1792) fragt er Schillern, was er zu den Vorfällen am Rhein sage? durch welche die Ahnungen des Coadjutors nun schon zu einem großen Theile erfüllt waren; denn Mainz, der Ort ihrer Träume, war schon völlig revolutionirt. Gleich darnach fragt er ihn aber auch, ob es wahr sei, daß er Lust zu einer Reise nach Paris bekommen? Vorausgesetzt, daß Friede werde, erklärte sich Humboldt sogleich von der Partie. Auch Frau und Kind wollte er mitnehmen. „Ich wünschte auch sehr Paris wieder zu sehen,“ sagt er, „um zu bemerken, wie sich die Nation seit dem Anfange der Revolution verändert hat, und die Reisekosten verminderten sich für uns beide, wenn wir gemeinschaftlich reisten. Mein Wagen wäre auch recht bequem dazu.“ Aber nicht der Krieg allein dauerte fort, sondern das Jahr 1793 machte Paris zum Schauplatz von Scenen, die die Freunde mit zu erleben gewiß keine Lust spürten. Wollte doch Schiller schon für den unglücklichen König in einer Vertheidigungsschrift auftreten!

Noch während des Sommers 1792 verließen Humboldt's Erfurt und zogen auf das schöne Landgut Auleben, am Rande der goldenen Aue. Es liegt nicht weit von Nordhausen und ganz nahe bei Heringen. Das Amt Heringen gehörte, unter kursächsischer Hoheit, den Fürsten zu Stolberg und Schwarzburg gemeinschaftlich. Jetzt ist es Preußen unterthan. — In Auleben blieb Humboldt bis gegen das Frühjahr 1793 und setzte in alter Weise sein Studien- und Stilleben fort. „Meine Frau,“ meldet er (12. Sept.) seinem Freunde Schiller, „und mein Kind, das täglich hübscher wird, sind

wohl und wir leben ein einsames, aber unendlich glückliches Leben.“ Dennoch war es ein Fest für Humboldt, wenn Wolf von Halle einmal zum Besuch einsprach. Anfang des folgenden Jahres kam er, und blieb mehrere Tage bei ihm.

Jetzt kommen wir zu den ferneren Schicksalen, die Humboldt's Abhandlung über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates trafen. In Berlin, wo er sie drucken lassen wollte, machte die Censur Schwierigkeiten: der eine Censor verweigerte das Imprimatur ganz und der andere fürchtete noch künftig in Verantwortung genommen zu werden. Allen Weitläufigkeiten dieser Art in den Tod Feind, war Humboldt entschlossen, die Schrift außerhalb Preußen drucken zu lassen und wandte sich, in Ermangelung eines Verlegers oder weil er mit Götschen aus zarter Rücksicht nicht persönlich unterhandeln wollte, an Schiller (12. Sept.), ihn um seine Vermittlung ersuchend und nur den Wunsch hinzufügend, daß der Censuranstand in Berlin nicht weiter bekannt werde. — Zugleich drückte er seine Freude über die Nachricht aus, daß Schiller auf einige Ideen seiner Abhandlung mit Interesse eingegangen und sich selbst jetzt mehr mit diesen Gegenständen beschäftige. Humboldten hatte dieser schon einmal die Mittheilung seiner Ansichten darüber versprochen. Nun mahnt ihn Jener daran und macht ihm den Vorschlag, diese in einer Art Vorrede oder Anhang, der Abhandlung beizufügen. „Es scheint mir zu interessant,“ ruft er ihm zu, „wenn ein Mann von Ihrem Geiste, ohne vorhergehendes eigentliches Studium dieser Materien, und also von ganz anderen, neuen und originelleren Gesichtspunkten ausgehend, diesen Gegenstand behandelte; und der Kreis Ihrer schriftstellerischen Arbeiten bietet Ihnen sonst nicht leicht, wenn Sie nicht Lust hätten, Ihre Ideen zu einer eigenen Schrift auszuspinnen, eine bequemere Gelegenheit dar, sie gelegentlich einzuwoben.“

Schiller ging zwar nicht auf diesen Vorschlag ein, interessirte sich aber sonst lebhaft für das Erscheinen dieser Schrift, bot seine Thalia zur Aufnahme einiger Capitel an und machte auch, da Göschen nicht darauf einzugehen vermochte, einen andern Verleger ausfindig. Sehr leid war es Humboldt, daß Viefter, dem er das Manuscript des Werks schon früher zur Benutzung einiger Abschnitte übersendet hatte, schon drei derselben in der Berl. Monatschrift hatte abdrucken lassen. Schiller gab aber doch noch ein Stück eines vierten in seinem Journale, mit einigen Aenderungen, die Humboldt mit innigem Vergnügen bemerkte, ganz bescheiden hinzufügend, daß er gewiß diesen Winken künftig folgen werde. — Unterdeß beabsichtigte er schon das Werk einer nochmaligen Durchsicht zu unterwerfen, ja einzelne Abschnitte gänzlich umzuarbeiten. Doch für die nächste Zeit hatte er schon ganz heterogene Beschäftigungen gewählt. Er wünschte also den Druck lieber aufgeschoben; die Ideen, meinte er, würden dadurch nur gewinnen; der Gegenstand selbst sei überdies von allem Bezug auf momentane Zeitumstände frei — als Schiller ihm gerade durch Frau v. Beulwitz melden ließ, daß er einen Verleger für die Schrift gefunden habe. Humboldt faßte aber doch den Entschluß, die Herausgabe auf unbestimmte Zeit zu vertagen, da er jetzt weder Zeit noch Stimmung zur nöthigen Umarbeit habe, über Einiges sogar seine Ideen durch Gespräche erst klarer zu machen wünsche, alles Gebundensein in dergleichen Dingen aber gar so unangenehm sei. Je mehr mich die vorgetragenen Ideen interessiren, und je günstiger ich sogar von meiner Arbeit urtheile, um so weniger könnte ich mir die Nachlässigkeit verzeihen, ihr nicht diese letzte Sorgfalt gewidmet zu haben.“ Er bat daher Schillern, der ja zuerst dieser Meinung gewesen, das Geschäft, sofern es nur thunlich wäre, rückgängig zu machen. In keinem Falle könne das

Werk vor Michaelis erscheinen; eine völlige Loszählung bleibe ihm aber immer das Liebste. Schiller entsprach seinen Wünschen, und das Werk als Ganzes wurde nun gar nicht gedruckt, wahrscheinlich weil Humboldt mit der Ausführung immer weniger zufrieden war und zur Umarbeitung in seinem Sinne die rechte Stimmung nicht wiederfand.

Ging es ihm doch ebenso mit seinem an sich vollendeteren Aufsatz über das Studium des Alterthums, insonderheit der Griechen, in welchem er die Ergebnisse aller seiner bisherigen Forschungen darüber zusammengefaßt hatte. Auch diese Abhandlung war eigentlich nur für ihn und seine Freunde geschrieben. Er theilte sie im Spätjahr 1792 Wolfen, Schillern und dann auch Dalberg mit, und bat sie, ihre Glossen an den Rand zu setzen. Mit Wolf unterhielt er sich viele Jahre über diesen Gegenstand; Schiller warf einige geniale Gedanken an den Rand, „obgleich er in das Ganze, da ihm die alte Litteratur doch nicht geläufig war, wenig einging.“ Doch nur Dalberg hatte den Aufsatz ganz mißverstanden, es war ihm überhaupt nicht leicht, auf fremde Ideen einzugehen, dennoch hatte er die Ränder reichlich mit Notizen gefüllt, die Humboldt originell und ordentlich komisch fand, weil er sich durchgängig zu zeigen bemühte, daß die griechische Litteratur ein Studium für Wenige sein und bleiben müsse, zu denen er nicht einmal den Verfasser des Aufsatzes rechnen mochte. Gerade die Anpreisungen der Griechen in Humboldts Aufsatz reizten ihn zum Widerspruch. Humboldt erkannte wieder bei dieser Gelegenheit, daß die Gesichtspunkte, die entweder an sich nicht gewöhnlich, oder nur dem einzelnen jedesmaligen Leser fremd sind, hell und klar zu machen, eine unglaubliche Schwierigkeit habe. „Abstrahirt habe ich mir wenigstens hieraus,“ — schrieb er an Wolf, dem er von Erfurt aus, 31. März 1793, die ferneren Schicksale dieses Aufsatzes kund

that⁴⁾ — „daß, hätte ich je die Absicht, durch eine Schrift eigentlich zur Ausbreitung des Studiums der Griechen beizutragen, ich mich einer viel andern Methode bedienen müßte. Indes soll auch der Himmel mich davor in Gnaden bewahren. Habe ich mir einmal eine Idee entwickelt, so ekelt es mich an, sie nun auch einem andern auszuknäueln, und so lange mich nicht äußere Umstände zwingen, überwinde ich diesen Ekel nicht.“ Auch dieser Aufsatz blieb ungedruckt, oder wurde eben auch nur in Bruchstücken bekannt. Selbst in seinen Ausarbeitungen dachte er in damaliger Zeit nur an die Selbstverständigung; erst die Freundschaft zu Schiller und Göthe regte ihn eigentlich, doch auch nur vorübergehend, zu umfangreicherer, öffentlicher Mitwirkung an, und erst im höheren Alter arbeitete er, wie aus Pflichtgefühl, mehr für die Welt und die Wissenschaft, als zu seinem Genügen.

„Mir selbst aber“ — fährt Humboldt in dem Schreiben an Wolf fort — „ist über die Griechen noch sehr vieles dunkel, und mit jedem Tage fesselt mich ihr Studium mehr. Ich kann es mit Wahrheit sagen, daß unter manchen Studien, die ich durchwandert bin, mir keins diese Befriedigung gegeben hat, und ich muß hinzusehen, daß auch der Schatten von Lust, ein thätiges Leben in Geschäften zu führen, nie so sehr in mir erstorben ist, als seitdem ich mit dem Alterthum irgend vertrauter bin.“

Vor Ausgang des Winters (1793) kam Humboldt abermals mit seiner Familie nach Erfurt. Der Frühling schenkte ihm das zweite Kind, einen Sohn, der den Namen des Vaters erhielt und ihm, bis zu dem frühen Tode, auch das Liebste von seinen Kindern war.

Im Sommer ging er, zum erstenmal mit seiner Gattin,

4) Bei Barnhagen, a. a. D. IV. 304—7.

auf kurze Zeit nach Berlin. Hier fand er noch völlig die alten Verhältnisse. Von Bekanntschaften, die er machte, dürfen wir wohl die mit dem schwedischen Diplomaten Gustav von Brinckmann hervorheben, einem regen Theilnehmer an deutscher Litteratur und Wissenschaft, der auch mit Geng und Rahel innig verbunden war, und den größeren Theil seines früheren Lebens als Geschäftsträger in Berlin zu brachte. Auch Gödingk, der Dichter, wenn wir nicht irren, mit Humboldt von früherer Jugend her vertraut, hatte jetzt seinen Aufenthalt in dieser Stadt genommen. Noch immer aber war Berlin nicht der Ort, der Humboldt lange zu fesseln vermochte.

Den Herbst und Winter verlebte er, vermuthlich wieder zu Auleben, im alten Geleise einsamer Freuden und Studien. Auch Fr. Jacobi, der seit mehreren Jahren unter den Stürmen des Kriegs am Rhein ein unruhiges Leben verbracht, dazwischen aber seinen früh begonnenen philosophischen Roman *Woldemar* vollendet hatte, gab ihm ein Lebenszeichen und übersendete Anfang 1794 dieses Werk, ⁵⁾ wohl mit der leisen Andeutung des Wunsches, es von einem Mann wie Humboldt öffentlich besprochen zu sehen.

Während Wilhelm den Studien lebte, hatte Alexander von Humboldt sowohl seine bürgerliche als schriftstellerische Laufbahn betreten. Wir verließen ihn in Freiberg. Schon im Frühjahr 1792 wurde er Assessor beim Bergwerks- und Hüttendepartement zu Berlin, und noch in diesem Jahre als Oberbergmeister in den vor kurzem erst Preußen zugefallenen fränkischen Fürstenthümern nach Bayreuth versetzt, wo er das Bergwesen wie neu aufzurichten hatte. Diese Fürstenthümer leitete damals der nachher so berühmt gewordene Freiherr von Hardenberg, als Provinzialminister. Schon 1794 begleitete Alexander diesen in

5) Jacobi's auserl. Briefw. II. 137 u. f.

diplomatischen Geschäften an den Rhein. Durch den jüngeren wurde Hardenberg früh auch dem älteren Humboldt bekannt, der, auch in der Zurückgezogenheit, von den preussischen Staatsmännern, und namentlich von den jüngeren, doch nicht übersehen wurde. Die merkwürdige Verbindung wie Gegenstellung aber konnte damals freilich Niemand ahnen, in welche Hardenberg und unser Humboldt einst noch kommen würden! — Alexander's Ruf als Naturforscher erhob sich schon jezt. Mit größeren Plänen im Kopf, bereitete er sich auf Reisen in die Alpenländer, Schlesien und — in Aufträgen — nach Preußen und Polen für seinen höheren Beruf vor. 6)

Als nun W. v. Humboldt sich schon mehrere Jahre fast nur mit dem Alterthum beschäftigt hatte und er das Hauptziel dieser Studien erreicht sah, regte sich auch das eigene Ideenleben immer mächtiger in ihm, er fühlte das Bedürfniß auszutauschen und wußte sich in diesem Bezuge keinen anregendern Verkehr zu suchen, als den mit Schiller, dessen Forschungen und Autorthätigkeit ihn ohnehin auf's gewaltigste anzogen. Diesem Interesse zu Lieb begab er sich im Frühjahr 1794 mit seiner Familie nach Jena, um daselbst längere Zeit in der unmittelbaren Nähe des außerordentlichen Mannes zu leben. Dieses innre Bedürfniß aber und das Interesse für Schiller verschaffte Humboldten die Gelegenheit, sich zugleich Verdienste zu erwerben, an die er selbst gewiß nicht gedacht hatte, die aber doch, die äußeren begünstigenden Umstände abgerechnet, das natürliche Ergebnis seines für alles Höchste in Leben, Kunst und Wissenschaft erweckten Sinnes so wie seines vorausgegangenen Strebens nach einer so auserlesenen und umfassenden Bildung waren. Wie es ihm nun vergönnt wurde, zunächst an Schiller's eig'nem Streben — dann aber in

6) Freiesleben, a. a. D.

unmittelbarer Folge auch an Göthe's — so wie an dem innigen Zusammenwirken dieser Männer den denkwürdigsten Antheil zu nehmen, ja als Autor selbst, wenigstens durch Theorie und Kritik, die höchsten Standpunkte unserer Litteratur mit erklimmen zu helfen, und, wie kein Dritter, den Bund und das Ringen dieser Geister zu ergänzen, — durch welche Anlagen und Richtungen seines Wesens er vorzugsweise dazu befähigt wurde, und wie gerade seine bisherigen Studien ihn zu dieser Bestimmung vorbereitet hatten, dies haben wir im nächsten Buche zu betrachten.

Hier wollen wir zum Schluß den Blick nur noch auf die Schriften richten, die uns aus der bisherigen Epoche seines Lebens erhalten sind, und dabei die Richtung und Resultate etwas genauer betrachten, die das Studium des Menschen, der politischen Philosophie und des Alterthums in ihm entwickelt hatte.

Von den zum Druck gekommenen Schriften Humboldt's, aus den Jahren 1791 bis 1794, sind folgende philosophisch-politischen Inhalts: I. Ideen über Staatsverfassung, durch die neue französische Constitution veranlaßt. (Aus einem Briefe an einen Freund, vom August 1791).¹⁾ II. Vier Abschnitte aus seinem Werke, das die Aufschrift führen sollte: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen, worin diese Frage in Rücksicht auf alle Gegenstände, besonders der innern Politik, in Untersuchung gezogen war. Von diesen Bruch-

¹⁾ Gedr. in der Berlinischen Monatschrift, herausg. von Bießer. 1792. Jan. S. 84—98. Auch in Humboldt's Gesamm. Werken, I. 301—17.

stücken trägt das wichtigste die Aufschrift: „Wie weit darf sich die Sorgfalt des Staats um das Wohl seiner Bürger erstrecken?“ Aber auch dieser Abschnitt ist nicht vollständig, sondern nur seinem bedeutendsten Theile nach gedruckt worden.²⁾ Außer diesem kamen drei kleinere Abschnitte des Werks an's Licht: der 5te „Ueber die Sorgfalt des Staats für die Sicherheit gegen auswärtige Feinde“³⁾ — der 6te: „Ueber öffentliche Staatserziehung“⁴⁾ — und der 8te: „Ueber die Sittenverbesserung durch Anstalten des Staats.“⁵⁾ — Nur Nro. I. erschien anonym, die Bruchstücke aus Nro. II. mit dem Namen des Verfassers.

„Ich beschäftige mich,“ sagt Humboldt in obigem Schreiben vom August 1791, „in meiner Einsamkeit mehr mit politischen Ideen, als ich es je bei den häufigen Veranlassungen dazu, die das geschäftliche Leben darbietet, gethan habe. Ich lese die politischen Zeitungen regelmäßiger, als sonst; und ob ich gleich nicht sagen kann, daß sie ein großes Interesse in mir erwecken, so reizen mich doch am meisten die französischen Angelegenheiten. Es fällt mir dabei alles Kluge und Einfältige ein, was ich seit zwei Jahren darüber gehört habe; und am Ende komme ich gewöhnlich auf Sie, lieber *, und den lebhaften Antheil, den Sie an diesen Gegenständen nahmen, zurück.“ Sein Urtheil über diese, sagt

2) In Schiller's *Neuer Thalia*, 1792. H. 5. S. 131—69. Jetzt in den Werken, B. II. S. 242—63. Die in der *Thalia* am Schluß versprochene Fortsetzung erschien nie, vermuthlich, weil Humboldt damals entschlossen war, das Ganze von neuem zu überarbeiten, von Schiller's Zeitschrift aber auch nur einige Hefte weiter erschienen.

3) In der *Berl. Monatschrift*, 1792, Okt., S. 346—54. Jetzt in den *ges. Werken*, Th. I. S. 312—17.

4) *Ebendasselbst*, December, S. 597.—606. (Humboldt's *Ges. Werke* I. S. 336—42.)

5) *Ebendasselbst*, November. S. 419.—44. (Humboldt's *Werke*, I. 318—35.)

er ferner, stimme dann mit keinem andern geradezu überein; der Freund würde es vielleicht sogar paradox finden, aber er werde wenigstens Consequenz und Zusammenhang mit seinen übrigen Ansichten nicht vermiffen. „Was ich am häufigsten, und, ich kann es nicht leugnen, mit dem meisten Interesse über die Nationalversammlung und ihre Gesetzgebung hörte, war Tadel; nur leider ein Tadel, für den die Abfertigung immer so nahe lag. Bald Mangel an Sachkenntniß, bald Vorurtheil, bald ein kleingeistiger Schauer vor allem Neuen und Ungewöhnlichen, und wer weiß was noch für leicht zu widerlegende Irrthümer; — und hielt einmal ein Tadel jede Widerlegung aus, so blieb doch immer der leidige Entschuldigungsgrund, daß 1200 auch weise Menschen immer nur Menschen sind.“

Mit der Beurtheilung einzelner Anordnungen, meint Humboldt, komme man also schwerlich ins Reine. Dagegen gebe es eine allgemein anerkannte Thatsache, die schlechterdings alle Data zur gründlichen Prüfung des Unternehmens vollständig enthalte. Die constituirende Nationalversammlung habe es nämlich unternommen, ein völlig neues Staatsgebäude nach bloßen Grundsätzen der Vernunft aufzuführen. „Nun aber kann keine Staatsverfassung gelingen, welche die Vernunft (vorausgesetzt, daß sie ungehinderte Macht habe, ihren Entwürfen Wirklichkeit zu geben) nach einem angelegten Plane gleichsam von vornher gründet; nur eine solche kann gedeihen, welche aus dem Kampfe des mächtigeren Zufalls mit der entgegenstrebenden Vernunft hervorgeht.“ Dieser Satz sei ihm so evident, daß er ihn gern auf jedes praktische Unternehmen überhaupt ausdehne.

Er lasse, fährt er fort, den Entwurf der Nationalversammlung zu einer Gesetzgebung zuvörderst für den Entwurf der Vernunft selbst gelten; wolle auch voraussetzen, daß die Gesetzgeber dabei den wirklichen Zustand Frankreichs

auf das anschaulichste vor Augen gehabt, und die Grundsätze der Vernunft diesem Zustande so viel als es nur überhaupt, und jenem Ideale unbeschadet möglich war, angepaßt hätten, und rede auch weder von den Schwierigkeiten der Ausführung, noch von der Trübsal des jetzt lebenden Geschlechts, da, was letztere anlangt, erst der Erfolg zeigen müsse, ob nicht fest gegründetes Wohl des Ganzen vorübergehenden Uebeln Einzelner vorgezogen zu werden verdient? Und dennoch sage er, könne das Unternehmen eine völlig neue, wenn selbst ausführbare Staatsverfassung gründen zu wollen, nicht gedeihen. Die Zustände, die dann, wie z. B. auch jetzt in Frankreich, auf einander folgen sollten, seien völlig entgegengesetzt. Wo ist nun das Band, das beide verknüpft? Wer traut sich Erfindungskraft und Geschicklichkeit genug zu, es zu weben? All' unser Wissen und Erkennen beruht auf allgemeinen, d. i. bei Gegenständen der Erfahrung, unvollständigen und halbwarren Ideen; von dem Individuellen wissen wir nur wenig, und doch kommt hier alles auf individuelle Kräfte und individuelles Wirken und Leiden an.

„Ganz anders ist es, wenn der Zufall wirkt, und die Vernunft ihn nur zu lenken strebt. Aus der ganzen individuellen Beschaffenheit der Gegenwart — denn diese von uns unerkannten Kräfte heißen uns doch nur Zufall — geht dann die Folge hervor. Die Entwürfe, welche die Vernunft dann durchzusetzen bemüht ist, erhalten, wenn auch ihre Bemühungen gelingen, von dem Gegenstande selbst noch, auf den sie angelegt sind, Form und Modifikation. So können sie Dauer gewinnen, so Nutzen stiften. — Auf jene Weise, wenn sie auch ausgeführt werden, bleiben sie ewig unfruchtbar. Was im Menschen gedeihen soll, muß aus seinem Innern entspringen, nicht ihm von Außen gegeben werden; und was ist ein Staat, als eine Summe

menschlicher, wirkender und leidender Kräfte? Auch fordert jede Wirkung eine gleich starke Gegenwirkung, jedes Zeugen ein gleich thätiges Empfangen. Die Gegenwart muß daher schon auf die Zukunft vorbereitet sein. Darum wirkt der Zufall so mächtig. Die Gegenwart reißt da die Zukunft an sich. Wo diese ihr noch fremd ist, da ist alles todt und kalt. So, wo Absicht hervorbringen will. Die Vernunft hat wohl Fähigkeit, vorhandenen Stoff zu bilden, aber nicht Kraft, neuen zu erzeugen. Diese Kraft ruht allein im Wesen der Dinge: diese wirken; die wahrhaft weise Vernunft reizt sie nur zur Thätigkeit, und sucht sie zu lenken. Hierbei bleibt sie bescheiden stehen. Staatsverfassungen lassen sich nicht auf Menschen, wie Schößlinge auf Bäume, pflanzeln. Wo Zeit und Natur nicht vorgearbeitet haben, da ist's, als bindet man Blüthen mit Fäden an: Die erste Mittagssonne versengt sie."

Nun bleibe zwar noch immer die Frage, ob die französische Nation nicht trotz des Sprunges aus einem ganz entgegengesetzten Zustand doch hinlänglich vorbereitet sei, die neue Staatsverfassung aufzunehmen? Dieß verneint er aber schlechtweg, denn „für eine, nach bloßen Grundsätzen der Vernunft systematisch entworfene Staatsverfassung kann nie eine Nation reif genug sein.“ Hier verläßt Humboldt anscheinend die politische Erörterung, indem er sich zu einer anthropologischen wendet. Diese ist aber, genau gesehen, nur die tiefere Begründung des eben Aufgestellten, und leitet auch alsbald auf die politische Frage zurück.

Die Vernunft, fährt er fort, verlangt ein vereintes und verhältnißmäßiges Wirken aller Kräfte. Wenn sie aber auf der einen Seite nur durch das vielseitigste Wirken befriedigt wird, so ist auf der andern das Loos der Menschheit Einseitigkeit. Jeder Moment übt nur Eine Kraft,

und nur in Einer Art der Aeußerung. Aus wiederholter Uebung dieser Einen Kraft in Einer Art der Aeußerung geht ein bestimmter Charakter hervor. Dieser ist herrschend für eine gewisse Zeit. Wie der Mensch auch ringen mag, die einzelne in jedem Moment wirkende Kraft durch die Mitwirkung der andern zu modificiren, so erreicht er dies doch nie vollständig: und was er der Einseitigkeit abgewinnt, verliert er an Kraft. Wer sich auf mehrere Gegenstände verbreitet, wirkt schwächer auf alle. So stehen Kraft und Bildung ewig in umgekehrtem Verhältniß. Der Weise verfolgt keine ganz; jede ist ihm zu lieb, sie ganz der andern zu opfern. — Ebenso ergeht es ganzen Nationen. Sie nehmen auf einmal nur einen Gang. Was thut nun der weise Gesetzgeber, unter welchem hier der Verfasser durchaus nicht etwa einen Einzigen und Allweisen versteht? Er studirt die gegenwärtige Richtung. Dann, je nachdem er sie findet, befördert er sie, oder strebt ihr entgegen. So erhält sie eine andere Modifikation und diese wieder eine andere, und sofort. In dieser Weise begnügt er sich, die Nation dem Ziele der Vollkommenheit zu nähern. Was aber wird entstehen, wenn sie auf einmal nach dem Plane der bloßen Vernunft, nach dem Ideale arbeiten, wenn sie nicht mehr genügsam Eine Treflichkeit verfolgen, sondern zu gleicher Zeit nach allen ringen soll? Schlaffheit nur, und Unthätigkeit!

Den letzten Beweis führt er endlich historisch, durch einen Blick auf die Geschichte der Staatsverfassungen, wobei wieder eine Menge vortrefflicher Gedanken auftauchen. In keiner Verfassung, sagt er, finden wir einen nur irgend hohen Grad durchgängiger Vollkommenheit; allein von den Vorzügen, die das Ideal eines Staats alle vereinen müßte, werden wir auch in den verderbtesten immer einen oder den andern entdecken. Zuerst betrachtet er die Entstehung der

Herrschaft und ihre Abschüttelung in den alten Staaten, und findet den Gang, den die Entwicklung bei ihnen nahm, auch der menschlichen Natur völlig angemessen. Nationen, wie einzelne Menschen, vermögen außer sich zu wirken, und sich in sich zu bilden. Bei dem erstern kommt es auf Kraft und zweckmäßige Richtung derselben an; bei dem letztern auf Selbstthätigkeit. Daher ist zu dieser Freiheit, zu jenem Unterwürfigkeit unter Einen lenkenden Willen nothwendig. Erst mußten die Nationen nach außen wirken, um die äußere Freiheit zu begründen; aber das höhere Gefühl ihrer innern Würde erwachte, wenn dieser Zweck nun erreicht war. Den Schluß aus diesem überläßt uns Humboldt selbst hinzuzufügen: Man entzieht nun den Herrschern so viel von der vorangegangenen Unterwürfigkeit, als möglich ist, ohne damit die Sicherheit — den nothwendigen Zweck des Staats — oder die äußere Existenz bloß zu stellen; denn auch in der Folge kann die Richtung der Nationen nach außen hin, schon der Selbsterhaltung wegen, nie gänzlich aufhören. Man ringt also für die Freiheit und vor allem für die Freiheit und Selbstthätigkeit der Einzelnen. Für diese besonders, weil die Verfassung des Ganzen sich auch nur langsam, auch nicht mit einem Sprunge umformen läßt, die individuelle Freiheit aber, namentlich bei den Neueren, die von der Cultur gleichzeitig auch zur Natur erst wieder aufsteigen müssen, zugleich die wesentlichste Bedingung jedes allgemeineren Fortschrittes ist.

Nun kommt er auf das Mittelalter, das er jedoch durchaus nicht in dem günstigen Lichte sieht, wie es neuerdings beliebt worden. In dieser Zeit, „da die tiefste Barbarei alles überdeckte,“ vermochte nur der Kampf der Herrschsüchtigen unter einander einen Rest von Freiheit zu erhalten — nämlich Freiheit für die Wenigen, die die Unterdrücker der Freiheit der Andern waren. So konnten im Lehnsystem

die ärgste Sklaverei und ausgelassene Freiheit unmittelbar neben einander existiren. Endlich schuf die Eifersucht der Regenten auf die Macht der Vasallen diesen ein Gegengewicht in den Städten und dem Volke, und es gelang jene zu unterdrücken, ohne daß diese wirklich frei wurden. Im Gegentheil war jetzt alles Sklav: alles diente den Absichten des Regenten.

Dennoch gewann die Freiheit. Schon die weitere Entfernung von dem Unterdrücker verschaffte der Menge Luft. Dann konnten jene Absichten nicht mehr, wie sonst, unmittelbar durch die physischen Kräfte der Unterthanen — woraus vorzüglich die persönliche Sklaverei entstand — erreicht werden. Es war ein Mittel nothwendig: das Geld. „Alles Streben ging nun also dahin, von der Nation so viel als möglich Geld aufzubringen. Die Möglichkeit beruhte aber auf zwei Dingen. Die Nation mußte Geld haben, und man mußte es von ihr bekommen. Jenen Zweck nicht zu verfehlen, mußten ihr allerlei Quellen der Industrie eröffnet werden; diesen am besten zu erreichen, mußte man mannigfaltige Wege entdecken: theils um nicht durch aufbringende Mittel zu Empörungen zu reizen; theils um die Kosten zu vermindern, welche die Hebung selbst verursachte. Hierauf gründeten sich eigentlich alle unsere heutigen politischen Systeme. — Weil aber, um den Hauptzweck zu erreichen, also im Grunde nur als untergeordnetes Mittel, Wohlstand der Nation beabsichtigt ward, und man ihr, als unerlaßbare Bedingung dieses Wohlstandes, einen höheren Grad der Freiheit zugestand; so kehrten gutmüthige Menschen, vorzüglich Schriftsteller, die Sache um: nannten jenen Wohlstand den Zweck, die Erhebung der Abgaben nur das nothwendige Mittel dazu. Hier und da kam diese Idee auch wohl in den Kopf eines Fürsten; und so entstand das Princip: daß die

Regierung für das Glück und das Wohl, das physische und moralische, der Nation sorgen muß. Gerade der ärgste und drückendste Despotismus! Denn, weil die Mittel der Unterdrückung so versteckt, so verwickelt waren, so glaubten sich die Menschen frei; und wurden an ihren edelsten Kräften gelähmt.

„Indeß entsprang aus dem Uebel auch wieder das Heilmittel. Der auf diesem Wege zugleich entdeckte Schatz von Kenntnissen, die allgemeiner verbreitete Aufklärung, belehrten die Menschheit wieder über ihre Rechte, brachten wieder Sehnsucht nach Freiheit hervor. Auf der andern Seite wurde das Regieren so künstlich, daß es unbeschreibliche Klugheit und Vorsicht erheischte. — Gerade in dem Lande nun, in welchem Aufklärung die Nation zur furchtbarsten für den Despotismus gemacht hatte, vernachlässigte sich die Regierung am meisten, und gab die gefährlichsten Blößen. Hier mußte also auch die Revolution zuerst entstehen; und nun konnte man — bei der bekannten Unfähigkeit der Menschen, die Mittelwege zu finden, und besonders bei dem raschen und feurigen Charakter der Nation — kein anderes System erwarten, als das, worin man die größtmögliche Freiheit beabsichtigte: das System der Vernunft, das Ideal der Staatsverfassung. Die Menschheit hatte an einem Extrem gelitten, in einem Extrem mußte sie ihre Rettung suchen. —

„Ob diese Staatsverfassung Fortgang haben wird? Der Analogie der Geschichte nach: Nein! Aber sie wird die Ideen aufs neue aufklären, aufs neue jede thätige Tugend ansuchen; und so ihren Segen weit über Frankreichs Grenze verbreiten. Sie wird dadurch den Gang aller menschlichen Begebenheiten bewahren, in denen das Gute nie an der Stelle wirkt, wo es geschieht, sondern in weiten Entfernungen der Räume oder der Zeiten; und in denen jene Stelle ihre

wohlthätige Wirkung wieder von einer andern, gleich fernem, empfängt.“

In jeder Periode, fügt er noch hinzu, hat es Dinge gegeben, die, verderblich an sich, der Menschheit ein unschätzbares Gut retteten. Aber wir bedürfen nicht einmal der Geschichte. Der Gang des Menschenlebens überhaupt ist das treffendste Beispiel. In jeder Epoche desselben, von der Kindheit bis zum Greisenalter, ist eine Art des Daseins Hauptfigur in dem Gemälde, indes alle übrigen ihr, als Nebenfiguren, dienen. Der Mensch existirt in jeder Periode ganz; aber in jeder schimmert nur Ein Funken seines Wesens hell und leuchtend; in den andern ist's der matte Schein, bald des schon halb verloschnen, bald des erst künftig aufflammenden Lichts. Sogar ein Individuum Einer Gattung erschöpft, selbst in der Folge aller Zustände, nicht alle Gefühle; weder der Mann, noch das Weib. Nur in der Liebe und der Vereinigung der Geschlechter werden die Vorzüge beider, wenn auch nur auf Momente, und in verschiedenen Graden vereint.

„Was folgt nun aus diesem allem?“ schließt Humboldt. „Daß kein einzelner Zustand der Menschen und der Dinge an sich Aufmerksamkeit verdient, sondern nur im Zusammenhange mit dem vorhergehenden und folgenden Dasein; daß die Resultate an sich nichts sind, alles nur die Kräfte, welche jene hervorbringen, und aus ihnen wieder entspringen.“

Wer mit solchem Blicke die Menschheit und die Geschichte betrachtete, der konnte auch, als die Schreckenszeiten der Revolution begannen, nicht kleingeistig davor zurückschauern. Hatte doch Humboldt nie einen unmittelbar heilbringenden Gang dieser Begebenheiten erwartet, er, der überzeugt war, daß ein wirklicher Fortschritt des Ganzen nur durch die Entfaltung der individuellen Kräfte, also durch vorangegangene größere Freiheit der Individuen zu erreichen sei. Wir sind

nun aber um so begieriger, Humboldt's eigne politische Ansicht und Richtung, wie er sie, auf Dalbergs Anregung, in der Abhandlung „von den Grenzen der Wirksamkeit des Staats“ niedergelegt hatte, und die uns davon verbliebenen Bruchstücke näher kennen zu lernen.

Wir haben früher berichtet, wie diese Abhandlung entstand. In dem Briefe an Forster vom 1. Juni 1792, aus dem wir dies schöpften, hat Humboldt diesem Freunde auch den ganzen Gehalt des Werkes in kurzem Umriß mitgetheilt — eine Skizze, die uns auch deshalb von großem Werth ist, weil sie den politischen Grundgedanken wie vor unsern Augen entstehen läßt und ihn zugleich in seiner ganzen Schärfe zusammenfaßt. Von dieser Seite ersetzt sie uns gleichsam die Abhandlung selbst. Denn leugnen dürfen wir nicht, daß in dieser die Ausführung des eigentlich politischen Theiles, so weit sie vorhanden ist, den kräftigen Andeutungen jenes Briefes nicht ganz entspricht und auf keinen Fall den Gegenstand in seinem ganzen Umfange erschöpft. Humboldt fühlte diesen Mangel wohl, und beschloß den Rest ganz zurückzuhalten. Für uns dennoch ein großer Verlust, den wir noch mehr beklagen müßten, wenn uns das Glück in den vorhandenen Bruchstücken nicht den andern Theil, die anthropologische Grundlage, die eben so tief gedacht, als trefflich durchgeführt ist, beinahe ganz erhalten hätte, und für das Uebrige jener Brief an Forster nicht noch einigermaßen schadlos hielte.

„Ich habe,“ schrieb er an Forster, — und ich hielt dies der nächsten Veranlassung wegen, die mich zum Schreiben bewog, für um so nöthiger — der Sucht zu regieren entgegenzuarbeiten versucht, und überall die Grenzen der Wirksamkeit enger geschlossen. Ja ich bin so weit gegangen, sie allein auf die Beförderung der Sicherheit einzuschränken. Ich hatte die Frage, die ich beantworten sollte, völlig rein

theoretisch in ihrem ganzen Umfange abgeschnitten. Ich glaubte also auch kein anderes Princip zum Grunde meines ganzen Raisonnements legen zu dürfen, als das, welches allein auf den Menschen — auf den doch am Ende alles hinauskommt — Bezug nimmt, und zwar auf das an dem Menschen, was eigentlich seiner Natur den wahren Adel gewährt. Die höchste und proportionirlichste Ausbildung aller menschlichen Kräfte zu einem Ganzen ist daher das Ziel gewesen, das ich überall vor Augen gehabt, und der einzige Gesichtspunkt, aus dem ich die ganze Materie behandelt habe. Immer bleibt es doch wahr, daß eigentlich diese innere Kraft des Menschen es allein ist, um die es sich zu leben verlohnt, daß sie nicht nur das Princip, wie der Zweck aller Thätigkeit, sondern auch der einzige Stoff alles wahren Genusses ist, und daß daher alle Resultate ihr allemal untergeordnet bleiben müssen. Auf der andern Seite ist es aber auch eben so wahr, daß in der Wirklichkeit und fast überall, wo auf den Menschen gewirkt wird, bei der Erziehung, bei der Gesetzgebung, im Umgange, fast nur die Resultate beachtet werden, wovon sich viele Gründe aufzählen ließen, die ich nur hier, um Sie nicht zu ermüden, übergehe, und unleugbar freilich macht auch die Erhaltung der Kraft selbst große Sorgfalt auf die Resultate, als das Mittel dazu, oft nothwendig. Desto mehr also muß, dünkt mich, die Theorie das, was in der Ausübung so leicht das letzte Ziel scheint, wieder an seine rechte Stelle setzen, und das wahre letzte Ziel, die innere Kraft des Menschen, in ein helles Licht zu stellen versuchen. Wenn also die Staatskunst sich meistens dahin beschränkt, volkreiche, wohlhabende, wie man zu sagen pflegt, blühende Länder hervorzubringen, so muß ihr die reine Theorie laut zurufen, daß freilich diese Dinge sehr schön und wünschens-

werth sind, daß sie aber von selbst entstehen, wenn man die Kraft und Energie der Menschen, und zwar durch Freiheit, erhöht, da hingegen, wenn man sie unmittelbar hervorbringen will, gerade das Leiden kann, um dessen Willen sie selbst nur wünschenswerth sind, indem wenigstens in vielen Fällen ein Land freilich schneller bevölkert, wohlhabend, ja sogar in gewissem Grade aufgeklärt werden kann, wenn die Regierung alles selbst thut, den Bürgern das von ihr anerkannte Gute aufdringt, als wenn sie dieselben den freilich langsameren, aber auch sicherern Weg der eignen Ausbildung gehen läßt. Wenn die Statistik aufzählt, wie viel Menschen, welche Produkte, welche Mittel, sie zu verarbeiten, welche Wege, sie auszuführen u. s. f. ein Land hat; so muß die reine Theorie sie anweisen, daß man darum nur den Menschen und seinen eigentlichen Zustand fast um noch nichts besser kennt, und daß sie also das Verhältniß aller dieser Dinge als Mittel zu dem wahren Endzweck anzugeben hat. Ging ich einmal von diesem Gesichtspunkte aus, so konnte ich nicht leicht auf etwas anderes als auf die Nothwendigkeit der Begünstigung der höchsten Freiheit und der Entstehung der mannigfaltigsten Situationen für den Menschen kommen, und so schien mir die vortheilhafteste Lage für den Bürger im Staat die, in welcher er zwar durch so viele Bande als möglich mit seinen Mitbürgern verschlungen, aber durch so wenige als möglich von der Regierung gefesselt wäre. Denn der isolirte Mensch vermag sich eben so wenig zu bilden, als der in seiner Freiheit-gewaltsam gehemmte. Dies führte mich nun unmittelbar auf das Princip, daß die Wirksamkeit des Staats nie anders an die Stelle der Wirksamkeit der Bürger treten darf, als da, wo es auf die Verschaffung solcher nothwendigen Dinge ankommt, welche diese allein und durch sich nicht zu erwerben vermag, und als ein Solches zeichnet sich, meines Bedünkens, allein

die Sicherheit aus. Alles übrige schafft sich der Mensch allein, jedes Gut erwirbt er allein, jedes Uebel wehrt er ab, entweder einzeln oder in freiwilliger Gesellschaft vereint. Nur die Erhaltung der Sicherheit, da hier aus jedem Kampf immer neue entstehen würden, fordert eine letzte widerspruchlose Macht, und da dies der eigentliche Charakter eines Staats ist, nur diese eine Staats-einrichtung. Dehnt man die Wirksamkeit des Staats weiter aus, so schränkt man die Selbstthätigkeit auf eine nachtheilige Weise ein, bringt Einförmigkeit hervor, und schadet mit einem Wort der innern Ausbildung des Menschen. Dies ist ungefähr der Gang der Ideen, den ich gewählt habe, obgleich ich in dem Vortrage selbst einer völlig verschiedenen Ordnung gefolgt bin. Dann bin ich aber auch in ein größeres Detail eingegangen, und habe die Nachtheile einzeln zu schildern versucht, welche nothwendig entstehen müssen, oder wenigstens nicht leicht vermieden werden können, wenn der Staat, statt sich auf die Sicherheit zu beschränken, auch für das physische, oder gar moralische Wohl sorgen will. Bei der Sicherheit selbst habe ich mich noch auf die Mittel, sie zu befördern, ausgebreitet, alle die zu entfernen versucht, welche zu sehr auf den Charakter wirken, wie öffentliche Erziehung, Religion (wobei ich den Aufsatz, den Sie kennen, umgearbeitet gebraucht habe), Sittengesetze, und endlich die angegeben, deren Gebrauch mir unschädlich und nothwendig zugleich scheint, wobei ich denn, jedoch kurz und immer allein in Rücksicht auf den gewählten Gesichtspunkt, Polizei-, Civil- und Criminalgesetze durchgegangen bin. Am Schluß habe ich Einiges über die Anwendung hinzugefügt und vorzüglich die Schädlichkeit nicht genug vorbereiteter Anwendungen auch richtiger Theorien zu zeigen versucht. Verzeihen Sie, mein Theurer, die ausführliche, und dennoch so flüchtig und unvollständig hingeworfene Auseinandersetzung meiner eignen Ideen."

Betrachten wir nun die Abhandlung selbst, oder die von ihr vorhandenen Bruchstücke, die uns hinlänglich berechtigen, einen Schluß über das Ganze zu ziehen, so finden wir, daß sie unverkennbar aus zwei Theilen besteht, einem fundamentalen — und dieser ist uns fast ganz erhalten, und einem speciell politischen, der ungleich fragmentarischer vorliegt, obwohl auch hier die Hauptrichtung in voller Klarheit ausgesprochen ist. Den erstern Theil bezeichnete ich schon oben als den viel ausgearbeitetern, und er ist außerdem, ohne damit die Wichtigkeit des politischen herabsetzen zu wollen, doch als der bedeutendere zu betrachten.

Was Humboldt in diesem fundamentalen Theile entwickelt, war das Gesammtergebniß seiner bisherigen Forschungen, der Kern seiner Lebens- und Menschenbetrachtung, der Ausdruck seiner ganzen Richtung. Es sind die Grundzüge einer praktischen Philosophie, die, in Kan's Schule erwachsen, durch tiefere Erforschung der menschlichen Natur die Schranken des Systems durchbrach — einer spekulativen Geistesrichtung, welche, nach unserer Ansicht, ihre wissenschaftliche Durchführung in allen Zweigen ihres Gebietes noch jetzt erwartet. Die systematische Philosophie hat inzwischen andre Bahnen betreten — und sie mußte es vielleicht. Nur einzelne Forscher über den Menschen oder den Staat haben an jene Richtung angeknüpft und auf diesem Wege einzelne Wissenschaften aufs Tüchtigste fortgebaut. So vor allen Burdach, der Anthropologe. Andere auch, besonders aus jüngster Zeit, würden hier eine ehrenvolle Erwähnung verdienen, auf die zugleich die neuere Entwicklung der Philosophie, wie billig, ihren Einfluß nicht verleugnet hat. — Was aber in der Wissenschaft selbst nicht in dem Grade gelungen ist, hat durch Schiller, der fast um dieselbe Zeit, eine ganz ähnliche Richtung, wie Humboldt, einschlug und diese nicht bloß als Denker, sondern auch als Dichter in

seinen Werken ausprägte, im Leben selbst und in der Nation eine desto weitere Verbreitung gefunden. Beide Männer, so sehr sie in einzelnen Ansichten wieder entfernt sein mochten, so verschieden der Art und dem Grad nach ihre Einwirkung auf die geistige Welt und die Nation sein mußte, stehen in dieser Hauptrichtung als deren Gründer und gleichstrebende Genossen da. Betrachten wir, was um jene Zeit Humboldt in den Gebieten der Anthropologie und Politik, Schiller für die Ethik, und Beide in der Philosophie der Kunst geleistet haben, so erkennen wir in diesen, fast gleichzeitigen Bestrebungen eine seltne Gemeinsamkeit — der Richtung sowohl als der Methode. Keiner wurde in der Grundrichtung von dem Andern influirt, und doch begegnete sich ihr Denken auf die überraschendste Art. Daß Kant ihr gemeinsamer Führer gewesen, that freilich viel dazu. Um aber auf dem Wege dieses Meisters so gleichlaufend fortzuschreiten und die Schranken seiner Ansicht so unisono zu durchbrechen, dies erforderte eine tiefere Verwandtschaft der Naturen. Auf diese gründete sich auch ihre nachherige innige Verbindung in ihrem Leben und ihren Studien. Von Keinem dieser Velden können wir behaupten, daß er die Richtung zuerst eingeschlagen. Vom frühesten Auftreten an finden wir sie bei Beiden wenigstens schon im Keime vorhanden: sie arbeitet sich auch in Schillers früheren Abhandlungen und Dichtwerken zu Tage. Doch so ausgebildet und in ihrer ganzen Tiefe erfaßt erscheint sie uns zuerst in diesen Humboldt'schen Fragmenten vom J. 1792. Schiller war um diese Zeit noch im innern Kampf mit dem kritischen Systeme begriffen; erst in den seit 1793 erschienenen Abhandlungen über Anmuth und Würde und den nachfolgenden Aufsätzen der Thalia und der Horen finden wir ihn ganz im Mitbesitze dieser eigenthümlichen, die Schranken des Systems wieder durchbrechenden Ansicht. Schillern aber gebührt zugleich das Hauptverdienst,

dieser Anschauungsweise einen so ausgebreiteten Einfluß verschafft zu haben, während Humboldt, dem dieser apostolische Trieb fern lag, zunächst nur auf einen engeren Kreis erwählter Geister und Nachfolger wirkte. Am fruchtbarsten ohne Zweifel auf Schiller selbst, der ihm dafür den Genuß gewährte, diese gemeinschaftliche Ideenwelt, von dem Perlenglanz der Dichtung und einer hinreißenden Darstellungskraft geschmückt, der Mit- und Nachwelt überliefert zu sehen. — Nur ein großer Zeitgenosse mußte sich noch mit diesen Männern verbinden, wenn einmal der ganze Kern deutscher Weltbetrachtung in seltnem Bunde vereinigt dastehen sollte, nämlich Göthe, der auf seinem Pfade, instinktmäßig und in sinniger Natur-, Welt- und Kunstbetrachtung, zu ähnlichen Grundansichten gelangt war, sie jedoch zugleich von seinem Standpunkt aus erweiterte und ergänzte. —

Die Abhandlung, in welcher Humboldt die Fülle seiner Ideenwelt niederlegte, und die wir hier besprechen, hat, so will uns scheinen, nicht die Gestalt empfangen, die die ihr angemessenste und zugleich die wirksamste gewesen wäre, und zwar aus dem Grunde, weil sie von vorn herein nicht auf eine eigentlich politische hätte angelegt werden sollen. In diesem Betracht möchte Dalberg's Einfluß auf die Arbeit eher ungünstig gewesen sein. Hätte der Verfasser sich zu jener Zeit an Schiller's Seite befunden, so würde dieser ihm gerathen haben, den fundamentalen Theil zur Hauptaufgabe zu machen, wie er auch in seine Thalia gerade einen solchen Abschnitt des Werks ausgewählt hat, der vorzugsweise zu jener Hälfte gehört. Dann würden wir ein Werk bekommen haben, das in jeder Rücksicht vollendet dastünde und einen mächtigen Einfluß auf die Welt und die Wissenschaft hätte erlangen müssen. Dieses Werk würde die Aufschrift erbeischt haben: „Von der Natur und den Zwecken des Menschen, und den zulässigen Mitteln, sie zu

Schlesier, Grimm. an Humboldt.

erzielen.“ Auch dann hätte Humboldt, unter den Mitteln, den Staat und dessen Aufgabe als integrierenden Theil berührt, auch so hätte er diese auf ihr richtiges Maß zurückführen können, aber dieser praktisch vielleicht wichtigste, auf Humboldt's Standpunkt aber doch nur beiläufige Gesichtspunkt wäre dann nicht zur Hauptsache erhoben worden. Zwar tritt auch in der jetzigen Behandlung die allgemeinere Betrachtung in den Vordergrund, doch weder dieser noch der politische Theil hat bei dieser Verrückung gewonnen. Auch würde in jenem Falle das Werk gleich beim ersten Entstehen die volle Reife und Rundung gehabt haben, die der Verfasser, nach diesem vorwiegend politischen Plane, im damaligen Moment ihm zu geben sich außer Stand fühlte, was für uns zuletzt den wesentlichsten Verlust zur Folge gehabt hat.

Jetzt noch einige Blicke auf den philosophischen Theil dieser Abhandlung! Wir finden Humboldt durchaus auf dem Wege, auf dem wir ihn von seinen Göttinger Jahren her Schritt vor Schritt vorschreiten sahen, erblicken ihn aber wie auf einem Gipfelpunkt angelangt, auf dem der weite Kreis der Weltverhältnisse ausgebreitet vor seinen Augen liegt. Der Mensch als Individuum ist und bleibt sein Gesichtspunkt — alle Anstalten der Gesellschaft erscheinen ihm nur als Mittel, jenen seiner Natur und Bestimmung gemäß zu entwickeln. Die Bildung aller Kräfte des Menschen zu einem Ganzen, ohne Verlust seiner ersten und einzigen Tugend, der Energie — damit hebt seine Betrachtung an, damit endet sie. Wie Schiller, überwand er den mönchsartigen Charakter der Kant'schen Moral, ohne darüber die erhabene Ansicht von der menschlichen Willenskraft zu verlieren. Tiefer, als Kant, erfaßte er auch die sinnliche Natur in ihrer Selbstberechtigung und ihrem Verhältniß zu unserm geistigen und moralischen Wesen. In der Erhellung des

geheimnißvollen Bandes zwischen dem Sinnlichen und Ideellen sah er, mit einer Klarheit wie wenige seiner Zeitgenossen, nicht nur die Aufgabe dieser Zeit, sondern die Aere, um die alles Forschen und Philosophiren sich in seiner Tiefe bewege. „Sinnlichkeit und Un Sinnlichkeit,“ sagt er einmal in dieser Abhandlung, „verknüpft ein geheimnißvolles Band; und wenn es unserm Auge versagt ist, dieses Band zu sehen, so ahnet es unser Gefühl. Dieser zwiefachen Natur der sichtbaren und unsichtbaren Welt, dem angeborenen Sehnen nach dieser und dem Gefühl der gleichsam süßen Unentbehrlichkeit jener, danken wir alle wahrhaft aus dem Wesen des Menschen entsprungene, consequente, philosophische Systeme; so wie eben daraus auch die sinnlosesten Schwärmereien entstehen. Ewiges Streben, beide dergestalt zu vereinen, daß jede so wenig als möglich der andern raube, schien mir immer das wahre Ziel des menschlichen Weisen. Unverkennbar ist überall dies ästhetische Gefühl, mit dem uns die Sinnlichkeit Hülle des Geistigen und das Geistige belebendes Princip der Sinnenwelt ist. Das ewige Studium dieser Physiognomik der Natur bildet den eigentlichen Menschen.“ (Ges. W. I. 324—5) — Nämlich des forschenden und intellektuellen Menschen, den Humboldt aber ohne den schaffenden und moralischen nicht denken kann. Auch in diesen Anschauungen tritt der Gegensatz zu Tage, den wir von vorn herein in Humboldt's Natur erkannten. Er, der im Tiefsten Idealische, zum Denken, Betrachten und Genießen Geschaffne erweitert die Grenzen seiner Natur und stellt unmittelbar daneben ein sinnenkräftiges und werththätiges Leben als unerlässliche Forderung zur Vollendung des Menschen auf. Unter den sinnlichen Empfindungen hebt er wieder die energisch wirkenden über alle empor; sie sind es, die uns der unendlich regen Thatkraft des ewig Unsichtbaren am nächsten rücken, durch die wir mit diesem Urwesen in einer oft überraschende

Wahrheit enthüllenden Sprache reden. Wie Mancher möchte bei Humboldt's anscheinend alleinherrschender Richtung auf Intellektualität neben einer so hohen Bildung und solcher Cultur auch die Verweichlichung und Ueberfeinerung der Gesinnung und Denkart erwarten, die jene Vorzüge nur so oft begleiten! Und doch ist dies keineswegs so. In ihm war ächte Naturkraft; die geistige Anlage wurde durch den Verstand von ihren Verirrungen befreit; er war nicht bloß Geist, sondern auch Charakter. Daher finden wir seine Gesinnung wie seine Denkart, so oft es am Ort ist, wirklich tapfer. Hier ist nicht von einer bloß intellektuellen oder ästhetischen Bildung die Rede. Dem Geschmack, sagt er, muß allemal Größe zu Grunde liegen, weil nur das Große des Maßes und das Gewaltige der Haltung bedarf. Größe fordert er nicht nur von dem Individuum, um es auszuzeichnen — eine Größe, die sich natürlich nicht allein in Handlungen des bürgerlichen Lebens zu bethätigen vermag, — sondern er hält auch die Ideen der heroischen Größe und des Ruhms für nichts weniger als chimärisch, sondern für unentbehrliche Reizmittel unseres geistig sinnlichen Wesens. Daher er selbst den Krieg für ein wohlthätiges Mittel der Menschheitsbildung ansieht und ihn nicht einem bloßen Gefallen am Frieden geopfert wissen will. Man solle ihn ja nicht künstlich beseitigen. Wenn die Menschen und Nationen sich nur frei regen können, werden auch ihre ursprünglichen Leidenschaften auftauchen, und es wird Krieg von selbst entstehen. Und entsteht er nicht, nun! so ist man wenigstens gewiß, daß der Friede weder durch Gewalt erzwungen, noch durch künstliche Lähmung hervorgebracht ist. Denken wir ein Fortschreiten von Generation zu Generation, so müssen die folgenden Zeitalter immer die friedlichern sein. „Aber dann ist der Frieden aus den inneren Kräften der Wesen hervorgegangen; dann sind die Menschen, und zwar die

freien Menschen, friedlich geworden. Jetzt — das beweist Ein Jahr europäischer Geschichte — genießen wir die Früchte des Friedens, aber nicht der Friedlichkeit. Die menschlichen Kräfte, unaufhörlich nach einer gleichsam unendlichen Wirksamkeit strebend, wenn sie einander begegnen, vereinen oder bekämpfen sich. Welche Gestalt der Kampf annehme: ob die des Kriegs, oder des Wettsefers, oder welche man sonst nüanciren möge? hängt vorzüglich von ihrer Verfeinerung ab.“ (I. 317). Das heißt von dem Grade wahrhaft innerlicher Veredlung. Denn eine Nationalverfeinerung, die sich auf einer Seite Provinzen rauben und unter das Joch beugen läßt, während sie auf der andern — als Zeichen ihrer Friedlichkeit! — ohne allgemeine Entrüstung ihre Beherrscher an der Zerstücklung eines bedrängten Nachbarreiches Theil nehmen sieht — eine solche Verfeinerung, wie sie zum Theil noch heute Europa beherrscht, konnte Humboldt nicht für ächt und gesund halten. Achte Cultur hat ihren Grund nicht in der Schwächung unserer natürlichen Kraft. Im Gegentheil — davon war Humboldt gründlich überzeugt — müssen wir in uns die Einheit der Gefühle und Kräfte des natürlichen und cultivirten Menschen zu erlangen oder zu erhalten suchen.

Doch nicht allein in die sinnliche, geistige Natur unseres Wesens und unserer Bestimmung schärft und erweitert Humboldt den Blick; auch über die Bedingung, unter der sie allein entwickelt werden könne, läßt er uns nicht in Zweifel. Um unsere Kräfte zu einem Ganzen zu bilden, und doch zugleich die Energie zu stärken, mit einem Wort, um uns dem Ideale zu nähern, hält er Freiheit für die erste und unerläßliche Bedingung. Der nächste Zweck dieser Freiheit ist die Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit aller Einzelnen und die daraus entspringende Mannigfaltigkeit der Lebenslagen und Richtungen. Nichts hemmt die freie Entwicklung

so sehr als Einförmigkeit der Verhältnisse oder das, was eine solche zu erzeugen pflegt. Die wahre Vernunft kann daher keinen andern Zustand für den Menschen fordern, als den, in welchem der Einzelne der ungebundensten Freiheit genießt, sich aus sich selbst seiner Eigenthümlichkeit gemäß zu entwickeln. Dieser Satz führt sofort zu den Verhältnissen der Gesellschaft und zur Staatseinrichtung selbst.

Wir können und wollen hier dem Verfasser in seiner Auffassung des menschlichen Wesens nicht in alles Einzelne folgen, sondern wünschen vielmehr den Leser auf die vorhandenen Abschnitte jenes Werkes selbst hinzuführen, die ein Studium jedes strebenden Geistes zu sein verdienen.⁶⁾ Wie viele einzelne Punkte böten zu ausführlicher Erörterung Stoff! Durchaus vortrefflich behandelt Humboldt das Verhältniß des Geistigen und Sinnlichen im Menschen. Das Sinnliche will er nirgends unterdrückt, sondern durch Veredelung des innern Gefühls und Stärkung der Willenskraft in seine Schranken gewiesen sehen. „Wo die sinnlichen Empfindungen, Neigungen und Leidenschaften schweigen, ehe noch Cultur sie verfeinert, oder der Energie der Seele eine andere Richtung gegeben hat, da ist auch alle Kraft erstorben, und es kann nie etwas Gutes und Großes gedeihen. Sie sind es gleichsam, welche wenigstens zuerst der Seele eine belebende Wärme einhauchen, zuerst zu einer eignen Thätigkeit anspornen. Sie bringen Leben und Strebekraft in dieselbe: unbefriedigt, machen sie thätig, zu Anlegung von Plänen erfindsam, muthig zur Ausübung; befriedigt, befördern sie ein leichtes, ungehindertes Ideenspiel. Ueberhaupt bringen

6) Leider sind in den Humboldt'schen Werken die einzelnen Stücke dieser Abhandlung nicht einmal in der Reihenfolge geordnet, die der Verfasser selbst in einem Briefe an Schiller (7. Dez. 1792) angiebt. Und einen dieser Aufsätze müssen wir sogar erst in der Mitte eines andern Bandes auffuchen.

sie alle Vorstellungen in größere und mannigfaltigere Bewegung, zeigen neue Ausichten, führen auf neue, vorher unbemerkt gebliebene Seiten; ungerechnet, wie die verschiedene Art ihrer Befriedigung auf den Körper und die Organisation, und diese wieder — auf eine Weise, die uns freilich nur in den Resultaten sichtbar wird — auf die Seele zurückwirkt.“ (I. 319—20.) Die sinnliche Kraft ist demnach die Voraussetzung für die Thatkraft und Energie. Wer durch Schwächung bilden will, tödtet nur Kraft und bringt eine unheilbare Störung in die Harmonie unsers Wesens. In dem ächten Menschen aber müssen Kraft und Bildung, und wieder die einzelnen Kräfte richtig gegen einander abgewogen sein. — Die interessantesten Bemerkungen findet man auch da, wo Humboldt über das Gegeneinanderwirken der verschiedenen Individualitäten und die Mannigfaltigkeit der Bildungsformen und durch Freiheit erzeugten Lebenssituationen spricht, oder den Einfluß betrachtet, den Natureinrichtungen, wie die Ehe und das Verhältniß der Geschlechter, oder die mit Willkühr durchgeführten gesellschaftlichen Anstalten, vor allem die Staatseinrichtung, auf den Charakter der Individuen und Nationen ausüben. Mit besondrer Vorliebe verweilt er bei dem Studium der Geschlechtsbeziehungen, und vorzüglich der weiblichen Natur, von der er mit Schiller behauptet, daß sie dem Ideale der Menschheit näher stehe, wenn sie es auch in der Wirklichkeit seltener erreiche, vielleicht, weil es überall schwerer sei, den unmittelbaren, steilen Pfad, als den Umweg zu gehen. Auf diese Untersuchungen Humboldt's kommen wir jedoch, da er sie später besonders ausführte, noch einmal zurück. — Alles, was sonst zur Ausbildung der Menschlichkeit wirkt, vor allem die Kunst und Wissenschaft, zieht er, wie man sich denken kann, mit Vorliebe in den Kreis der Betrachtung; ja hier, in einer ursprünglich politischen Abhandlung, manchmal auf eine,

wie er selbst recht wohl fühlte,⁷⁾ fast befremdende Weise. Er thut es aber absichtlich, weil, wie er dabei bemerkt, von dem hier genommenen Standpunkte aus noch nicht über diese Dinge geschrieben worden sei, diese aber von selbst zu einer ähnlichen Behandlung einladen. Da begegnen wir den reichhaltigsten Andeutungen über die Wirkung der verschiedenen Künste, wie der Kunst überhaupt. Die Poesie trägt natürlich den Preis davon. „Die Dichtkunst“, sagt er, „ist auf der einen Seite die vollkommenste aller schönen Künste, aber auf der andern Seite auch die schwächste. Indem sie den Gegenstand weniger lebhaft darstellt, als die Malerei und die Plastik, spricht sie die Empfindung weniger eindringend an, als der Gesang und die Musik. Allein, freilich vergißt man diesen Mangel leicht, da sie — jene vorher bemerkte Vielseitigkeit noch abgerechnet — dem innern, wahren Menschen gleichsam am nächsten tritt, den Gedanken, wie die Empfindung, mit der leichtesten Hülle bekleidet.“ (I. 323.) — Hier wollen wir nur noch an die feine Weise erinnern, mit welcher Humboldt auch an die Kunst die Forderung stellt, daß sie unsere Natur von allen Seiten bilde, insgesammt also auf den ganzen Menschen wirke. Wodurch aber vermag sie dies zu erreichen, als durch den verschiedenen Charakter der Künstler? Die Kunst, sagt er, soll den Menschen auf zweierlei Weise ergreifen, durch das Erhabene und durch das Schöne. Jenes wirkt besonders auf das moralische Gefühl und den Sinn für richtig abgewägte Größe; dieses auf den Geschmack. Doch nur von der Kunst überhaupt, nicht von dem einzelnen Künstler oder Kunstwerke fordert er, daß beide Wirkungen gleichmäßig erzielt werden. Das Schöne ist auch für sich eine Macht. Der Geschmack, den dieses entwickelt, ist es allein, der alle Töne

7) Ges. Werke, I. 324. 330.

des vollgestimmten Wesens in Eine reizende Harmonie vereint. „Er bringt in alle unsre, auch bloß geistige, Empfindungen und Neigungen so etwas Gemäßigtes, Gehaltneß, auf Einen Punkt Gerichtetes. Wo er fehlt, da ist die sinnliche Begierde roh und ungebändig; da haben selbst wissenschaftliche Untersuchungen vielleicht Scharfsinn und Tiefsinn, aber nicht Feinheit, nicht Politur, nicht Fruchtbarkeit in der Anwendung. Ueberhaupt sind ohne ihn die Tiefen des Geistes, wie die Schätze des Wissens, todt und unfruchtbar; ohne ihn der Adel und die Stärke des moralischen Willens selbst rauh, und ohne erwärmende Segenskraft.“ (I. 326.)

Bemerkenswerth, wie uns dünkt, sind auch die Schriftsteller und Werke, die er an einzelnen Stellen der vorliegenden Fragmente anzieht. So stellt er z. B., wo er von der Anlage zum Philosophen spricht, zuerst den Satz auf, daß sie, noch außer der eigentlichen Tiefe, mannigfaltigen Reichthum und innere Erwärmung des Geistes, und eine Anstrengung der vereinten, menschlichen Kräfte erfordere, und belegt ihn sofort mit dem Vorbild Kant's. Der Philosoph und der Dichter, fährt er fort, bedürfen desselben Maßes und derselben Bildung der Geisteskräfte, nur der Stoff und die Art ihrer Beschäftigung sind verschieden. Selbst ein gewisser Grad von Phantasie und ästhetischer Cultur gehöre nothwendig zum Philosophen. Auch um den ruhigsten Denker zu bilden, sei es unerläßlich, daß Genuß der Sinne und der Phantasie ihm oft um die Seele gespielt habe. — Dann citirt er Rousseau und zwar den Emil, und einige sehr merkwürdige Stellen aus Mirabeau's Schrift über öffentliche Erziehung. Endlich auch Göthe — eine Stelle des Tasso und die Metamorphose der Pflanze. Dies ist das erste Zeichen, das uns beweist, wie sehr sich Humboldt, auch vor der Zeit des persönlichen Umgangs, für unsern größten Dichter interessirte.

Bis hieher konnten wir Humboldt mit ungetheiltem Beifall folgen, und höchstens Lücken wahrnehmen; Stoff zur Kritik giebt uns die Abhandlung erst, wo der politische Theil anhebt, d. h. die Untersuchung über die Zulässigkeit von Staatseinrichtungen als Mittel, um auf die Ausbildung des Menschen zu wirken. Den Kern seiner Ansicht darüber haben wir oben in dem Briefe an Forster gelesen. Hier tritt die Eigenthümlichkeit und Neuheit seiner Anschauungsweise in ein greller Licht; hier erst fällt es uns auf, daß die Richtung, die ihn und seine Ideenwelt im Tiefsten beherrscht, nicht allein von Schiller, dem er so nahe stand, sondern noch weit mehr von den übrigen Zeitgenossen abgeht. Wir wissen, wie außer Schillern, sich besonders Herder, selbst Göthe, doch dieser nie ausschließlich, für das Leben in der Gattung begeisterten. Bei Humboldt dagegen war durchaus die Richtung auf das Individualleben herrschend. Auch er fordert von dem Menschen, daß er ins Ganze wirke, aber nur deshalb, weil alle Kräfte sich gegen einander und an dem Ganzen erproben müssen, um als Einzelne ihre Vollendung zu erreichen. Auch ihm konnte der Zustand der Gattung oder großer Gemeinschaften der Menschen nicht gleichgültig sein, aber nie sah er in ihm den letzten und absoluten Zweck und in keiner Hinsicht will er dem Ganzen oder dessen Stellvertreter in der Zeit, dem Staate, die höchsten Ansprüche des Individuums und dessen Freiheit opfern. Dieses in der neueren Menschheitsentwicklung nur zu sehr wieder hintangesetzte Princip der individuellen Freiheit — zugleich eine Bedingung christlicher Weltansicht — erfaßte Humboldt, ohne alle Berufung auf diese, in seiner ganzen Schärfe und erhebt es, wie kein anderer Denker früherer oder späterer Zeit, zum Mittelpunkt der praktischen Philosophie. Nach unserem Gefühl hat er die Wahrheit getroffen und gerade darin, nicht allein einen großen

Beweis seines „von der Gegenwart nicht beschränkten Sinnes,“ sondern auch die fruchtbarsten Andeutungen einer für die Fortentwicklung der Menschheit unentbehrlichen Richtung der Denkweise und Speculation hinterlassen. Damit wollen wir jedoch keineswegs behaupten, daß die Unbedingtheit, mit welcher Humboldt, wenigstens in dieser Abhandlung, jene Ansicht aussprach, gar keine Einschränkung wünschen lasse! Wir glauben vielmehr, daß sie diese nothwendig erheischt, um in ihrer ganzen Wahrheit zu Tage zu kommen. Hier ist aber nicht von einem Aufgeben des Grundprincips oder einem baaren Vergleich mit der entgegengesetzten Richtung die Rede — wir verlangen nur, daß der Theil von Wahrheit, aus dem, fast nur zum Vortheil eines gebrechlichen Ganzen, oder des Staats, oder der Kirche, sich jene Ausrichtung erhoben hat, nicht völlig über Bord geworfen, sondern mit ihm das Princip selbst in seiner Reinheit ergriffen und seiner vollen Anwendbarkeit versichert werde. Humboldt stellt den Menschen in seiner Würde dar, — aber zu wenig in seiner mehrfachen Bedürftigkeit allgemeinerer Bande und geregelterer Unterstützung. Er betrachtet die Menschen, ich möchte sagen, mehr von der Seite der Gleichheit ihrer höhern Abkunft, als von der Verschiedenheit des Grades derselben. Er sieht zu sehr darüber hinweg, daß die Durchschnittsbildung der Menschen zu allen Zeiten ein Band wirkte, womit sie die geistigeren wie die roheren Brüder an sich kettet — ein Band, das an sich oder vom Staate zu seinen Zwecken ausgebeutet, freilich oft zur drückendsten Sklaverei wird. Erstirt aber dieses Band d. h. die Sitte in unserm Sinne, einmal, so werden dieselben Menschen, die es stifteten, auch zu allen Zeiten von der Staatsgewalt eine größere oder geringere gesetzliche Sicherung dafür verlangen, und so oft es auch wünschenswerth erscheinen mag, wird es doch unthunlich sein, dieses, aller-

dingß unfreiwillige Band völlig zu lösen. Aus demselben Grund der großen Verschiedenheit unter sich hat die Menschheit das instinktmäßige Bedürfniß, von dem Staate mehr als die bloße Sicherheit zu begehren. Climatische Bedrängniß oder ein gewisses, meist durch unglückliche Schicksale gesteigertes Phlegma wird dann bei einzelnen Völkern dieses Bedürfniß wirklich oder scheinbar vergrößern; die Staatsgewalt wird auch hier ihren Vortheil erhaschen, und zuletzt eine Bevormundung entstehen, die Niemand wollen und wünschen konnte. In dieser doppelten Sklaverei des Staats und der Sitte fand Humboldt — neben den ausgelassensten Durchbrüchen edlerer und gemeinerer Natur — die Menschheit neuerer Zeit. Er forschte nach der Wurzel des Uebels und wagte, von der Wahrheit eines dem neueren Staatsleben ganz entgegengesetzten Princips durchdrungen, zugleich Bande und Einrichtungen zu verwerfen, die man, wenn nicht das Stetige und Allgemeinere menschlicher Entwicklung gefährdet werden soll, nur lockern, nur auf ein für die innre Natur der gegenwärtigen Menschheit und der Nationalitäten angemessenes Maß zurückführen, aber gewiß nicht ganz entbehren kann. Es ist höchst wahrscheinlich, daß er durch sein tiefes Studium der alten Welt zu diesem Neufreien geführt wurde. Sein Geist mußte der Menschheit eine dem Leben und der Kraft der Alten verwandtere Entfaltung wünschen. Mit Sicherheit erfaßt er das Grundprincip der neueren Zeit; zugleich aber die Gefahren durchschauend, womit die für uns nothwendig gewordenen Staatsformen uns jederzeit bedrohen werden, verbannt er alle Einrichtungen, die diese Gefahr vermehren, und die ohnedies beschränktere äußere Sphäre des Menschen im neueren Staate auf eine jetzt nicht mehr erträgliche Weise verengern. — Es ist ein Gegenbild der antiken Welt, das Humboldt vor Augen hat; in diesem Sinne kann man seine Politik eine antike nennen,

ob sie schon im Grunde die allmodernste ist. Er selbst fühlte das deutlich und hat es kein Hehl. So erwiedert er denen, die den Erziehungsanstalten durch den Staat das Wort reden: „Man beruft sich auf Griechenland und Rom; aber eine genauere Kenntniß ihrer Verfassungen würde bald zeigen, wie unpassend diese Vergleichen sind. Jene Staaten waren Republiken, ihre Anstalten dieser Art waren Stützen der freien Verfassung, welche den Bürger mit einem Enthusiasmus erfüllte, der den nachtheiligen Einfluß der Einschränkung der Privatfreiheit minder fühlen, und der Energie des Charakters minder schädlich werden ließ. Dann gewißen sie auch übrigens einer größeren Freiheit als wir; und was sie aufopfert, opfert sie einer andern Thätigkeit, dem Antheil an der Regierung, auf. In unsern meistens [und in ihrem Fundament fast durchweg nothwendig] monarchischen Staaten ist das Alles ganz anders. Was die Alten von moralischen Mitteln anwenden mochten: Nationalerziehung, Religion, Sittengesetze, alles würde bei uns minder fruchten, und einen größeren Schaden bringen. Dann war auch das meiste, was man jetzt oft für Wirkung der Klugheit des Gesetzgebers hält, bloß schon wirkliche, nur vielleicht wankende, und daher der Sanktion des Gesetzes bedürftende Volkssitte. Die Uebereinstimmung der Einrichtungen Sykurgs mit der Lebensart der meisten uncultivirten Nationen hat schon Ferguson meisterhaft gezeigt; und da höhere Cultur die Nation verfeinerte, erhielt sich auch in der That nicht mehr, als der Schatten jener Einrichtungen. Endlich steht, dünkt mich, das Menschengeschlecht jetzt auf einer Stufe der Cultur, von welcher es sich nur durch Ausbildung der Individuen höher empor schwingen kann; und daher sind alle Einrichtungen, welche diese Ausbildung hindern, und die Menschen mehr in Massen zusammendrängen, jetzt schädlicher als ehemals.“ (I. 336—337).

Man kann diesen Worten völlig beistimmen, ohne doch zugleich alle Einrichtungen, die Humboldt im Auge hat, schlechtweg zu verbannen.

Wir können auch dem politischen Theile nicht in alle seine Einzelheiten folgen, und begnügen uns mit einigen näheren Andeutungen. Humboldt verwirft jede auf positive Zwecke gerichtete Wirksamkeit des Staats, denn wo dieser auf den Charakter der Nation zu influiren suche, hemme er nur die individuelle Entwicklung, und bringe da Einförmigkeit hervor, wo die größte Mannigfaltigkeit zu wünschen sei. Denn der Staat achte nur auf die Resultate, nicht auf die Kraft und Bildung der Menschen. Deshalb liegt alle besondere Aufsicht desselben auf Erziehung, Religionsanstalten, Luxusgesetze u. c., nach Humboldt's Ansicht, ganz außerhalb der Schranken seiner Thätigkeit. Auch sei die Gefahr des Sittenverderbnisses gar nicht so groß und dringend. Er giebt zu, daß die Freiheit manche Vergehen veranlasse, und dennoch behauptet er, daß, je müßiger, so zu sagen, der Staat sei, auch die Zahl der letzteren geringer sein werde. „Wäre es, vorzüglich in gegebenen Fällen, möglich, genau die Uebel aufzuzählen, welche Polizeieinrichtungen veranlassen, und welche sie verhüten; die Zahl der erstern würde allemal größer sein.“ (I. 334.) — Eben so erklärt er sich gegen die öffentliche d. h. vom Staate geleitete Erziehung, indem dadurch der Mensch dem Bürger geopfert und jener wohlthätige Streit verhindert werde, welchen der individuell Gebildete gegen die Lage führe, die der Staat ihm anweist — ein Streit, der bald den Einzelnen anders forme, bald die Verfassung des Staates verändere. Darum sei es ganz verkehrt, den Menschen von früh auf zum Bürger zu bilden. „Gewiß,“ sagt er, „ist es wohlthätig, wenn die Verhältnisse des Menschen und des Bürgers so viel als möglich zusammen fallen; aber es bleibt dies

doch nur alsdann, wenn das Verhältniß des Bürgers so wenig eigenthümliche Eigenschaften fordert, daß sich die natürliche Gestalt des Menschen, ohne etwas aufzuopfern, erhalten kann: gleichsam das Ziel, wohin alle Ideen, die ich in dieser Untersuchung zu entwickeln wage, allein hinstreben.“ Daher muß, nach seiner Meinung, die freieste, so wenig als möglich schon auf die bürgerlichen Verhältnisse gerichtete Bildung des Menschen überall vorangehen. So gebildet trete er in den Staat, und die Verfassung des Staats möge sich dann gleichsam an ihm prüfen. Nur die Privaterziehung erhalte dem Menschen die Energie — die sogar, bei fehlerhafter bürgerlicher Einrichtung, an Größe zunehmen könne, während sie da, wo jene Fesseln von der ersten Jugend an drücken, sich fast nicht erheben und erhalten könne. Denn „jede öffentliche Erziehung, da immer der Geist der Regierung in ihr herrscht, giebt dem Menschen eine gewisse bürgerliche Form.“ Wollte man es der Regierung zur Pflicht machen, blos die eigne Entwicklung der Kräfte zu begünstigen, so sei das nicht ausführbar, da, was Einheit der Anordnung habe, auch allemal eine gewisse Einförmigkeit der Wirkung hervorbringe. Auch sei die Privaterziehung in freien Staaten lang nicht so schwierig, als man meine. „Unter freien Menschen gewinnen alle Gewerbe bessern Fortgang, blühen alle Künste schöner auf, erweitern sich alle Wissenschaften. Unter ihnen sind auch alle Familienbände enger: die Eltern eifriger bestrebt für ihre Kinder zu sorgen; und, bei höherem Wohlstande, auch vermögender, ihren Wünschen hierin zu folgen. Bei freien Menschen entsteht Racheiferung; und es bilden sich bessere Erzieher, wo ihr Schicksal von dem Erfolg ihrer Arbeiten, als wo es von der Beförderung abhängt, die sie vom Staate zu erwarten haben. Es wird daher weder an sorgfältiger Familienerziehung, noch an Anstalten so nützlicher und nothwen-

diger gemeinschaftlicher Erziehung fehlen." (I. 341.) Nachlässigen Eltern könne man Vormünder setzen, dürftige unterstützen. — Nirgends giebt der Verfasser eine Einmischung des Staats in die Privatangelegenheiten der Bürger zu, als da, wo unmittelbar die Rechte des Einen durch den Andern gekränkt werden. Auch das Band der Ehe und der Geschlechtsverbindung, wie fest oder locker es zu knüpfen sei, solle kein Gesetz bestimmen, und der Staat nicht nur die Bande freier und weiter machen, sondern überhaupt von der Ehe seine ganze Wirksamkeit entfernen, und „dieselbe vielmehr der freien Willkühr der Individuen, und der von ihnen errichteten mannigfaltigen Verträge, sowohl überhaupt, als in ihren Modifikationen, gänzlich überlassen. (II. 262—3). Die Besorgniß, dadurch alle Familienverhältnisse zu stören, würde ihn, sagt er, — von Lokalumständen abgesehen — nicht abschrecken. „Denn nicht selten zeigt die Erfahrung, daß gerade, was das Gesetz löst, die Sitte bindet; die Idee des äußeren Zwangs ist einem, allein auf Neigung und innerer Pflicht beruhenden Verhältniß, wie die Ehe, völlig fremdartig; und die Folgen zwingender Einrichtungen entsprechen der Absicht schlechterdings nicht." (II. 263). — Daß Humboldt den Krieg als nothwendiges Bildungsmittel für die noch nicht zur vollen innern Cultur gelangte Menschheit ansieht, wurde schon erwähnt. Dennoch ist er gegen die Bewaffnung im Frieden, gegen die stehenden Armeen, ja gegen die ganze Art der modernen Kriegsführung, die, was der Krieg entwickeln sollte, den persönlichen Muth und Heroismus, weit weniger hervortreten lasse und somit die heilsamen Folgen verringere. Der Verfasser spricht hier zu allen Nationen zugleich, denn die Nothwendigkeit, sich in den Angriff- und Vertheidigungsmitteln den Nachbarn gleichzustellen, verkannte er gewiß nicht. Doch im Allgemeinen soll sich „der Staat aller positiven Einrichtungen

enthalten, die Nation zum Kriege zu bilden, oder ihnen, wenn sie denn, wie z. B. Waffenübungen der Bürger, schlechterdings nothwendig sind, eine solche Richtung geben, daß sie derselben nicht bloß die Tapferkeit, Fertigkeit und Subordination eines Soldaten beibringen, sondern den Geist wahrer Krieger, oder vielmehr edler Bürger einhauchen, welche für ihr Vaterland zu sechten immer bereit sind.“ (I. 317.) — Ueberall erkennen wir Humboldt's Absicht, die Bürger vor jeder Abrihtung durch den Staat zu schützen. Dagegen macht er an die Form der Staatsgewalt durchaus keinen zu weit gehenden Anspruch. Er würdigt die monarchische Institution, doch versteht sich von selbst, daß sie, wenn sie irgend vollkommener sein soll, mit streng gesetzlichen Formen und mit wirksamen Antheil erwählter Bürger an der Gesetzgebung verbunden sein müsse. Auch, wo er die Verfassungen der alten mit den wirklichen oder möglichen unsrer Zeit vergleicht, ist er durchaus nicht befangen für jene. Die alten Verfassungen gaben ja dem Menschen eine bestimmte, wenn auch schöne, doch immer einseitige bürgerliche Form. Nach Humboldt aber ist es nicht gut, wenn eine Nation ausschließlich eine bestimmte Charakterbildung erhält; denn es fehlt dann an aller entgegenstrebenden Kraft, und mithin an allem Gleichgewicht. „Vielleicht“, sagt er, „liegt sogar hierin auch ein Grund der häufigen Veränderungen der Verfassung der alten Staaten. Jede Verfassung wirkte so sehr auf den Nationalcharakter; dieser, bestimmt gebildet, artete aus, und brachte eine neue hervor.“ (I. 342.) Eine solche bestimmte Form wird in den neueren Staaten doch nicht hervorgebracht, wenn auch trotzdem Einförmigkeit und Verbürgerung genug. Doch schon diese Verminderung sieht Humboldt als ein nicht geringes Glück für die Bildung des Menschen und deshalb als eine Wohlthat monarchischer Verfassungen an. Für

diese ist nämlich eine so bestimmte Form der Bürger durchaus nicht Bedürfniß, denn der Bürger ist in monarchischen Verfassungen unendlich weniger zur Theilnahme an der Staatsgewalt oder zum Mitregieren berufen. „Es gehört,“ sagt Humboldt, „offenbar zu ihren, obgleich auch von manchen Nachtheilen begleiteten, Vorzügen, daß, da doch die Staatsverbindung immer nur als ein Mittel anzusehen ist, nicht so viel Kräfte der Individuen auf dies Mittel verwandt zu werden brauchen, als in Republiken.“ (I. 339.)

Unleugbar athmet diese Theorie eine großartige Begeisterung für Recht und Freiheit des Menschen; viele werden, kleingeistig genug, hinzusetzen: eine eben so gefährliche. Wir unsern Theils glauben, daß Humboldt die innerste Wahrheit erfaßt, sie aber in der Theorie nur zu ausschließend verwendet hat. Manche werden sagen, die Theorie des bloßen Rechtsstaates sei nichts Neues, sondern schon von älteren Denkern gelehrt und namentlich von Kant zur Tagesordnung gemacht worden. Abgesehen aber, daß Kant auf seinem Wege auch wieder zur Anerkennung einer ausgedehnteren Wirksamkeit des Staates umlenkt, hat doch auch er, wie unseres Wissens, alle angesehenern Denker früherer und neuerer Zeit, selbst Rousseau nicht ausgenommen, mit dem Humboldt in der Begeisterung für Menschenrecht noch am nächsten zusammenkommt, immer nur die Gesellschaft und den Staat zum Mittelpunkt erhoben, und nicht die individuelle Freiheit. Die Neueren beherrscht durchaus eine gewisse Vergötterung des Gesammtlebens, besonders seitdem sie erkannt haben, daß sie so wenig Tüchtiges davon besitzen. Ihre ganze Richtung geht auf freie Verfassung des Staats, weil sie fühlen, wie viel sie einmal diesem von ihrer Privatfreiheit geopfert haben und an einer gründlicheren Aenderung des gesellschaftlichen Lebens verzweifeln. Auch die Capacitäten der französischen Revolutionszeit hofften auf diesem

Wege zu beglückenden Resultaten zu gelangen — und die unmittelbare Folge war, daß sie im Namen des Rechts der Mehrzahl, die Freiheit selbst, alle Verschiedenheit und Selbstbestimmung der Tyrannei eines kleinen Häufleins überantworteten und die Individualfreiheit, mehr als je, begruben. — Aber als solle auch der einsame Denker von einem Extrem nicht sofort auf die richtige Bahn gelangen, führte Humboldt das Princip, das er entgegenstellte, auf ein andres Extrem hinauf. Er selbst hatte, als er den Druck der ganzen Abhandlung vertagte, das Gefühl, daß er einzelnes in seinen Ideen noch länger zu bedenken habe, und dies weitere Bedenken hat ihn vielleicht, auch in der Theorie noch zu allgemeinerem Zugeständniß bewogen. So wie sie vorliegt, fordert sie Einschränkung, muß sie Widerspruch finden. Der Staat ist nur Mittel für die Zwecke des Menschen. Auch ist er nur für eine bestimmte Sphäre ein nothwendiges Mittel. Aber auch über diese Sphäre hinaus kann er, bis zu einem gewissen Punkt, ein zulässiges sein. Diesen Punkt zu bestimmen, darauf kommt es an. Es gibt Zwecke des Menschen, die sich durchaus nicht durch Zwang erreichen lassen, und zu deren Förderung sich der weltliche Charakter der Staatsgewalt nicht eignet. Da wird sich der Staat mit dem Oberaufsichtsrecht und einer negativen Einwirkung zu begnügen haben, sich aber jedweder positiven besser enthalten. Dagegen belegt es die Geschichte, daß die Einzelnen die Hilfe eines mit so wirksamer Gewalt ausgestatteten Dinges, wie die Staatsgewalt, weiter ansprechen, als Humboldt zugiebt. Auch wird sich der Einzelne nie in dem Grade, wie Humboldt meint, aller unfreiwilligen Bande entschlagen können, die die Mehrzahl und die von ihr ausgehende Sitte ihm auflegt. Die Sitte jedoch beachtet Humboldt in dieser Abhandlung zu wenig, wahrscheinlich, weil er sie, insofern sie

kein freiwilliges Band oder die sittliche Humanität selbst ist, als eben so arge Tyrannei verabscheute. Gewiß ist, daß sich die Sitte nie in so unbedingter Freiheit und Reinheit dargestellt oder erhalten hat. Es ist auch natürlich, ja nothwendig, daß der Mensch sich gegen ihre Mißbräuche erhebe. Dennoch wird es unmöglich sein, ihren Einfluß und gewisse von ihr ausgehende Anordnungen des Beisammenlebens ganz zu entbehren oder ganz zu verbannen. Mit der gänzlichen Verbannung gesetzlicher Einrichtungen, die nicht die Rechte des Einen gegen den Andern bestimmen, oder, was eben so viel sagen will, mit dem gänzlichen Aufhören einer gewissen Berechtigung der Mehrzahl über die Minderzahl würde das Stetige und Allgemeinere in der Gesellschaft ganz abhanden kommen und diese ohne Zweifel in Auflösung gerathen. Wer will denn die Staatsgewalt selbst in ihren Grenzen halten, wer sie aber auch schützen, wenn nicht zuletzt die überwiegende Zahl der Bürger? — Humboldt wird auch schwerlich nur bei seinen Freunden volle Zustimmung gefunden haben. Schon Dalberg, dem die Abhandlung doch zunächst gewidmet war, opponirte. „Er berechtigt den Staat“, bemerkt Humboldt gegen Forster, „zu einer weit ausgebreiteteren Wirksamkeit. Indesß will er doch, wo es nicht auf Erhaltung der Sicherheit ankommt, eigentlichen Zwang entfernen, und um auf irgend einen Gegenstand die Sorgfalt des Staats auszudehnen, den Wunsch der Nation abwarten.“

Können wir also den politischen Theil der Abhandlung nicht ganz von dem Vorwurfe einer gewissen Schwärmerei lossprechen, so müssen wir doch sogleich wieder das Wort für sie einlegen. Einmal ist sie eine sehr unschuldige; denn es wird nicht leicht eine Nation oder ein Herrscher auf den Gedanken kommen, der Theorie, so wie sie vorliegt, Raum zu geben. Dann konnte die dem Ganzen zu Grunde liegende

Wahrheit, nachdem sie so sehr aus den Begriffen der Menschen verdrängt worden, zuerst vielleicht nur durch so extreme Hingebung wieder erfaßt werden. Man hält auch dem Kranken gern das grellste Bild seines Zustandes und ein manchmal schwärmerisches der wieder zu erlangenden Gesundheit vor, um ihn nur einmal zu einer ernstern Kur zu bewegen. Endlich ist auch dieses Extrem gewiß nicht gefährlicher, als die Mißgriffe, die das entgegengesetzte Princip schon veranlaßt hat und noch häufiger veranlaßt haben würde, wenn nicht ein besserer Instinkt die Menschen von den meisten Extremen zurückhielte. Das Humboldt'sche ist sogar nicht so phantastisch wie die Extreme entgegengesetzter Art, die Idee des Platonischen Staats, der Staat der Jesuiten, die pädagogische Provinz des Dichters, und die Träume der Saint-Simonisten. In der Praxis schaden überhaupt die Extreme weniger, als die unter dem Schein größter Verständigkeit hinschleichenden Irrthümer und falschen Principien. — Im Interesse der Wissenschaft möchten wir wünschen, daß Humboldt die Idee nicht auf diese Spitze getrieben hätte. Wie oft wird das Beste übersehen, sobald es nicht in seiner vollkommenen Gestalt auftritt. Zum Theil ist es vielleicht daher zu erklären, daß diese Aufsätze zur Zeit ihres Erscheinens so wenig Einfluß erlangt haben. Doch dürfen wir dabei nicht vergessen, daß sie bisher in den Journalen, in denen sie erschienen, wie eingesargt lagen. Kein Wunder, wenn unsere Politiker und Staatswissenschaftslehrer die darin niedergelegten Ideen so ungenutzt ließen. — Von den neueren Denkern scheint Schleiermacher dieser Humboldt'schen Ansicht vom Staate noch am nächsten zu kommen, doch im hauptsächlichsten Interesse der Religion. Auch Schiller, trotz seiner Begeisterung für das Leben in der Gattung, war manchmal in einer Stimmung, wo er wenigstens über den Staat nicht viel anders als Humboldt dachte. So schrieb er im

November 1788 an seine nachherige Schwägerin: „Ich glaube, daß jede einzelne ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr ist, als die größte Menschengesellschaft, wenn ich diese als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschenwerk; der Mensch ist ein Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls (?); aber der Mensch ist ein nothwendiges Wesen; und durch was sonst ist ein Staat groß und ehrwürdig, als durch die Kräfte seiner Individuen? Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk (?); aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst und der Schöpfer (?) des Gedankens.“⁸⁾ Doch mit diesen etwas grellen Worten lassen sich andere Aeußerungen Schiller's nicht wohl in Einklang bringen; vielmehr scheint er im Allgemeinen zum vollendeten Zustand der Menschheit die höchst mögliche Freiheit der Individuen bei des Staates höchster Vollkommenheit gefordert und somit beide coordinirt zu haben. Aber gerade in dieser Coordinirung liegt wieder noch das Schwanckende, obschon so viel gewiß ist, daß Schiller dem Staate den Menschen wenigstens nicht opfern wollte. — Erwähnung verdient noch, daß, wenige Jahre später als Humboldt, ein zwar nicht berühmter, aber tüchtiger und geistvoller Denker, Börtsche in Königsberg, sich die Grundidee jener Aufsätze und zwar in gleicher Ausschließlichkeit aneignete, und sie in Schriften auszubreiten gedachte.⁹⁾ Ob und wie er es aber ausgeführt hat, ist mir gänzlich unbekannt.

Was aber die Ausführung anlangt, so war Humboldt weit entfernt, das, was er überhaupt oder in früherer Zeit als Theorie aufgestellt hatte, schlechtweg oder unmittelbar in

8) Fr. v. Wolzogen, a. a. D. I. 330.

9) Fichte's Leben und Briefwechsel, II. 367.

die Wirklichkeit sehen zu wollen. Dazu war er viel zu sehr auch von staatsmännischem Geiste befeelt. Viel zu sehr mit der Gabe ausgerüstet, die Dinge, wenn er sie für sich zu recht gelegt, auch von andrer Seite zu würdigen. So sagt er mitten in diesen Fragmenten einmal: „Bei diesem Tadel der stehenden Armeen sei mir die Erinnerung erlaubt, daß ich hier nicht weiter von ihnen rede, als mein gegenwärtiger Gesichtspunkt erfordert. Ihren großen, unbestrittenen Nutzen — wodurch sie dem Zuge das Gleichgewicht halten, mit dem sonst ihre Fehler sie, wie jedes irdische Wesen, unaufhaltbar zum Untergange dahin reißen würden — zu verkennen, sei fern von mir. Sie sind ein Theil des Ganzen, welches nicht Plane eitler menschlicher Vernunft, sondern die sichere Hand des Schicksals gebildet hat. — Wie sie in alles Andre, unserm Zeitalter Eigenthümliche, eingreifen; wie sie, mit diesem, die Schuld und das Verdienst des Guten und Bösen theilen, das uns auszeichnen mag: müßte das Gemälde schildern, welches uns, treffend und vollständig gezeichnet, der Vorwelt an die Seite zu stellen wagte.“ (I. 316.) Humboldt erkannte wohl, daß, wie man sich auch in der Theorie der Wirklichkeit entgegensetze, man diese doch nur verändern kann, indem man sich ihr und besonders ihrem Fortschreiten mit gesundem Sinne anschließt, und den höchsten Principien nur da Platz verschafft, wo sie sich ungezwungen an jene Bewegungen knüpfen lassen. Nur allmählig wirken theoretische Ansichten auf die Gesinnungen, nur nach und nach bewegen diese die Welt. Wie tief, wie freisinnig und staatsklug zugleich hat Humboldt in dem Schreiben über die neue französische Constitution den Gang der Menschen- und Nationalentwicklung gezeigt! Warnt er denn nicht selbst vor nicht genug vorbereiteter Anwendung auch richtiger Theorien? Wie sollten aber unsere Zeitgenossen, die so tief in den entgegengesetzten Verhältnissen

befangen sind, jetzt plötzlich so auf eignen Füßen stehen können, wie sie es nach Humboldt's Ansicht, selbst wenn wir diese auf ein richtiges Maß zurückführen, müßten. Wer gehen soll und nicht anders kann, dem läßt man billig die Krücke. Was wir nicht unmittelbar fördern können, müssen wir auf Umwegen zu erreichen suchen. Andererseits bringt uns aber nichts so leicht von Einseitigkeiten der Theorie zurück, als der Eintritt in das praktische Leben selbst. Daher darf es uns nicht wundern, daß Humboldt, der in seinen Theoremen so weit gegangen war, alle vom Staat geleiteten Erziehungs- und Bildungsanstalten zu verwerfen, später, als Chef des Cultus und Unterrichts in Preußen, nur daran arbeitete, Schulen und Gymnasien zu wirklichen Erziehungsanstalten zu machen, und in der neu zu gründenden Universität Berlin eine Musteranstalt ihrer Art zu errichten, — dabei aber doch auch sein letztes Princip noch im Auge hatte, indem er gleichzeitig das Verbot unbedingt aufhob, das den Preußen den Besuch auswärtiger Schulen und Universitäten untersagt hatte. Er, der sich, vor der Entwicklung größerer Individualkraft, gewiß keine besonders glänzenden Resultate von einer freien Staatsverfassung versprach, schloß sich doch mit ganzer Seele dieser Bewegung an, sobald er erkannte, daß nur auf diesem Wege dem System der Bevormundung entgegengearbeitet und der Sinn für Recht und Freiheit verjüngt werden könne.

Sehr nahe liegt hier die Frage, welche Ansichten Humboldt schon in jener Zeit über den andern, gewöhnlich vorherrschend berücksichtigten Theil der innern Politik, nämlich über die Verfassungsform gehegt habe, und welche Stellung er hier zu der Wirklichkeit und den Bewegungen späterer Zeit einzunehmen vermochte. In den uns erhaltenen Stellen des Werks, das wir besprechen, ist dieser Gegenstand kaum berührt, doch können wir seine Ansichten über diesen Punkt

aus einzelnen fast gleichzeitigen Andeutungen und gelegentlichen Aeußerungen wohl ziemlich ergänzen. Sicher ist, daß Humboldt hier durchaus nichts Uebertriebenes forderte. Er würdigte die Veränderungen, die das Zusammenleben der Völker in größern Massen herbeigeführt hat und erkannte auch die Vorzüge der monarchischen Verfassungen an. Was die Form dieser Verfassung anlangt, so können wir bei einem Mann wie Humboldt voraussetzen, daß er der geschichtlichen Entwicklung nicht durch Feststellung unveränderlicher Normen entgegentrat. Bei dieser Entwicklung hängt ja das Meiste von dem Charakter, dem ganzen Leben und der äußern Lage der Nation ab. Deshalb vermag der philosophische Politiker nur höchst allgemeine und negative oder hypothetische Sätze aufzustellen. Dies thut auch Humboldt. So weist er zum Beispiel rein demokratische Ideen entschieden zurück. Schon an Kant war ihm ein manchmal zu grell durchblickender Demokratismus nicht nach seinem Geschmack.¹⁰⁾ Der Geist der Republik und Monarchie läßt sich nun einmal nicht vereinen, oder nur durch Institute, die die fortstrebende Menschheit eher zertrümmert, als aufrichtet. Wir haben gesehen, welchen Weg Humboldt einschlug, die Menschen vor dem gefährlichen Einfluß der Staatsgewalt möglichst zu schützen. Während er aber die Wirksamkeit derselben durchaus in engere Grenzen einschloß, zerstörte er dennoch den Charakter der Einherrschaft nicht, sondern erkannte vielmehr auch der monarchischen Staatsgewalt, in der ihr zustehenden Sphäre, größere Selbstständigkeit zu, als mit demokratischen Ansichten vereinbar ist. Aber auch diese Selbstständigkeit kann gar wohl mit Beschränkung und in constitutioneller Form bestehen, ja sie muß, früher oder später, diese Form

10) Siehe oben Seite 67.

annehmen, wenn sie nicht mit dem Freiheitsgeist der Einzelnen und Nationen einen Kampf auf Leben und Tod, d. h. einen sehr ungleichen Kampf bestehen will. Humboldt war weit entfernt, die unbeschränkte Regierung als eine irgend vervollkommnere oder der Idee des Staats und den Rechten der Einzelnen entsprechende anzusehen. Wie alle Unbefangenen forderte er als Bedingung dessen: Theilung der gesetzgebenden Macht zwischen der Staatsgewalt und dem Volke, möglichste Oeffentlichkeit aller Regierungshandlungen, endlich Controle der Ausübung des Gesetzes durch die Regierten d. h. auch hier durch Repräsentanten derselben. Das Princip der Theilung der gesetzgebenden Macht besteht darin, daß von keinem beider Theile einseitig eine gesetzliche Neuerung oder Aenderung des Bestandes der Staatseinrichtung durchgesetzt werden könne. Es ist dies die Theorie der Gegenwirkung und Transaktion, die, so manche Streitfrage noch zu lösen sein mag, die Einsichtigen täglich mehr gewinnt und in Deutschland, trotz aller Hemmung von andrer Seite, schon einen urbaren Boden gefunden hat. — Wie dann diese Verfassung im Einzelnen durchgebildet werde, hängt von der fortschreitenden Individualentwicklung des Volkes ab; und hier wird es dann die Aufgabe des auf das Maß und Gewicht gegebener Zustände raisonnirenden Politikers, die Bedürfnisse eines Volkes in einem bestimmten Zeitalter recht scharf in's Auge zu fassen, wovon z. B. Dahlmann ein so tüchtiges Beispiel gegeben hat. — Ist es aber auch am Platze, die constitutionellen Formen bei einem Volke einzuführen, das, so vorbereitet und würdig es durch seine übrige Bildung sei, für das Gemeinleben wenig Sinn zeigt und gerade in diesem Punkt die Schwäche unserer neueren Cultur recht auffallend an den Tag legt? Wäre es z. B. bei den Deutschen vor der Jenaer Schlacht die rechte Zeit gewesen, dergleichen einzuführen? Auch Hum-

boldt würde dies bezweifelt haben. Als aber in dem heldenmüthigen Kampf gegen den auswärtigen Feind ein nationaler und politischer Sinn zu erwachen begann und man von vielen Seiten laut nach Verfassungsformen beehrte, da fühlte jeder Freiheitsliebende, daß etwas Dauerndes an diese Bewegung zu knüpfen, daß nur durch ein wahrhaft öffentliches Leben der kaum erweckte Sinn angefaßt und fortdauernd gestärkt werden könne. Da war auch Humboldt von der Ueberzeugung durchdrungen, daß, mit einstweiliger Ausnahme des so vielfältig zusammengesetzten und zu einem wesentlichen Theil auf außerdeutschen Grundlagen ruhenden Oesterreich, für alle deutschen Staaten die Aufnahme eines wirklich constitutionellen Lebens Pflicht und für Preußen zumal eine Nothwendigkeit sei. Wohl hätten früher diese Forderungen hinausgerückt werden können, wenn die Regierungen, wenigstens in den Theilen des Staatslebens, die ihre Existenz nicht berühren, sich selbst mehr Schranken gezogen und die Individual- und Communalfreiheit nach Kräften gefördert hätten. Es mochte auch, als nun einmal die Zeit erfüllet war, in einem Staate größere Schwierigkeit haben und etwas mehr Zeit und Vorbereitung kosten, jene Formen gesetzlich in's Leben zu rufen. Aber der Wille mußte da sein, das Ganze und nicht bloß die Unterlagen wirklich zu fördern und zu geben; man durfte die Absicht nicht, wie gewisse Verhandlungen im englischen Parlament durch Vertagung auf ungewisse Zeit, gänzlich fallen lassen. — Man glaube jedoch nicht, daß Humboldt seine eigne, höchste Richtung aus dem Auge verlor, da er die Bestrebungen für constitutionelle Freiheit mit seinem ganzen Gewicht unterstützte. Auch jetzt war es die Wirkung auf die Individuen und die Nation, die er vorzugsweise im Sinn hatte. Er hatte nur die Grundrichtung nach dem dringenden Bedürfnisse unsrer Nationalität modificirt. Der Deutsche wird zur

allseitigern Entwicklung seiner Individualkraft nur gelangen, wenn er auch auf das gemeine Wesen den Sinn wendet. Da er nun so gewohnt ist, sich von dem Ganzen leiten zu lassen, kann sein Sinn dafür auch nur durch eigne Theilnahme an diesem Ganzen erfrischt werden. Ganz bestimmt drückt sich Humboldt hierüber in einem Schreiben vom Jahre 1819 aus, auf das wir später noch unser Auge richten. „Daß der wesentliche Nutzen landständischer Einrichtungen,“ heißt es darin, „in der Erweckung und Erhaltung eines wahrhaft staatsbürgerlichen Sinnes in der Nation gesucht werden muß, in der Gewöhnung der Bürger, an dem gemeinen Wesen einen, von isolirender Selbstsucht abziehenden Antheil zu nehmen, zu dem Wohle desselben von einem, durch die Verfassung selbst bestimmten Standpunkt aus mitzuwirken, und sich auf diesen, mit Vermeidung alles vagen und zwecklos aufs Allgemeine gerichteten Strebens, zu beschränken, darüber müssen Alle einig sein, welchen ein Urtheil über diesen Gegenstand gebührt.“ Das ist offenbar noch unser Humboldt von 1792. Er hat sich in seiner praktischen Richtung nur enger an das dringende Bedürfniß der Nation angeschlossen und sichtbarlich durch billige Zugeständnisse an das Allgemeine seine Individualtheorie vollendet.

Daß Humboldt schon in früherer Zeit die oben aufgestellten Grundzüge der Theorie der Wechselwirkung in seine Spekulation aufgenommen hatte, wollen wir, zu Beseitigung jedes Zweifels, näher belegen. Merkwürdig genug nämlich war es Genz in seiner unbefangeneren Zeit, der, in einem Aufsatze seiner deutschen Monatschrift, Oktober 1795, S. 112—144, eben diese Theorie, schärfer als vielleicht irgend einer seiner Zeitgenossen deducirte und in ihren einzelnen Theilen untersuchte. „Jenseits der Theilung der Macht,“ sagte damals auch Genz, „ist keine brauchbare Regierungs-

form mehr zu suchen.“ Nur einigen accessorischen Sätzen der Genzischen Entwicklung stimmte Humboldt gewiß nicht bei, da sich der Verfasser hier schon wieder an das Vorbild eines bestimmten Staates, und zwar die englische Verfassung, gefangen gegeben hatte. So viel Bewundernswerthes das brittische Staatsgebäude bietet, kann es Humboldt doch gewiß nur insofern für musterhaft gehalten haben, als es die Thätigkeit der Staatsgewalt in möglichst enge Grenzen gewiesen. Dagegen hatte die Hauptentwicklung des Genzischen Aufsatzes seinen Beifall. „Genz“, schreibt er 13. Nov. 1795 an Schiller, „hat im Oktober seiner Monatschrift einen äußerst braven, politischen Aufsatz gemacht, der Ihnen gewiß wegen der Strenge der Deduktion nicht wenig gefallen wird.“ Raum brauchen wir zu wiederholen, daß in den übrigen Theilen der innern Politik Humboldt auch von der damaligen Anschauungsweise Genzens himmelweit entfernt war. Denn in dieser wurde nie der Drang nach individueller Freiheit — der Wurzel wie dem Gipfel aller Freiheitsprincipien — heimisch. Auch sein einstmaliger Constitutionalismus war mehr ein dem Verstande abgenöthigtes, partielles Zugeständniß; es war auch nie ein absoluter, sondern nur englisch = aristokratischer. —

Noch haben wir weder von der Methode der Behandlung gesprochen, die in diesen Humboldt'schen Aufsätzen zu Tage tritt, noch von der äußern Form der Darstellung, welche darin waltet. Wir wollen auch wenig darüber sagen. Denn da dieselben Vorzüge und Eigenthümlichkeiten, die diesen Abhandlungen nachzusagen wären, in allen philosophischen und wissenschaftlichen Arbeiten Humboldt's fast gleichmäßig wiederkehren, so fassen wir diesen Gegenstand lieber an den Stellen ausführlicher zusammen, wo wir Humboldt's intellectuelles Vermögen überhaupt und insbesondere seine Forschungs- und Darstellungsgabe näher zu würdigen ganz

besonders veranlaßt sind. — Eine solche Veranlassung bietet uns z. B. gleich demnächst sein Verhältniß zu Schiller, einem Geiste, dem er so nahe verwandt und von dem er dennoch so sichtbar unterschieden ist. Beide Männer stehen zugleich in so ähnlicher Beziehung zu Kant, in Annäherung und Entfernung. Dann werden wir finden, daß Humboldt da, wo er sich weder mit Schiller noch Kant parallelisiren läßt, nicht selten an Lessing erinnert. Manches hat er mit dem Geist seines Bruders, des Lander und Völker Ueberschauenden, gemein; Andres mahnt uns an Göthe's stille, auf einen Punkt concentrirte Betrachtung. Fassen wir dann das Ganze zusammen, so finden wir, auch in der Form und Methode, den Abdruck des eignen, unvergleichlichen Genius, dessen Grundzüge wir im Eingang dieses Buches zu charakterisiren versucht haben.

Schon aus diesen philosophisch = politischen Aufsätzen spricht der ganze Charakter Humboldt'scher Forschung und Darstellung, wie sie überhaupt zu dem Bedeutendsten gehören, was er geschrieben. Es herrscht die kritisch = anthropologische Methode, die überall an die innerste Empfindung des eignen und an die sichersten Erfahrungen des Menschengeistes und der menschlichen Natur überhaupt anknüpft und selbst da, wo sie bis auf die höchsten Spizen der Ideenwelt folgen muß, die Grenzen unseres Erkennens nicht überschreitet. Ueberall waltet der Adel und Drang seiner Natur: auch das Einzelste hebt er zum Allgemeinen empor, auch das Gewöhnliche veredelt sich in seiner Hand. Die Darstellung selbst ist nur der Abdruck seines Wesens, voll Seele, so tief eingrabend, manchmal wie auf Fittigen des Dichters getragen, und doch stets zur reinsten Klarheit emporarbeitend, nichts Künstliches und Geschraubtes, völlig gesund, das Zeugniß strengen Wahrheitsuchens an der Stirn tragend, und doch in der kühlsten Selbstentäußerung noch von der

Geistesfülle und der Empfindung der ganzen Individualität belebt — dabei auch der Ausdruck ein Spiegel dieses Charakters, die Seele mit leichter Hülle bedeckend, so willig in die Tiefe leitend und doch so licht, so einfach, so ohne Schminke und Ueberredungsgier, daß wir uns von nichts gefesselt fühlen können als von der Wahrheit und dem eingebornen Reiz, der an der tiefen und einfachen Innigkeit seiner Worte haftet. Denn welchen Stoff er erfasse, den ideenvollsten oder den allertrockensten, immer durchdringt er ihn mit dem vollen Gehalt seines Wesens. Daher die große Gleichartigkeit in der Behandlung. Weder die Zeit, noch der Gegenstand übt Gewalt über ihn: es ist immer derselbe, den wir in allen Formen und Verhältnissen wieder finden. „Es zeigt sich darin“ — sagt der vertraute Kenner dieses Geistes — „eine eigenthümliche Größe, die nicht aus intellektuellen Anlagen allein, sondern vorzugsweise aus der Größe des Charakters, aus einem von der Gegenwart nie beschränkten Sinn und aus den unergründeten Tiefen der Gefühle entspringt.“¹¹⁾

Wenn der Gang der Entwicklung in diesen Aufsätzen von 1792 zuweilen etwas desultorisches hat, so liegt die Schuld davon in der Anlage des Ganzen, dessen Inconvenienz wir schon hervorgehoben. Manches würde in helleres Licht getreten sein, wenn es nicht hier, in einer politischen Schrift, zu kurz und episodisch hätte abgehandelt werden müssen. Hier und da ringt noch der Ausdruck mit der Bewältigung des Gedankens, was seinen Grund in der Schwierigkeit der Untersuchung, zuweilen aber auch in der noch nicht vollendeten Übung des Verfassers hat, wobei wir jedoch nicht vergessen wollen, daß das Ganze die letzte Durchsicht und Feile noch nicht erhalten hatte.

11) Alexander v. Humboldt, in der Vorrede zu des Bruders Gesammelten Werken.

Aus dem vorigen Abschnitt erfahren wir, wie gründlich Humboldt die Schattenseite der modernen Cultur beurtheilte und auf welchem Wege er ihr aufzuhelfen versuchte; in diesem beschäftigt uns das Studium, das ihm am förderlichsten dünkte, diese Einsicht zu erhöhen und das Bild des allseitig entwickelten Menschen zu erfassen — das Studium des Alterthums und besonders der Griechen. Humboldt nahm durchweg ein reges Interesse an alterthümlichen, ja selbst uncultivirteren Zuständen, namentlich südlicher Völker, weil man bei ihnen meist ein kräftigeres Naturleben antrifft, als bei den neueren und nördlich gelegenen Nationen. Daher verweilte er schon mit besonderm Antheil unter Italienern und Spaniern; ja die Ueberreste des Baskischen Volkes reizten ihn noch zu vieljährigen Untersuchungen. Als er zuerst nach Italien zu gehen beabsichtigte, erwartete er von dieser Reise und dem Studium der Italiener zugleich eine große Erweiterung seiner Menschenkenntniß. „So viel ich sie jetzt kenne,“ schrieb er (12. Okt. 1795), an Schiller, „muß sie mit und neben aller Cultur sehr viel ursprüngliche natürliche Menschheit zeigen, wenn gleich, da die sinnlichen Triebe und Anlagen vorzüglich ausgebildet scheinen, keine sehr hohe. Sie muß formloser sein, als irgend eine andere Nation und daher äußerst zweckmäßig gewisse Seiten der Menschheit aus ihr kennen zu lernen. Sie muß darin sehr mit den Alten übereinkommen, gleichsam ihr zur rückgebliebenen Schatten sein. Von dieser Seite greift sie so in Alles ein, was mich interessirt und beschäftigt, daß ich einer anschaulichen Kenntniß von ihr mit großem Verlangen entgegen sehe.“ Rom selbst erschien ihm als der leibliche Inbegriff jener Vergangenheit, — die ihn am gewaltigsten fesselte. Rom hielt er wie dazu gemacht, die Bildungsgeschichte der Menschheit daran zu studiren. Am kräftigsten äußerte er sich noch

einmal darüber ¹⁾ in seiner Beurtheilung von Göthe's zweitem römischen Aufenthalt, die er im Jahre 1839 schrieb. An dem Geiste des Alterthums, sagt er, mußte sich die neuere Bildung empor-schlingen, um sich zu etwas allseitiger Vollendeten zusammenzumölben, — und zwar vor allem an dem Geiste der Griechen. „Denn was aus dem Alterthum herüber auf uns am innerlichsten und geistigsten wirkt, gehört dem griechischen Geist an, der, indem er gleich einer natürlichen Blüthe, aus dem Lande und Volke emporwuchs, wie vom Weltgeschickal gestempelt erscheint, die Bildung künftiger Jahrtausende in sich zu tragen.“ Das alte Rom war nur eine Ergänzung des Hellenenthums, aber eine sehr wichtige und wesentliche. Denn „die griechische Bildung erhielt nicht bloß in der römischen eine bewunderungswürdige Zugabe, sondern hätte auch schwerlich, ohne die römische Macht, Dauer und Verbreitung gewonnen.“ Auch „unsere heutige Bildung ruht in ihren wesentlichsten Punkten auf der Grundlage des Alterthums, Kunst und Wissenschaft auf Griechenland, Geseze und Einrichtungen auf Rom, so viele Dinge, die uns im täglichen Leben umgeben, auf beiden. Kein uns bekanntes Zeitalter hat so, wie das unsrige, den bildenden Gegensatz eines früheren erfahren, das vollkommen geschichtlich ist, aber weil wir so viele Verknüpfungspunkte der Wirklichkeit theils nicht kennen, theils absichtlich übersehen, vor uns mehr als ein Werk der Einbildungskraft dasteht. Denn wir sehen offenbar das Alterthum idealischer an, als es war, und wir sollen es, da wir ja durch seine Form und Stellung zu uns getrieben werden, darin Ideen und eine Wirkung zu suchen, die über das, auch uns umgebende Leben hinausgeht. Von diesem idealisch angeschauten Alterthum ist uns Rom als das sinnlich-

1) Gef. W. II. 327—9.

lebendige Bild stehen geblieben. Die Erklärung, wie jene, um sie kurz zu benennen, idealische Eigenthümlichkeit des Alterthums sich aus der historischen Wirklichkeit entwickelte, (da jene Wirkung doch auf keiner Täuschung beruht) ist die Geschichte schuldig, allein bis jetzt von keiner Geschichte Griechenlands irgend vollständig geleistet worden.“

Den höchsten Genuß und die tiefste Belehrung schöpfte Humboldt aus dem Studium des griechischen Alterthums und der von ihm auf uns gekommenen Werke. Er sah darin nicht bloß das Mittel für seine eigne Ausbildung, sondern er forschte an diesem Gegenbild zugleich den gebrechlichen Seiten unserer neueren Cultur nach. Auf die Cultur der Alten stützt sich, nach Humboldt's Ansicht, ein großer Theil unserer Einrichtungen und unserer Bildung. Dagegen haben wir unendlich viel gegen die Griechen verloren, was zur allseitigen Entwicklung ächter Menschheit unentbehrlich ist. Durch nichts so leicht aber als durch das Studium der Griechen können wir diese Einsicht erhöhen, und nicht nur unsere eigene Bildung vervollkommen, sondern zugleich erkennen, was uns Neuere überhaupt abgeht, was wir eifrig erstreben müssen. Die Griechen waren ein Volk, das vor allen andern eine seltene Höhe der Cultur mit einem bewundernswerthen Grad ursprünglicher Menschheit, Kraft und Natürlichkeit vereinigte. Darin überragen sie alle neueren, namentlich die nördlichen Völker gewaltig, wenn diese auch zum Theil die Alten an Cultur überflügelt haben. Aber trotz dieser Cultur und gerade durch sie müssen wir früher oder später zu der Ueberzeugung kommen, daß die Menschheit, um sich wahrhaft ihrem Ideale zu nähern, auch jene natürlichen Kräfte wieder mehr zu entwickeln habe. Allerdings — und dies hat Humboldt gewiß nicht verkannt — werden wir in dieser Rücksicht nie auf die Stufe eines Volkes gelangen, das alle Vorzüge, nicht allein eines schö-

neren Himmels, sondern auch eines jugendlichen Weltalters und zwar im eminenten Maße genoß, so wie wir Neueren es auch in der Kunst als solcher gewiß nie bis zu griechischer Vollendung bringen werden. Mag es uns aber auch immerhin zum Trost dienen, daß wir uns in vielen Stücken der innern, rein geistigen Cultur den Griechen überlegen fühlen dürfen, und daß wir sogar in der Kunst durch Gehalt zu ersetzen vermochten, was uns in der Form unerreichbar blieb, mag sich vor allen der Deutsche rühmen, in den höchsten Kreisen der Wissenschaft und selbst der Kunst den Griechen noch am nächsten gekommen zu sein; dennoch — und dies ist das Gefühl der Besten unter uns — müssen auch wir, und vor allen wir, von der verlorenen Natur so viel als nur immer möglich wieder zu erlangen suchen, und wie wir schon in der Kunst unsre Vervollkommnung dem Anschluß an ein Vorbild verdanken, das, tiefer in der Natur wurzelnd, zu so schönen Formen gelangte, also auch unser volles Dasein im Wettstreit mit diesem Vorbilde ergänzen. In der Naturkraft und in der Formenschönheit liegt hauptsächlich das, was die Alten auszeichnet, was wir erst zu erringen suchen müssen. In der Kunst wurde uns dies leichter möglich: da wirkten einzelne hervorragende Geister; die erkennen früher, was zur höhern Entwicklung Noth thut und schwingen sich mächtig über das Zeitalter. Solch einem Vorgang verdanken wir das Größte, was Göthe und Schiller errungen haben. Ueberhaupt konnte bei den Deutschen — da ihre innere Begabung sich durchaus schneller entwickelte — die Blüthe einer noch immer wundersam vollkräftigen Litteratur der eigentlichen Lebensentwicklung voraneilen, ja jene wurde, ob sie auch einerseits sichtbar genug das Produkt ihrer Zeit blieb, andrerseits auch ein Vorbild und gleichsam eine Vorentwicklung unseres lebendigen Daseins. Doch in diesem selbst wurde, was uns mangelt, was uns heben kann, bis jetzt viel schwächer

empfundnen und langsamer begriffen. Wie Wenige nur erlangen ein Bewußtsein darüber, was das Alterthum war, wie viel wir ihm schon verdanken, wie unendlich mehr noch wir uns an ihm bilden sollten! Haben wir nicht vielmehr so manche Reaktion gegen den doch immer nur leisen Einfluß unserer classischen Studien erlebt? Dennoch haben wenigstens die vorzüglichsten Geister die Wahrheit, die hier angedeutet wird, vorausgegriffen und mehr oder minder klar empfunden, daß, unbeschadet der tieferen Innerlichkeit und freieren Selbstentwicklung, also des Grundprincipes, das, wenigstens in der Idee, die Neuere beherrscht, diese dennoch und gerade um ihr Ziel zu erreichen, so viel an ihnen ist, auch das wieder zu erlangen streben müssen, was die alte Welt in so hohem Grade voraus hat. Gleicht denn ein Individuum von so überwiegend geistiger Bildung und so wenig sinnlich natürlicher und urkräftiger Menschenart nicht mehr einem vollendeten Skelett als einem vollkommenen Menschen? Das fühlten fast alle großen, und vor allen die größten Geister unsrer Nation. Durch unsere ganze Litteratur geht ein mächtiger Zug nach der antiken Welt. Es gäbe ein denkwürdiges Werk, wenn man einmal unsere ausgezeichnetsten Köpfe lediglich unter diesen Gesichtspunkt vorüberführen wollte: einen Lessing, Winkelmann, Herder, Göthe, Voß, Heinse, Schiller, die Schlegel, besonders den jüngeren Bruder vor seiner katholischen Zeit, auch Schelling in seiner Jugend, Hölderlin, Hegel, Niebuhr, ohne der bloßen Alterthumsforscher vom Fach hier zu gedenken. Wer würde aber unter den Genannten nicht den sogleich vermissen, der dies Bedürfniß der Neuere vielleicht am tiefsten erkannt und gewiß am schärfsten ausgesprochen hat, ja der, wie Wenige seiner Landsleute, in der hohen und allseitigen Durchbildung seines Wesens und in der Tüchtigkeit seines Charakters den fruchtbringenden Einfluß antiker Studien

und Gesinnungen wie verkörpert darstellt. Humboldt's ganze Lebens- und Menschenansicht kräftigte sich an jener vergangenen, naturfrischen und doch so hoch gebildeten Welt; er senkte sich recht eigentlich in die so entgegengesetzten Zustände, um dann mit höheren Schätzen an die unsrigen heranzutreten; auch fand er fast nirgends diesen Hochgenuß als an den Ueberresten der Alten, das sinnige Anschauen jener Welt gewährte ihm eine Befriedigung wie die Mitwelt selten, und auch dann nur in Kunst und Wissenschaft. Von Humboldt, der ohnedies mehr im Reiche der Ideen lebte, kann man mit Recht sagen, daß er in die auf das Gegenwärtige und Nächste gerichtete Betrachtung nie ganz aufging, sondern die Dinge immer auch so ansah, wie sie sein würden, wenn die Kraft der Alten unser Dasein erhöhte, wenn der Strom, der die Dinge fortreißt, zugleich an jenen Ausgangspunkt wieder angelangt wäre, auf den wir mit ewiger Sehnsucht zurückblicken. Die Ideen waren ihm das Höchste; in der Geschichte und sofern er nicht handeln mußte, auch in der Gegenwart, spürte er hauptsächlich den Entwicklungsgesetzen nach; nur im Alterthum allein, das jene Ideenwelt, zwar auch beschränkt, doch am sichtbarsten verwirklicht hatte, konnte er, soweit ihm überhaupt möglich war, einem einzelnen Dasein anzugehören, sich wohl und gleichsam heimisch fühlen. —

Wir haben im Zusammenhange berichtet, was ihn bewog, das Geschäftsleben, in das er schon eingetreten war, wieder zu verlassen. Sogleich warf er sich mit vollem Eifer in die Studien, die er, um seine höchsten Absichten zu erreichen, erwählt hatte. So vergingen Jahre, in denen er sich beinahe ausschließlich in die griechische Welt vertiefte. Aber ehe diese Zeit um war, sehen wir ihn schon zu einer unendlich tiefern Auffassung des Alterthums gelangt, als selbst die tüchtigsten Philologen jener Tage sich rühmen

konnten, so daß wir uns nicht wundern, wenn die Ergründung dieser Gesamtansicht, die eigentlich nur das beiläufige Ergebnis seines Studiums gewesen war, jetzt zum Theil selbst der Zweck dieser Studien wurde. Wie er auf diesen Weg gelangte, und was er zunächst dabei im Auge hatte, zeigt uns ein Brief,²⁾ den er schon im Jahre 1792 an F. A. Wolf schrieb: „Es ist mir sehr wahrscheinlich“, schrieb Humboldt damals, „daß ich die Weisheit haben werde, meine jetzige Lage nicht zu verändern, und wenn dies geschieht, daß das Alterthum, und vorzüglich das griechische, meine ausschließende Beschäftigung sein wird. Als Philologe von Métier kann ich nicht studiren, das hindert meine einmalige Erziehung und Bildung, und wenn ich gleich jetzt nach allen meinen Kräften und Hülfsmitteln nach Gründlichkeit, auch in grammatischen Kleinigkeiten, strebe, so bringt man es doch, wenn man so spät anfängt, nicht weit genug. Hingegen dünkt mich, hat mich meine Individualität auf einen Gesichtspunkt des Studiums der Alten geführt, der minder gemein ist. Es wird mir schwer werden, mich kurz darüber zu erklären, und ist doch das Resultat ungefähr folgendes: es giebt allen Studien und Ausbildungen des Menschen noch eine ganz eigene, welche gleichsam den ganzen Menschen zusammenknüpft, ihn nicht nur fähiger, besser, stärker von dieser und jener Seite, sondern überhaupt zum größern und edleren Menschen macht, wozu zugleich Stärke der intellektuellen, Güte der moralischen, und Reizbarkeit und Empfänglichkeit der ästhetischen Fähigkeiten gehört. Diese Ausbildung nimmt nach und nach mehr ab, während sie in sehr hohem Grade unter den Griechen war. Sie nun kann, dünkt mich, nicht besser gefördert werden, als durch das Studium großer und gerade in dieser Rück-

2) Mitgetheilt von Körte, a. a. D. I. 181—82.

sicht bewunderungswürdiger Menschen, oder, um es mit Einem Worte zu sagen, durch das Studium der Griechen. Denn ich glaube durch viele Gründe, wovon einer der vorzüglichsten der ist, daß kein anderes Volk zugleich so viel Einfachheit und Natur mit so viel Cultur verband und keines zugleich so viel ausharrende Energie und Reizbarkeit für jeden Eindruck besaß, — ich glaube, sage ich, beweisen zu können, daß nicht bloß vor allen modernen Völkern, sondern auch vor den Römern, die Griechen zu diesem Studium taugen. Das Studium der Griechen in dieser Rücksicht also und die Darstellung ihrer politischen, religiösen und häuslichen Lage in ihrer höchsten Wahrheit, wird mich für mich so lange beschäftigen, bis meine Aufmerksamkeit gewaltsam auf etwas anderes gelenkt wird, oder ich damit auf's Reine gekommen bin, wozu aber, meinen Forderungen an mich nach, schwerlich ein Leben hinreicht.“ — Aus diesen Schreiben geht hervor, daß Humboldt eben im Begriff war, sich ganz in den Gegenstand zu vertiefen und die ihm nachher geläufige Fundamentalbetrachtung über das Alterthum und das Studium desselben in ihrem ganzen Umfange hervorzuarbeiten. Er fuhr zwar Zeit seines Lebens fort, den Geist des Alterthums sich immer eindringender zu vergegenwärtigen; doch schon vor Ende dieses Jahres (1792) war, wie wir sogleich berühren werden, die Auffassung des Ganzen, namentlich in seiner Bedeutung für uns, in ihm zur Reife gediehen. Ohne Zweifel war Humboldt, als er an diese Studien ging, schon tüchtig für sie vorgeschult. Wie hätte er sonst in so kurzer Zeit einen so weiten Ueberblick gewinnen können? So bescheiden er, in obigem Briefe, von seinen bloß philologischen Kenntnissen spricht, so dürfen wir doch überzeugt sein, daß er es auch vor dieser Zeit darin schon sehr weit gebracht hatte. Er, der nachher das Gebiet der Sprachen in so ungeheurer Ausdehnung beherrschte, sollte sich nicht

schon früh in der griechischen festgesetzt haben? Beschäftigte ihn doch, wie wir bald sehen werden, um diese Zeit auch schon die Philosophie der Sprache! Wie soll man sich aber bei einem Manne von Humboldt's Solidität eine Richtung dieser Art ohne gründliche Kenntniß der alten und einiger neueren Sprachen nur denken können? Nein! Bei den Forderungen, die wir ihn durchweg an sich selbst machen sehen, kann man in den angeführten Worten nichts als die achtsame Bescheidenheit erkennen, mit der er dem eigentlichen Fachgelehrten, und besonders einem Wolf gegenüber, in dessen eigensten Gebiete, nicht als ebenbürtig angesehen sein wollte. Verhehlt es doch um dieselbe Zeit gegen Schiller keineswegs, daß er sich „des Griechischen hinlänglich Meister fühle,“ um den schwersten griechischen Dichter, den bis jetzt von Niemand ganz Bewältigten, in den Rhythmen der Urschrift zu übertragen! Dagegen ist es richtig, daß Humboldt, dem ja das Studium der Alten überhaupt nur als Mittel diente, eigentlich philologische Kenntniß nie, auch nur theilweis, zur Hauptaufgabe zu machen sich bewogen fühlen konnte. Allein je tiefer er den Geist und das Leben der Alten sich zu erfassen vornahm, desto weniger konnte er irgendwo bei einer nur äußerlichen Kenntniß stehen bleiben, sondern er mußte dann auch das ganze Gebiet dieser Wissenschaft, selbst bis in grammatische Kleinigkeiten, verfolgen. Denn in der Wissenschaft giebt es nichts, das an sich den Namen Kleinigkeit verdiente. Sehr entschieden sprach dies Humboldt selbst, schon im Jahre 1795, in einer kritischen Anzeige der Wolf'schen Odysee ³⁾ mit den Worten aus: „Es ist schwer zu sagen, was denn eigentlich Kleinigkeit heißen solle? Für denjenigen, der sich gewöhnt hat, irgend ein Fach der Wissenschaften mit philosophischem Geist

3) Ges. Werke, I. 264—65.

zu studiren, hat kein Theil desselben eine abgesonderte Wichtigkeit, sondern jeder erhält dieselbe nur durch sein Verhältniß zum Ganzen. Nur durch den Gesichtspunkt auf's Ganze, nicht aber durch flüchtiges Vorübergehn vor dem scheinbar Geringsfügigen, unterscheidet sich die geistvolle Behandlung von der pedantischen. Nun aber hängt in der Wissenschaft alles mit allem zusammen, und wenn der Kritiker z. B. die Sprache in ihrem ganzen Umfange studiren muß, so ist es schwer zu begreifen, wie er z. B. Accentuation und Orthographie übergehen, oder doch nicht erschöpfend, sondern allenfalls nur bis zu einem gewissen beliebigen Grad studiren könne.“ So vertiefte sich auch Humboldt bei allem, was er sich einmal zur Aufgabe setzte, bis in die entlegensten oder scheinbar unbedeutenden Theile, und trieb jedes Studium, dessen er für seine Zwecke bedurfte, so, als wenn es an sich Zweck und Beruf seines Lebens wäre.

Schon am Anfang des nächsten Jahres (1793) sendete er Wolfen, von Auleben aus, eine Abhandlung über das Studium der Alten und vorzüglich der Griechen. Haben wir oben darauf hingewiesen, welche Wirkungen dieses Studium auf die Neueren überhaupt hervorbringen sollte — wornach es uns trachten und zu ringen lehre — so machte sich Humboldt zur nächsten Aufgabe, es jedem Einzelnen zu seiner Selbstbildung anzuempfehlen und ihm alle möglichen Beweggründe dafür an die Hand zu geben. Die Paragraphen dieses Aufsatzes sollten in den künftigen Gesprächen mit Wolf geprüft werden und dann als Grundlage ihrer weiteren Studien dienen.⁴⁾ Wir haben oben schon erwähnt, daß er die Arbeit auch Dalberg und Schillern zur Begutachtung mittheilte. Doch im eigentlichen Sinne war sie Wolfen gewidmet. Denn dieser war, unter den Denkern und Alter-

4) Körte, a. a. D. I. 183.

thumsforschern jener Zeit⁵⁾ der Einzige, der weder durch die überlieferte Werthschätzung dieser Studien, noch davon befriedigt wurde, daß man im Einzelnen, wie z. B. besonders damals von Seiten unsrer ersten Dichter, die Größe der Alten verehrte, ja ihr sichtbar nacheiferte, sondern der zugleich darauf ausging, das Alterthum tiefer in seinem Totalwerth, und bestimmter in seiner Wichtigkeit für uns zu erfassen. Er berührte daher Humboldt in diesen Studien am allernächsten. Da er aber diese Forschungen als Beruf trieb, so dachte er sogleich daran, ihre Ergebnisse auszubreiten, ja er steuerte auch dahin, eine Art Encyclopädie der Alterthumsstudien auf diese Grundansichten zu stützen, und so die Gesammtheit dieser Studien zur Einheit und Gliederung einer Wissenschaft zu erheben. Wolf erkannte ganz richtig, daß dies der einzige Weg sei, diese Studien den übrigen Forschungen und Strebungen unsrer Zeit ebenbürtig zu erhalten. Er wäre auch sonder Zweifel, ohne irgend eine bedeutendere Anregung, zu einer ähnlichen encyclopädischen Behandlung gekommen, wie er sie nachmals in der bekannten „Darstellung der Alterthumswissenschaft“ (in seinem und Buttmanns Museum, Berlin, 1807, B. I.) gegeben hat. Dagegen ist es wohl als gewiß anzunehmen, daß Wolf, ohne den anregenden Einfluß seines Freundes Humboldt, nicht leicht zu der tief philosophischen Grundansicht über das Alterthum und das Studium desselben gelangt sein würde, daß also dann der encyclopädischen Uebersicht zum Theil mindestens das rechte Fundament gefehlt hätte. Wolf hat dies auch mit edler Bescheidenheit anerkannt, und öffentlich ausgesprochen. Er citirt in der eben bezeichneten „Darstellung“ (S. 126—29, 133—37), zur näheren Begründung

5) Wenn man nicht Barthelémy ausnehmen will, der wenigstens mittelbar, durch Darstellung der griechischen Welt, dieselbe Richtung verfolgte.

seiner Sätze, zwei Bruchstücke aus der Feder eines Freundes, den er zwar nicht mit Namen nennt, aber so signalisirt, daß ihn jeder Kundige leicht errathen konnte. Es seien dies, fügt er bei, einige in einem Briefwechsel zerstreute Gedanken eines Gelehrten, wie man deren in unsern Zeiten höchst selten unter Männern seines Standes finde. Mit diesem habe er seit vielen Jahren gemeinsame Studien gepflegt. Diese Bruchstücke, die durch einen angenehmen Zufall [?] in seine Hand gekommen, seien zwar vom Jahre 1788. Doch gehe ihnen dadurch nichts von der „Neuheit“ ab, die alles haben werde, „was der in Geschichte und Philosophie mit dem hellsten Blick und dem tiefsten Sinn forschende Verfasser dem Publikum allzu lange vorenthalte.“ Zugleich machte Wolf darauf aufmerksam, „wie viel er für diese Betrachtungen — die Gesamtauffassung des Alterthums — aus den mündlichen und schriftlichen Unterredungen eines solchen Freundes gelernt habe.“ Freilich vermochte auch gerade Wolf, wie nicht leicht ein Anderer, die Winke eines Humboldt zu verfolgen und somit auch das Fremde zu seinem Eigenthum zu machen. Wie viel Genuß und Belehrung konnte andrerseits Humboldt aus dem Umgang eines in dieser Sphäre wieder so selbstständig heimischen und ihn doch so nah berührenden Freundes schöpfen! Allerdings mag auch die gleichzeitige Richtung unserer großen Dichter und besonders noch die Tendenz eines Uebersetzers der Alten, wie Boß, die damaligen Forschungen Humboldt's gefördert haben; eine klare, allseitige Sympathie jedoch durfte er zunächst nur bei Wolf zu finden gewärtig sein. Demnach sind unstreitig diese Beiden als gemeinsame Begründer unserer neueren wissenschaftlichen Gesamtauffassung dieser Studien zu betrachten. Humboldt betrieb diese Forschungen zunächst nur zu seiner Selbstbildung oder für einen engeren Kreis; diesem jedoch theilte er die Ergebnisse auch aufs freigebigste mit;

befonders Wolfen, der allerdings auch ehrenhaft genug war, da, wo er die gemeinsamen Resultate dem Publikum vorlegte, auf den geistvollen Mitbegründer, ja, in gewissem Sinne, Urheber hinzuweisen. Die frühe Gemeinsamkeit dieser Studien und der Einklang ihrer Betrachtungsweise war auch der vorzüglichste Grund ihrer innigen, durch das ganze Leben fortdauernden Verbindung. Mit keinem andern unserer neuern großen Alterthumsforscher wurde Humboldt in gleichem Grade vertraut, wie mit Wolf, er ertrug selbst seine Schwächen, und würdigte auch da noch den seltenen Geist, der in ihm wohnte, wo Andere nur die Vermessenheit, die ihn groß, aber eben so oft auch unleidlich machte, im Auge behielten.

Da Humboldt's Aufsatz über die Griechen nicht gedruckt worden ist, so muß uns jetzt Wolf's Darstellung des Alterthums⁶⁾ zum Theil auch für jenen als Ersatz dienen. Doch tritt vielleicht auch jener selbst noch ans Licht. Sollte er sich nicht auch unter Wolf's Papieren, nur etwa von dessen Hand geschrieben, auffinden lassen?⁷⁾ Im Uebrigen müssen wir uns bis jetzt mit den Bruchstücken, die Wolf, gleichsam als Commentar seines Textes, aufgenommen hat, und die, seiner Aussage nach, vom J. 1788 herrühren sollen, begnügen. Diese letztere Angabe ist aber sicherlich ein Irrthum. Denn aus allem, was wir bisher mitgetheilt haben, geht unzweifelhaft hervor, daß Humboldt sich erst seit Anfang 1792 so gründlich in diese Studien vertiefte. Wir sind daher der Ansicht, daß diese Bruchstücke, falls sie nicht der Abhandlung über die Griechen selbst entnommen wurden, aus gleichzeitigen Briefen, vielleicht aus denen an Wolf herkommen müssen. Daß eine bestimmte Person darin angedeutet wird, widerspricht

6) Ist auch einzeln abgedruckt erschienen: Leipzig, 1833.

7) Ist er vielleicht gar in dem Manuscript erhalten, das Dr. Körte in dem Verzeichniß von Wolf's litterarischem Nachlaß, a. a. D. II. S. 291, also aufführt: „Ueber das Studium des Alterthums, insonderheit des Griechischen.“ (25 Bl. 4 to.)

der Zulässigkeit der ersten Vermuthung noch nicht, denn die Abhandlung konnte gar wohl in der Form eines Schreibens an den Genossen dieser Studien gerichtet sein.

Es wurde schon bemerkt, daß Humboldt zunächst weniger beabsichtigt, die Wirkung des Alterthumsstudiums auf die neuere Menschheit überhaupt, sondern vielmehr die auf jeden Einzelnen unter den Neuern darzustellen und ihm dasselbe unter den verschiedensten Gesichtspunkten ans Herz zu legen. Der Erfolg ist am Ende derselbe; aber die Zusprache wird so wirksamer. Auch hier faßt Humboldt vor allem das Individuum ins Auge, die Hoffnungen für das Ganze, die noch dazu Vielen chimärisch dünken könnten, der Natur der Dinge überlassend.

Wolf machte es ebenso und mußte es wohl für seinen Zweck. Wie Humboldt betrachtet er das Studium der Griechen als das förderlichste Hülfsmittel für die Bildung des Menschen zu ächter und allseitiger Menschlichkeit. Beide Männer waren die Ersten, die diese Totalwirkung als den eigentlichen Zweck dieser Studien erkannten und diese Ansicht mit voller Schärfe und Klarheit entwickelten. Blicke man nur einmal auf Heyne, Wolf's unmittelbaren Vorgänger, zurück. Wenn dieser das Studium der Alten empfahl, hatte er vorzüglich das Poetische im Leben der Alten und den poetischen Geist der alten Dichter vor Augen. Gewiß war es schon ein Fortschritt, den Heyne that, indem er es bei diesem Studium besonders auf Bildung des Geschmacks, Veredlung des Gefühls, ja auf Vervollkommnung unsrer ganzen moralischen Natur abgesehen wissen wollte. Aber die Nothwendigkeit dieser Studien für alle nach höherer Menschenbildung Strebenden bleibt immer problematisch, so lange das Ziel, das hier erreicht werden soll, nur ein ästhetisches oder höchstens ästhetisch-moralisches ist. Es darf Einer des ästhetischen Organs nur ganz ermangeln so wird man ihm

schwerlich einreden, daß ihm diese Bildungsschule auch nur das Mindeste nützen werde. Zwar trug Heyne viel dazu bei, das Alterthum in weitere Kreise einzuführen, aber — er that noch immer viel zu wenig, dies Studium in seiner absoluten Nothwendigkeit für unsre moderne Cultur darzustellen. Erst Humboldt und Wolf gelang es, dies höchste Ziel der Alterthumsstudien in seiner ganzen Bedeutung zu erfassen. „Es ist,“ sagt Wolf, „dieses Ziel kein anderes als die Kenntniß der alterthümlichen Menschheit selbst, welche Kenntniß aus der durch das Studium der alten Ueberreste bedingten Beobachtung einer organisch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung hervorgeht.“ Kein niedrigerer Standpunkt als dieser kann allgemeine und wissenschaftliche Forschungen über das Alterthum begründen; kein geringerer ist hinreichend, um die Meinung derer zu berichtigen, die in der classischen Bildung nur einen Luxus oder ein bloßes Herkommen erkennen wollen. Erst so betrachtet, dürfen wir dem Studium der Alten den Ehrentitel *Humanitätsstudium* beilegen; erst so wird es — neben den Eindrücken, die unser religiöses Gefühl entwickeln — die höchste Bildungs- und Erziehungsschule der Menschheit.

Ist die Totalentwicklung seiner Kräfte in richtigem Verhältniß derselben gegeneinander die Aufgabe des Menschen, so kann ihm nicht leicht etwas so förderlich sein, als was ihn über seine Entwicklungsfähigkeit unterrichtet und zugleich zum werththätigen Streben anspornt. Beides zu bewirken ist aber nichts so vermögend, als ein großes Vorbild, schon das eines Einzelnen, und noch weit mehr das einer großen allseitig entwickelten Nation. Ein solches Vorbild haben wir an den Griechen. Sie zeigen uns die ursprünglichen Kräfte und Richtungen des Menschen in möglichster Vollständigkeit entwickelt, sie stellen die Menschlichkeit am reinsten von innen heraus gebildet und am vielseitigsten gebildet dar.

Mit ihnen müssen wir uns vergleichen, wenn wir das Ziel unsrer Bestimmung, eine vollendete Erhöhung unsrer Geist-, Gemüths- und Lebenskräfte schärfer in's Auge fassen und unschwerer erreichen wollen. Während uns sonst das Meiste abschreckt, was uns zur Selbst-, was uns zur Menschenkenntniß führen soll, ist das Studium der Alten schon an sich ein Genuß, ja einer Reise vergleichbar, die uns an den wunderbarsten Welterscheinungen vorüberführt. Wie belohnend, wie schon an sich den Geschmack bildend ist der Weg durch die Werke, die das Alterthum hinterlassen. Aber nicht bloß eine ästhetische, sondern eine viel allseitigere Wirkung macht schon die bloße Beschäftigung mit diesen Werken, denn sie schon setzt alle Seelenkräfte in gleichmäßiger Thätigkeit. „Um das Leben und Wesen einer vorzüglich organisirten und vielseitig gebildeten Nation mit Wahrheit zu ergreifen, um die längst verschwundenen Gestalten in die Anschauung der Gegenwart zurückzuziehen, dazu müssen wir unsere Kräfte und Fähigkeiten zu vereinter Thätigkeit aufbieten; um eine als unendlich erscheinende Menge fremder Formen in uns aufzunehmen, dazu wird es nothwendig unsere eigenen nach Möglichkeit zu vertilgen und gleichsam aus dem ganzen gewohnten Wesen herauszugehen. Hieraus entspringt aber eine Vielseitigkeit des Denkens und Empfindens, die in wissenschaftlicher Hinsicht für uns Moderne eine schönere Stufe der Geistescultur wird, als es für den Weltmann die Fertigkeit ist, ungewohnte Formen sich anzueignen, die er eben seinen Absichten angemessen glaubt.“⁸⁾ — Dringen wir aber dann in den Geist dieses Volkes ein, so begegnen wir einer Kraftentwicklung, wie sie kein andres in gleichem Grade erreichte. „Nur im alten Griechenland,“ sagt ebenfalls Wolf, „findet sich, was wir anderswo fast überall

8) Worte Wolf's in der „Darstellung der Alterthumswissenschaft.“

vergeblich suchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meisten solcher Eigenschaften besaßen, welche die Grundlage eines zu ächter Menschheit vollendeten Charakters ausmachen; Völker von so allgemeiner Reizbarkeit und Empfänglichkeit, daß nichts von ihnen ungesucht gelassen wurde, wozu sie auf dem natürlichen Wege ihrer Ausbildung irgend eine Anregung fanden, und die diesen ihren Weg unabhängiger von der Einwirkung der andersgesinnten Barbaren und weit länger fortsetzten, als es in nachfolgenden Zeiten und unter veränderten Umständen möglich gewesen wäre; die über den beengten und beengenden Sorgen des Staatsbürgers den Menschen so wenig vergaßen, daß die bürgerlichen Einrichtungen selbst, zum Nachtheile vieler, und unter sehr allgemeinen Aufopferungen, die freie Entwicklung menschlicher Kräfte überhaupt bezweckten; die endlich mit einem außerordentlich zarten Gefühle für das Edle und Anmuthige in den Künsten, nach und nach einen so großen Umfang und so viel Tiefe in wissenschaftlichen Untersuchungen verbanden, daß sie unter ihren Ueberresten, neben dem lebendigen Abdrucke jener seltenen Eigenschaft, zugleich die ersten bewunderungswürdigen Muster von idealen Spekulationen aufgestellt haben.“ — Bei aller Vielseitigkeit war doch in allem Griechischen ein Geist vorherrschend; auch die Werke, die von ihnen herkommen, tragen in Gehalt und Form das Gepräge des Nationalcharakters. Bei keinem andern höher cultivirten Volke athmet Litteratur und Kunst so nationale Empfindungen, nirgends entwachsen sie so aus nationaler Sitte; selbst die Wissenschaft war bei den Griechen von Vorstellungen und Ansichten des Volkes durchdrungen. Kein Volk schuf in solchem Grade original, denn mehr als alle höher gebildeten hatte es seine Cultur aus eigener innerer Kraft gewonnen. So erscheint uns bei den Griechen überall ein eigenthümlicher, naturkräftiger, vielseitiger und wahrhaft organischer Entwicklungszustand der Menschheit.

Das sind die Grundzüge der Humboldt- Wolffschen Betrachtung, die dann der Erstere noch auf mannigfache Weise in ihre Tiefen verfolgt. Nach Humboldt's Ansicht soll man die Werke der Alten stets mit Hinsicht auf ihre Urheber, auf die ganze Nation, auf die Periode, der sie entstammen, ins Auge fassen. „Nur diese Betrachtungsart“, sagt er in den bei Wolf mitgetheilten Bruchstücken, „kann zu wahrer philosophischer Kenntniß des Menschen führen, insofern sie uns nöthigt, den Zustand und die gänzliche Lage einer Nation zu erforschen und alle Seiten davon in ihrem großen Zusammenhange aufzufassen. Das Streben nach einer solchen Kenntniß (da Niemand eigentliche Vollendung derselben hoffen darf) kann man jedem Menschen als Menschen, in verschiedenen Graden der Intension und Extension unentbehrlich nennen, nicht nur dem handelnden, sondern auch dem mit Ideen beschäftigten, dem Historiker im weitesten Sinne des Wortes, dem Philosophen, dem Künstler, auch dem bloß Genießenden. Um von dem Manne im größern praktischen Leben zu reden, wenn er wirklich des höchsten Zweckes aller Moralität, der wachsenden Vereblung des Menschen, eingedenk ist, so wird er durch kein Studium besser belehrt, was er moralisch unternehmen dürfe, und politisch mit Erfolg unternehmen könne; so daß von dieser Seite sein Verstand geleitet wird. Aber auch sein Wille wird dadurch geleitet. Alle Unvollkommenheiten des Menschen lassen sich auf Mißverhältnisse seiner Kräfte zurückführen: indem nun jenes Studium ihm die Totalität zeigt, werden die Unvollkommenheiten gewissermaßen aufgehoben; und es erscheint zugleich die Nothwendigkeit ihres Entstehens und die Möglichkeit ihrer Ausgleichung, wodurch das seither einseitig betrachtete Individuum nach diesem Ueberblick gleichsam in eine höhere Classe versetzt wird.“

„Von dem bloß genießenden Menschen,“ fügte Hum-
Schlesier, *Erinn. an Humboldt. I.*

boldt noch hinzu, „ließe sich eigentlich nichts sagen, da der Eigensinn des Genusses keine Regel annimmt. Aber ich setze mich hier in die Stelle, nicht gerade der edelsten Menschen, aber der Menschen in ihren edelsten Momenten. In diesen nun sind die vollkommensten Freuden diejenigen, welche man durch Selbstbetrachtung und durch Umgang in seinen mannigfachen Abstufungen empfängt. Je höher solche Freuden sind, desto eher sind sie zerstört ohne ein scharfes Auffassen des Seins unserer selbst und Anderer: aber dies ist nicht möglich ohne eindringendes Studium des Menschen überhaupt. Diesen Freuden an die Seite treten billig diejenigen, welche der ästhetische Genuß der Werke der Natur und der Kunst gewährt. Diese wirken vorzüglich durch Erregung der Empfindungen, welche von den äußeren Gestalten, wie von Symbolen, geweckt werden. Je mehr nun lebendige Ansichten möglicher menschlicher Empfindungen uns zu Gebote stehen, desto mehr äußerer Gestalten ist die Seele empfänglich. Selbst der sinnliche Genuß wird vervielfacht, erhöht und verfeinert, indem die Phantasie ihm das reiche Schauspiel seiner möglichen Mannigfaltigkeit nach der Verschiedenheit des Genießenden zugesellt, und indem sie dadurch gleichsam mehrere Individuen in uns vereinigt. Endlich mindert sich durch eine solche Ansicht das Gefühl auch des wirklichen Unglücks. Das Leiden, wie das Laster, ist, näher betrachtet, immer nur partiell; wer das Ganze vor Augen hat, sieht, wie es dort erhebt, wenn es hier niederschlägt.“

„Lassen Sie mich jetzt,“ sagt Humboldt in dem zweiten vorhandenen Bruchstück, „nur einige von den Seiten berühren, wodurch die Griechen sich vor andern Völkern auszeichnen und die die genaueste Kenntniß ihrer Nationalität zu den schönsten Absichten unserer Studien wichtig machen. Ich möchte dahin zuerst den Reichthum an mannigfaltigen Formen rechnen, der sich in ihrer ganzen Cultur zeigte; womit eine

solche Ausbildung des Charakters verbunden ist, wie er in jeder Lage des Menschen da sein kann und da sein sollte, ohne Rücksicht auf individuelle Verschiedenheiten und veränderliche Verhältnisse. Der Mensch, den uns die griechischen Schriftsteller darstellen, ist doch aus lauter zugleich einfachen und großen und, von vielen Gesichtspunkten aus betrachtet, auch schönen Zügen zusammengesetzt. Besonders heilsam muß das Studium eines Charakters, wie der griechische, in einem Zeitalter wirken, wo durch unzählige Umstände die Aufmerksamkeit vielmehr auf Sachen als auf Menschen, mehr auf Massen von Menschen als auf Individuen, mehr auf äußern Werth und Nutzen als auf innern Gehalt und Genuß gerichtet ist, und wo hohe und mannigfache Cultur sehr weit von der ersten Einfachheit abgeführt hat. In solchen Zeiten muß es sehr heilsam sein, auf Nationen zurückzublicken, bei welchen dies alles beinahe gerade umgekehrt war.“

Der Grieche in der Zeit, in der wir ihn zuerst vollständiger kennen lernen, stand noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur. Er strebte nur seine persönlichen Kräfte zu entwickeln. Sein ganzes Wesen war um so mehr in Thätigkeit vereint, als er vorzüglich durch Sinnlichkeit afficirt und von dieser am stärksten ergriffen wurde. Diese Sinnlichkeit gab ihm so große innere Beweglichkeit, aber es hing mit ihr auch noch eine andre glückliche Fortentwicklung zusammen. Humboldt beschreibt diese also: „Als die Nation sich noch nicht gänzlich aus dem Zustand der Nothheit herausgeholfen hatte, besaß sie schon ein ungemein feines Gefühl für jedes Schöne der Natur und der Kunst und einen richtigen Geschmack, nicht der Kritik, sondern der Empfindung; und wiederum, als sie schon das männliche Alter überschritten hatte, finden wir bei ihr noch ein treues Aufbewahren jenes ursprünglich einfachen Sinnes. Daher blieb auch immer bei den Griechen die Sorgfalt für die geistige Bildung

ungetrennt von der für die körperliche, und stets von Ideen der Schönheit geleitet. Bewundernswerth ist hier besonders die sehr allgemeine Verbreitung des Gefühls für Schönheit unter der ganzen Nation; und nichts kann für unsere Welt wichtiger sein, als ein Auffassen dieses charakteristischen Zuges. Denn keine Art der Ausbildung ist überhaupt unentbehrlicher als diese, da sie das ganze Wesen zusammenfaßt, und ihm die wahre Politur und den wahren Adel ertheilt; zumal bei uns, wo es eine so große Menge von Richtungen giebt, die geradezu von allem Geschmack und Schönheitsgeföhle entfernen müssen.

„In den bessern Zeiten von Athen (und auf diesen Staat müssen wir, als auf den am höchsten gebildeten, auch am meisten zurück kommen) in Athen machte bei einer solchen Sinnesart die freie Verfassung selbst eine so vielseitige Ausbildung nothwendig. Das Volk, vor dem der Staatsmann auftrat, gab nicht bloß der Natur und Stärke seiner Gründe nach; es sah auch auf die Form, auf das Organ, auf körperlichen Anstand: so blieb für jenen keine Seite übrig, die er ungestraft vernachlässigen durfte. Allein die Eigenschaften, nach denen er zu streben hatte, bezogen sich alle eigentlich auf rein menschliche und allgemeine Bildung, nicht auf die Cultur besonderer Talente und Kenntnisse. Dieselbigen Vorzüge, die den Griechen zum großen Menschen machten; machten ihn auch zum großen Staatsmanne. So fuhr er, indem er an den öffentlichen Geschäften Theil nahm, nur fort, sich selbst höher auszubilden.“

Am Schlusse dieses Fragments räth Humboldt noch, nicht bei den Perioden der feinsten griechischen Ausbildung zu verweilen, sondern, gerade im Gegentheil, ganz vorzüglich bei den frühesten Perioden. „Denn in diesen liegen die fruchtbarsten Keime des eigentlich schönen Charakters der Griechen.“ Es sei von da aus um so belehrender zu ver-

folgen, wie er sich nach und nach veränderte und endlich ausartete.

Es war in dieser Zeit sogar Humboldt's ernstlicher Plan — nicht bloß diese Hauptandeutungen — sondern geradezu „eine mit ausführlichen historischen Beweisen belegte Schilderung des griechischen Charakters“ zu liefern. Er erwähnt es noch gegen Schiller (27. Nov. 1795), daß er sich dies einmal vorgesetzt hatte. Doch deutet er zugleich an, daß er diesen Gegenstand wegen seines zu großen Umfangs schon so gut wie aufgegeben habe und sich jetzt auf eine Schilderung des dichterischen Geistes der Griechen zu beschränken gedenke, eine Arbeit, die jedoch ebenfalls nicht zur Ausführung kam. Es lag ihm einmal in jenen Jahren wenig daran, das, was er sich klar gemacht hatte, auch ändern aufzuhehlen. Wir müssen uns daher, in diesem Betreff mit den trefflichen Bruchstücken begnügen, die allerwärts in seinen Schriften zerstreut sind und, als unvergleichliche Winke, hoffentlich dem zukünftigen Darsteller des griechischen Geistes und Lebens nicht verloren gehen werden. Der Geist eines solchen Werks liegt in Humboldt's Andeutungen vorgezeichnet. Diesen erfasse man und dann wird, gestützt auf das was unsere Alterthumsforscher nach dem Erscheinen des Anacharsis gegründet haben, ein Werk zu Tage kommen, wie es Humboldt beabsichtigte, selbst zu liefern aber durch andere Strebungen, und vor allem durch die immer vorwärts drängende Richtung seines Geistes auf das Reich der Ideen, abgehalten wurde.

Von den in Humboldt's Schriften zerstreuten Winken über den Geist und die Bedeutung des Griechenthums sei hier nur noch einer herausgehoben, der zwar aus späterer Zeit herrührt, aber nicht nur alle seine bisher angeführten Alterthumsbetrachtungen, sondern zugleich die politisch-nationalen Ansichten, die wir im vorigen Abschnitt beleuchteten, auf höchst bemerkenswerthe Weise ergänzt. Humboldt unter-

schied nämlich die Ueberlieferungen, deren auch Griechenland von außen theilhaft wurde, von der ganz selbstständigen Weise, in der es sich dieselben zu eigen machte. Gerade in dieser Umbildung des Fremden liegt das Wunderbare seiner Erscheinung — in der „plötzlichen Entwicklung freier und sich doch wieder gegenseitig in Schranken haltender Individualität.“ „Denn das Bewundernswürdige der griechischen Bildung,“ setzte er hinzu, „und was am meisten den Schlüssel zu ihr enthält, hat mir immer geschienen, daß, da den Griechen alles Große, was sie verarbeiteten, von in Kästen getheilten Nationen überkam, sie von diesem Zwange frei blieben, aber immer ein Analogon beibehielten, nur den strengen Begriff in den loseren der Schule und freien Genossenschaft milderten, und durch vielfachere Theilung des urnationellen Geistes, als es je in einem Volke gegeben hat, in Stämme, Völkerschaften und einzelne Städte, und durch wieder eben so aufsteigende Verbindung, die Verschiedenheit der Individualität zu dem regsten Zusammenwirken brachten. Griechenland stellt dadurch eine, weder vorher, noch nachher jemals dagewesene Idee nationeller Individualität auf, und wie in der Individualität das Geheimniß alles Daseins liegt, so beruht auf dem Grade der Freiheit, und der Eigenthümlichkeit ihrer Wechselwirkung alles weltgeschichtliche Fortschreiten der Menschheit.“⁹⁾ Diese Worte finden sich in einer der merkwürdigsten Abhandlungen Humboldt's, und zwar aus dem Jahre 1820. Sie beweisen uns aufs unverkennlichste, 1) wie sehr seine Anschauung der griechischen Welt mit allen seinen Ansichten und Ueberzeugungen verflochten war, und 2) daß er in seiner spätern, praktischen

9) Gef. Werke, I. 20.

Zeit dem Allgemeinen, sei es Gesellschaft, Staat oder Nation, angemessene Zugeständnisse gemacht hatte, ohne damit von dem Mittelpunkt seiner Betrachtung, in der das Leben, die Berechtigung und das Gedeihen der Individualkraft als Zweck alles Seins und aller menschlichen Einrichtungen feststeht, im Geringsten zu weichen. —

In dem Bisherigen haben wir den Kern aller Humboldt'schen Alterthumsbetrachtung und seiner Richtung dahin zusammengefaßt. Ehe wir nun auf die sonstigen Alterthumsbeschäftigungen und dahin einschlagenden Studien und Uebungen Humboldt's den Blick wenden, sei hier nur noch folgenden Bemerkungen Raum vergönnt. Viele werden zu der eben verkündeten Fruchtbarkeit des Studiums der Alten ungläubig den Kopf schütteln, und selbst, wenn wir Humboldt's eigne Ausbildung und die Tüchtigkeit seines Charakters als glänzenden Beleg entgegen halten wollen, doch immer noch einwerfen, dieser habe schon an sich solche Anlagen und Eigenschaften gehabt, auf die jenes Studium leicht bildend und vollendend einwirken konnte. Auf Tausende dagegen werde diese Schule, wie schon die Erfahrung hinlänglich beweise, geringen Erfolg haben. Nun etwas Wahrheit liegt allerdings in dieser Einwendung; doch läßt sich weit mehr für das Gegentheil anführen. Gewiß ist, daß immer eine gewisse Naturanlage, ein Grad von Vorbildung dazu gehört, um aus den Werken der Alten einen wahren Gewinn zu ziehen. Aber eben, weil „die Bäume doch nicht in den Himmel wachsen,“ ist es um so nöthiger, die Fähigen dringend auf diese höhere Bildungsquelle hinzuweisen, und ihnen bei rechter Zeit den wahren Werth dieser Studien an's Herz zu legen. Endlich ist ja auch zu hoffen, daß, wenn auch nur Wenige einen wahren Gewinn davon ziehen, nur Wenige sich zu allseitigerer Ausbildung anspornen lassen, diese Wenigen, schon

durch ihr bloßes Dasein, eine wohlthätige Rückwirkung auf Andre äußern werden. Dann thut es auch das Studium der Alten nicht allein. Wird einer z. B. körperlich gewandt, bloß weil er die Classiker studirt? Wer nicht den Geist der Alten einzusaugen vermag, nicht ihren allseitigen Uebungen nachempfiehlt, mit Einem Worte nicht, in gewissem Sinne, wie Einer der Alten zu leben trachtet, der hat dies Studium, wie so vieles Andre, mehr oder minder vergeblich getrieben. Endlich bedenke man doch, daß ja die unendlich größere Menge ohnehin mehr durch das Leben und Beispiel gefördert wird, als durch Studien. Für sie ist am meisten von den Formen und Einrichtungen zu hoffen, die unmittelbar oder mittelbar in's Leben zurückzurufen griechisch geschulten Geistern gelingen mag.

Denen aber, die die Vorzüge griechischer Bildung überhaupt bestreiten und die Forderung, ihr nachzustreben, nur als eine Ueberschwenglichkeit solcher ansehen, die von der Schönheit und Classicität der aus dem Alterthum erhaltenen Werke hingerissen worden, haben wir eigentlich gar nicht zu erwiedern. Sie mögen immer meinen, unsre besten Köpfe hätten das Alterthum überschätzt. Allerdings dringt namentlich deutscher Geist tiefer in das Reich der Ideen, und gewiß ruht unser Streben auf einem solideren sittlich religiösen Grunde — aber an Allseitigkeit der Kraftentwicklung, an Charakterform und ästhetischer Vollendung der ganzen Menschlichkeit überragt das Griechenthum dennoch alle übrigen, und besonders neueren Nationen in solchem Maße, daß es in dieser Hinsicht, trotz seiner graduellen Beschränktheit, gewiß als fruchtbarstes Vorbild dienen kann. Humboldt selbst überschätzte den Grad griechischer Bildung und Fähigkeit und das Wesen griechischer Einrichtungen keineswegs. Die Saatsformen der alten Welt stellt er an sich gar nicht einmal als Muster für die Neueren auf, und selbst in Kunst

und Dichtung erkennt er den Vorzug der Neuern, in Gehalt und Empfindung, entschieden an; aber im Allgemeinen verehrt er in der Kraftentwicklung jener Völker ein Vorbild, das, in seiner Totalität und Vollendung, am besten geeignet sei, das große Bruchstück moderner Bildung zu ergänzen und diese damit zu vollenden. — Wenn Humboldt sich bei Einzelheiten auch wohl zu allzu unbedingter Werthschätzung hätte verleiten lassen, wen würde dies an dem großen Griechenfreunde verwundern! Die Sprache schon übt manchmal einen verführerischen Reiz. So würden wir z. B. die attische Prosa, deren Einzigkeit und Vollendung kein Kundiger bezweifelt, doch nicht als so vollgültiges Muster hinstellen, wie es Humboldt wiederholt — auch in den Ges. W. I. 108—9 — thut. Denn so vollendet in ihr auch die Scheidung des poetischen und prosaischen Ausdrucks vollzogen sein mag, so dünkt uns doch, daß die Beweglichkeit und süße Geschwängigkeit der Attiker eines Theils noch immer zu sehr unter dem Einfluß dichterischer Form stand und wie alles Dichterische mehr auf den schönen Schein als den reinen Ausdruck der Wahrheit abzielte, dann aber überhaupt zu sehr von dem Element einer den Atheniensern eigenthümlichen unaufhörlichen Dialektik und, wie Humboldt selbst bemerkt, Sophistik durchdrungen war. Es ist gewiß, daß die Griechen jener Zeit auch in der Prosa die Form über den Inhalt setzten. Daher wir bei aller Bewunderung für die Schönheit dieser Prosa, in ihr doch noch mehr den Beleg finden, was ein Volk, dem die Form so viel und in gewissem Sinne alles gilt, das aber sonst mit allseitigster Kraft und Fertigkeit gerüstet ist, selbst in ungebundner Rede zu erreichen vermag. Es versteht sich, daß wir, wenn von attischen Prosaikern die Rede, den Thucydides nicht speciel mitinbegriffen haben. Dieser steht ganz einzig da und kann in mehrfachem Betracht als derjenige angesehen werden, der den Charakter dieser Prosa zuerst durchbrochen.

Humboldt war es mit der Forderung, die er an die Mitlebenden und Neueren überhaupt stellte, voller Ernst. Er selbst blieb dem Studium der Alten bis an sein Ende treu, und setzte, um das Band ja nicht locker werden zu lassen, jene Uebungen, das Alterthum ins Deutsche zu übertragen, selbst unter den wichtigsten und drängendsten Staatsgeschäften fort. Sogar in den Tagen des Wiener Congresses feilte er an griechischen Chorgesängen, und erfüllte solche Aufgaben gleich der nächsten und nothwendigsten Pflicht. Selten fing er den Tag anders als mit Griechen oder Lateinern an. „Die Alten“ — schrieb er einst an Wolf — „verderben sonst einen Menschen von Grund aus.“¹⁰⁾

Mit Wolf pflog er auch einen regelmäßigen Briefwechsel, in welchem nicht nur die Ansicht über das Alterthum und die Encyclopädie der classischen Studien erörtert wurde, sondern alles, was der Eine trieb, auch die Theilnahme des Andern beschäftigte. Urtheile und Rathschläge gingen hin und wieder. Mit regstem Interesse begleitete Humboldt Wolf's Forschungen, und zwar nächst den encyclopädischen vor allen die über Homer, dann die Herausgabe der Homerischen Werke und die projectirte der Platonischen. Humboldt war der Erste, dem Wolf seine homerischen Untersuchungen mittheilte. „Der Gedanke über die Urheber der homerisch genannten Gedichte,“ erwiederte ihm Humboldt schon im Januar 1793, „beschäftigt mich in eben dem Grade mehr, als er dem Horizonte meiner Kenntnisse und Beurtheilung näher liegt.“ Er wolle, fügte er hinzu, jetzt den ganzen Homer hinter einander durchlesen, ohne sich zu präoccupiren, und, als hätte er bloß einen solchen Gedanken gehört, auf seine Empfindungen merken. Diese werde er ihm dann en gros sagen. Das Détail könne er erst

10) Körte, a. a. D. II. 33.

Wolf's künftigen Détails hinzu oder entgegensetzen. Dies that er, als die Wolf'schen Prolegomena ad Homerum erschienen waren (1795.) Seine Briefe legen, wie uns Körte versichert,¹¹⁾ hinreichendes Zeugniß darüber ab. Aus dem, was uns bis jetzt von diesen mitgetheilt worden, geht schon hervor, daß Humboldt zwar die überlieferte Ansicht über den Verfasser der Ilias und Odyssee für erschüttert, die Untersuchung des Gegenstandes aber noch lange nicht für geschlossen ansah. So spricht er sich offen in einem Briefe an Wolf vom 20. September 1796 aus. Kurz zuvor hatte er Wolf in Göttingen einen Besuch gemacht und auch mit ihm über diesen Gegenstand gesprochen. Wolf war gar nicht einig mit Wolf. Er glaubte, daß Homer wohl dennoch geschrieben habe, fand nirgends Fugen und hielt die Arbeit der Verbindung der einzelnen Gesänge für so schwierig, daß er der Meinung war, Wolf habe nur den Homer um einige Jahrhunderte weiter vorgerückt. „Ich hätte mich gern,“ sagt Humboldt, „mit ihm hierüber tief eingelassen. Allein theils ist es schwer, mit ihm zu streiten, da er so leicht schweigt, ohne überzeugt zu sein, und andern Theils muß ich auch sagen, daß, meiner Ueberzeugung nach, die Sache noch nicht so darliegt, daß sie sich durchstreiten läßt — den einzigen Punkt ausgenommen, daß Homer nicht geschrieben haben kann, was ich für ausgemacht halte. Uebrigens, glaube ich, sind die Gründe, die Ihre Prolegomena angeben, alle noch so, daß sie nach individuellen Verschiedenheiten mehr oder minderen Eindruck machen. Der *Cardo rei* liegt meines Erachtens allein darin, daß in der Ilias wirkliche Verschiedenheiten des Stils, der Sprache u. s. f. sein sollen. Bei diesen, glaube ich, hätten Sie anfangen müssen; jetzt getraue ich mir zwar immer, den

11) Körte, a. a. D. I. 277.

Gegner bestreiten, nie aber ihn besiegen zu können.“¹²⁾ Bis zu einem solchen entschiedenen Sieg wird es aber auch schwerlich jemals irgend eine Ansicht über die Verfasser der Homerischen Gedichte bringen, wenn auch das noch als ausgemacht betrachtet werden kann, daß Ilias und Odyssee nicht zu einer Zeit und nicht von einem und demselben Dichter niedergeschrieben worden sind. — Voller Bewunderung äußert sich Humboldt über Wolf's Ausgabe des Homer, ja er heißt sie geradezu ein Ideal von Bearbeitung; man könne hier, meint er, den Ausdruck „Idee,“ gegen dessen Entweihung Kant so sehr eifere, platonice brauchen. Es sei in jeder Hinsicht ein großes Werk und müsse ein Canon alles Edirens werden. Nun werde es doch einmal einen Autor geben, den man bis auf grammatische Feinheiten hinunter citiren könne, ohne fürchten zu müssen, falsche Lesarten und Fehler statt Zeugen der Wahrheit zu finden.¹³⁾ — Auch Wolf nahm an den Studien und Arbeiten seines verehrten Freundes nach Kräften Theil. So beschäftigte er sich wohl hauptsächlich um dessentwillen mit der Aeschyleischen Dreistie und namentlich mit Agamemnon. Daß er von Humboldt auch zu specielleren Forschungen in dem Gebiete der philosophischen Grammatik angeregt worden, läßt sich, auch ohne nähere Belege, fast als gewiß annehmen. An Sinn dafür mangelte es ihm ohnehin nicht. War es doch Wolf, der schon 1788 die deutsche Uebersetzung des bekannten Werks von Harris: Hermes, oder philosophische Untersuchung über die allgemeine Grammatik, mit Anmerkung von seiner Hand begleitet, herausgab!

Es war natürlich, daß ein Mann, wie Humboldt, wenn er sich einmal so gründlich mit dem Studium der Alten beschäftigte, auch zu einzelnen specielleren Forschungen

12) Bei Barmhagen, a. a. D. IV. S. 311—12.

13) S. Körte, a. a. D. I. 276—77.

auf diesem Gebiete veranlaßt werden mußte und zwar hauptsächlich zu solchen, die die allgemeinere Richtung seines Geistes nahe genug berührten. Nun war ihm aber jederzeit nächst dem Forschen über die Natur und die Zwecke des Menschen und neben der Alterthumskenntniß nichts so wichtig als das Studium der Kunst, und zwar hauptsächlich der Dichtkunst, und das Studium der Sprache. So finden wir denn sein besonderes Augenmerk, auch schon in jenen Jahren, auf den Charakter der alten Poesie gerichtet und unter den Gattungen derselben wieder besonders auf die Lyrik. Diese Untersuchungen gingen bei ihm stets Hand in Hand mit der Totalauffassung des antiken Geistes auf der einen und mit ästhetischer Speculation und Kritik und vergleichendem Hinblick auf unsere Nationallitteratur auf der andern Seite. Es war für ihn eine Lieblingsaufgabe deutsche und griechische Sprache wie die Kunst und den Charakter beider Völker unaufhörlich zu parallelisiren. Mit diesem Triebe hingen auch seine Versuche zusammen, Musterstücke des griechischen Dichtergeistes in's Deutsche zu übertragen, indem er damit die Fähigkeit unsrer Sprache, sich bis zu griechischer Beweglichkeit und Kunst emporzuschwingen, gleichsam mit eigener Hand auf die Probe stellte, während ihm die Ueberwältigung solcher Aufgaben zugleich als Mittel diente, das eigne Sprach- und Darstellungsvermögen in immerwährender Uebung zu erhalten und zu immer höherer Vollkommenheit zu bilden.

So ist uns denn auch in Humboldt's Schriften und Briefen eine Reihe der trefflichsten Charakteristiken antiker Anschauungsweise und Kunst erhalten. Wir rechnen hieher besonders seine Einleitungen zu einzelnen Pindarischen Hymnen, die große Einleitung zur Uebersetzung des Agamemnon (1816) und die vielen herrlichen Stellen in seinem sprachphilosophischen Hauptwerk: „Ueber die Verschiedenheit des

menschlichen Sprachbaues" (Einleitung zur Kawi-
 Sprache, Berlin, 1836.) Ich will nur Einiges hervor-
 heben, z. B. die Darstellung der antiken Begriffe Nemesis
 und Dike (Einl. z. Agamemnon), die Entwicklung der
 griechischen Göttergestalten (Ges. W. I. 217—30), und von
 den vielen unvergleichlichen Charakteristiken griechischer Dichter-
 eigenthümlichkeit oder einzelner Werke nur die des Pindar
 (Ges. W. I. 297—98. 330—31), des Aeschylos und
 des Agamemnon insbesondere (in der Einleitung zu diesem),
 des Lucretius (Ges. W. I. 99—100), endlich folgende
 Stellen in der Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 225: über
 die Griechen, 253: Griechische Litteratur, 255:
 Römische Prosa, 239—40: über eben diese und über
 Tacitus, 250: über Aristoteles und Platon. Diese
 Stellen gehören zu dem Herrlichsten, was je über den Geist
 der Alten und ihre Sprache oder einzelne Schriftsteller und
 Werke gesagt worden.

Am meisten jedoch beschäftigten Humboldt die Dichter, vor
 allem Pindaros und Aeschylos — eine Vorliebe, die wirklich
 sehr charakteristisch, und in mehr als einem Betracht der zu
 gleichen ist, die er für Schiller's Dichtweise hegte. Pindar
 und Aeschylos sind die erhabensten unter den griechischen
 Dichtern, Schiller ist es unter den neueren. Beide Griechen,
 und namentlich Pindar, sind vorzugsweise spruchreich; sie
 mahnen, wie Vorläufer, an jene Mitwirkung der Intellek-
 tualität, die in Schiller's Dichtungen eine Art Culminations-
 punkt erreicht hat. Wie aus Schiller, spricht uns aus
 diesen Griechen ein sittlicher Adel und die Kräftigkeit eines
 Charakters an, der, im Bunde mit den übrigen Eigen-
 schaften, die Wirkung ihrer dichterischen Kraft verdoppelt.
 Für Humboldt hatten jene Dichter auch noch andern Reiz.
 An ihnen besonders studirte er die alterthümlich kraftvolle
 Einfachheit der früheren Griechen. Die Fülle von Poesie,

die sich bei diesem Volk nachher in so vielfachen Formen und Gestalten offenbarte, wirkt bei diesen ältern Dichtern noch in zusammengedrängter Kraft, und um so stärker, da außerdem auch die den Griechen überhaupt eigenthümliche Verschmelzung plastischer und musikalischer Elemente vorzugsweis in ihrer Gewalt steht. Ueberhaupt schienen Humboldt die Lyriker und die lyrischen Bestandtheile des Drama am geeignetsten, die Elemente griechischer Kunst und das Charakteristische ihrer Composition aufzufinden. Auch deshalb widmete er nächst Pindarn dem Aeschylos besonderes Studium, weil bei diesem das Lyrische weit unvermittelter dem epischen Bestandtheile der Tragödie zur Seite tritt, statt durch innigere Vereinigung mit diesem das eigentlichst Dramatische hervorzubringen. Humboldt hielt jedoch überhaupt für unumgänglich nothwendig, den Chören der griechischen Dramatik ein besonderes Studium zu widmen, um die lyrische Poesie dieses Volkes in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen. Es schien ihm daher wünschenswerth, daß diese Chorstücke vollständig gesammelt und, von deutschen metrischen Uebersetzungen begleitet, besonders herausgegeben würden. Dann erst werde sich sowohl ihre Verwandtschaft mit der übrigen Lyrik wie ihre Eigenthümlichkeit und Verschiedenheit überschauen lassen, während sie jetzt nur zerstreut und mit einer auf das ganze Stück, dem sie einverleibt sind, getheilten Aufmerksamkeit gelesen zu werden pflegen. Humboldt hatte den Plan, mit der Zeit selbst einmal eine solche Sammlung zu veranstalten. Er spricht davon in der Einleitung, die er im J. 1793 der Uebersetzung eines Chors aus Aeschylos' Eumeniden voranstellte, von welcher gleich nachher die Rede sein wird. Der Plan war jedoch schon damals auf spätrre Zeit hinausgeschoben und kam dann gar nicht zur Ausführung. Doch verdanken wir dem Interesse, das Humboldt gerade für diesen Theil der griechischen

Dichtkunst hatte, nicht nur die Uebertragung einzelner Stücke, die er zur Probe unternahm, sondern vielleicht sogar sein Hauptwerk in dieser Hinsicht, die Uebersetzung des ganzen Aeschyleischen Agamemnon. Denn in diesem wunderbar großartigen Stücke ragen wieder die prachtvollen Chöre über alles Andre empor.

Es gibt kein sichereres Mittel, sich ganz in den Geist eines Volkes oder seiner Sprache und Kunst zu senken, als der eigne und immer fortgesetzte Versuch, dessen Schriftsteller und namentlich Dichter, mit möglichster Treue in die Muttersprache zu übertragen. Humboldt lag diese Aufgabe nahe genug. Wir bemerkten schon, daß er daran zugleich die Verwandtschaft unserer Sprache und ihre Fähigkeit erproben und sein eignes Sprachvermögen in steter Uebung erhalten wollte. Wir dürfen noch hinzusetzen, daß er auch seine eigne dichterische Mitgift daran erprobte. Denn war er auch nicht im Besitze eigentlich produktiver Dichterkraft, so loberte doch in ihm, wie mehr oder minder in jedem höher und allseitiger begabten Menschen, und nothwendig in jedem ächten Kritiker, eine eigne poetische Flamme, und zwar in ihm eine solche, die, fast zunehmend mit den Jahren, sich auch in selbstständigen lyrischen und elegischen Ergüssen Luft machte. Pindar und Aeschylos waren von den Griechen die seiner eigenen poetischen Stimmung wahlverwandtesten Geister. Auch das erklärt uns die Hingebung und Mühe, die er gerade diesen schwersten griechischen Classikern zuwendete. — Mit Pindar machte er gleich den Anfang. Wir haben früher gelesen, mit wieviel Selbstprüfung er an die ersten Versuche ging, wie er Schillern um seine Meinung ersuchte, und um zwei Stimmen zu haben, die zusammen das Urtheil ziemlich erschöpfen konnten, ohne Zweifel auch die Wolfische einholte, wie er es später auch bei den ersten Versuchen am Agamemnon that. Bei

den Forderungen, die er an den Uebersetzer stellte, war es auch keine Kleinigkeit, sich gleich an solche Dichter zu wagen, zu einer Zeit, wo die Uebersetzungskunst unter den Deutschen in der ersten Entwicklung begriffen war, die Zeitmessung unsrer Sprache noch so sehr im Argen lag und endlich unsre Sprache selbst zu solcher Schmiegsamkeit noch gar nicht herangebildet war. Selbst Voss, der große Meister, hatte damals noch am Homer genug zu thun, und wagte sich erst viel später an schwerere Dichter. Bedenken wir dann, wie wenig vor den Arbeiten eines Hermann und Böckh, in Betreff der bei Pindar und Aeschylos so wichtigen Silbenmaße festgestellt und wie sehr damals noch der Text dieser Dichter in dieser Hinsicht und überhaupt verwahrloßt war, so können wir Humboldt's Wagstück nicht genug bewundern. Er mußte Schritt vor Schritt die Bahn öffnen, die Gesetze finden; der Versuch mußte, wenn er gelang, für die nachherigen Forscher in diesem Gebiete eine wichtige Anregung und nach den Voss'schen Arbeiten gewiß die wichtigste werden. Es gelang Humboldt auch wirklich, in so weit es bisher überhaupt möglich war, den Pindar zu bewältigen. Denn ganz ist er es allerdings noch von keinem Uebersetzer. Die meisten Versuche fielen immer noch zu steif aus, oder sie verwässerten den Dichter. Es giebt sogar neuere Arbeiten, die, ohne Mithülfe des Urtexts, gar nicht zu genießen sind. Von frühern Versuchen sind auch die einzelnen Herderschen keineswegs zu verachten. Sie sind zwar eher Umdichtungen, als Uebersetzungen, aber dennoch wegen ihrer poetischen Frische und Klarheit verdienstlich. Doch fehlt dem Rhythmus der Schwung und die Kraft; der Uebersetzer ist auch von dem Versmaß des Originals ganz abgewichen und hat die strophische Abtheilung ganz verwischt. Humboldt's Uebersetzungen sind noch bis heute fast die einzigen, die, wie ein Mann vom Fach, sich erst kürzlich ausdrückte,

„Treue in Inhalt und Form mit Klarheit und Ungezwungenheit des Ausdrucks vereinigen.“ Eine Freiheit, die er sich, namentlich in früherer Zeit, genommen, nämlich die Brechung der Worte, ist, nach neueren Untersuchungen, bei Pindar als unzulässig befunden worden. Wir erwähnen dies nur, weil es — mit Ausnahme einiger der frühesten Versuche — Humboldt's Wille war, sich ganz streng auch an die Form des Originals zu halten.

Es war einmal sein Wunsch, den ganzen Pindar zu übersetzen. Aber schon 1795 glaubte er nicht mehr an die Realisirung desselben.¹⁴⁾ Doch fuhr er bis in seine spätern Jahre fort, an der Uebertragung einzelner, auserwählter Oden zu feilen. Er suchte sich theils die schönsten, theils solche aus, die ein besonders eigenthümliches Gepräge an sich tragen. Im zweiten Bande seiner gesammelten Werke sind fünfzehn Stück enthalten, von denen bisher kaum der dritte Theil im Druck erschienen war. Wir können mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß ein beträchtlicher Theil dieser Oden schon in den Jahren 1792—94 entstand oder wenigstens angefangen wurde. Doch nur von Zweien wissen wir es gewiß, von der Uebersetzung der zweiten Olympischen, die Humboldt einzeln (Berlin, 1792) herausgab, und von der vierten Pythischen, die er, nach seiner eignen Aussage gegen Schiller¹⁵⁾, schon zu Auleben gemacht hatte, aber erst 1795 in Geng neuer deutscher Monatschrift abdrucken ließ (November, S. 173—208.) Letzterer fügte er eine sehr interessante Einleitung und auch erklärende Anmerkungen bei. In dieser Einleitung sagt er auch, daß die Uebersetzung ihm nicht mehr ganz genüge, und daß er mehrere Stellen noch umgeändert haben würde, wenn er nicht gefürchtet hätte, der Einheit des Ganzen zu schaden, von der die Hauptwirkung

14) Briefwechsel zw. Schiller und Humboldt, S. 295.

15) Ebendasselbst.

abhänge. Das Silbenmaß kommt in dieser Ode mit dem des Urtextes in der Wiederkehr ähnlicher rhythmischer Perioden, nicht aber in Absicht der einzelnen Verse überein, was Humboldt erst etwas später versuchte. — Außer diesen Pindarischen Stücken übersezte er in diesem Zeitraum auch einige Chöre aus Aeschylus' Eumeniden und einen derselben (B. 299—399) ließ er, mit einer kurzen Vorerinnerung, in Bießer's Berliner Monatschrift v. J. 1793 erscheinen (August, S. 149—56.) Wir haben oben von dem Plane berichtet, mit dem diese Versuche zusammenhingen.

Humboldt gehört anerkannt zu unsern trefflichsten Uebersetzern; seine Arbeiten in dieser Hinsicht, namentlich der Agamemnon, reihen sich würdig an die Leistungen eines Boß, A. W. Schlegel, Wolf, also der berühmtesten Namen in diesem Fache an. Wenn seine Arbeiten noch immer etwas Schweres und an einzelnen Stellen selbst undeutsch Scheinendes an sich tragen, so liegt der Grund davon nicht in der Fähigkeit des Uebersetzers sondern in der Strenge der Principien, denen er folgt, dem damaligen Stand unserer Sprache, die in ihrer Bildung noch nicht so weit vorgeschritten war, um das überall freiwillig zu leisten, was man nach diesen Principien von ihr fordert, endlich aber und hauptsächlich, in der Schwierigkeit der Dichter, deren Bewältigung der Uebersetzer sich zur Aufgabe machte. — Nach diesen Principien ist eine nur den Sinn und Grundton eines Werkes wieder spiegelnde Nachbildung, so verdienstlich sie auch sein mag, noch lange keine Uebersetzung im wahren Sinne. Diese besteht in der Kunst charakterischer Nachbildung d. h. in dem Vermögen, den Charakter des Originals mit möglichst treuer Anschmiegung an Inhalt, Ton, Sprache und Rhythmus in einer andren Sprache wiederzugeben. Was die Treue der Uebersetzung, in Betreff der im Urtext gebrauchten Wendungen und Ausdrücke anlangt, so

macht Humboldt Forderungen, die zu befriedigen Manchem ganz unmöglich scheinen wird. Man müsse, sagt er, bei jeder Beurtheilung einer Uebersetzung zuerst davon ausgehen, daß das Uebersetzen an sich eine unlösbare Aufgabe sei, da die verschiedenen Sprachen nicht Synonyme auf gleiche Weise gebildeter Begriffe seien. Nur von demjenigen, der dies richtig verstehe, und davon durchdrungen sei, lasse sich eine gute Uebersetzung erwarten. „Jede Uebersetzung,“ fährt er fort, „kann nur eine Annäherung, nicht bloß an die Schönheit, sondern auch an den Sinn des Originals sein. Für den, der die Sprache nicht weiß, bleibt sie nur das; demjenigen aber, der die Sprache kennt, muß sie mehr leisten. Er muß nämlich bei einer guten Uebersetzung zu erkennen im Stande sein, welches Wort im Text steht.“ (Ges. W. I. 136.) Aber nicht bloß der Ausdruck soll mit dieser Treue wiedergegeben werden, sondern eben so der Rhythmus und das Silbenmaß des Originals. Eine Uebersetzung, die nicht auch dies erstrebt, giebt keinen vollständigen Begriff von dem Charakter der Urschrift, und namentlich eines Kunstwerks. Selbst bei Uebersetzungen indischer Lehrgedichte, wo es hinreichend scheinen könnte, nur den Inhalt mit möglichster Genauigkeit Wort für Wort wiederzugeben — da die Form an sich doch meist nicht von so großem Werthe ist — gab Humboldt dennoch die metrische Nachbildung nicht auf. Er würde zwar, sagt er selbst bei einer solchen Veranlassung, hier um der Genauigkeit des Ausdrucks Willen gänzlich auf das Metrum Verzicht geleistet haben, aber eine metrische, selbst weniger gelungene Uebersetzung gewähre doch immer einen anschaulicheren Begriff von dem Original. Sie könne auch in unserer Sprache gerade an Treue gewinnen. „Der Uebersetzer wird durch den Rhythmus in eine, dem Original ähnliche Stimmung versetzt, die bindenden Gesetze der Silbenzahl und Silben-

länge machen schleppende profaische Umschreibungen unmöglich, und schneiden die sonst leicht zu weit gehende Unschlüssigkeit über die Wahl der Ausdrücke auf eine wohlthätige Weise ab.“ (Gef. W. I. 35.) Am umfassendsten sprach sich Humboldt in der Einleitung zur Uebersetzung des Agamemnon über diesen Gegenstand aus, und hier vergaß er auch nicht des ersten Begründers dieser Principien mit gebührender Verehrung zu gedenken. Alle Werke von großer Originalität, sagt er, seien eigentlich unübersetzbar, wie viel mehr noch ein Werk von so eigenthümlicher Natur, wie der Agamemnon. Sehe man von den Ausdrücken ab, die bloß körperliche Gegenstände bezeichnen, so sei schon kein Wort einer Sprache vollkommen einem in der andern gleich. Jede Sprache drücke den Begriff etwas anders, mit dieser oder jener Nebenbestimmung, eine Stufe höher oder tiefer auf der Leiter der Empfindungen aus. Daher biete jede Uebertragung nothwendig Verschiedenheit dar. Vergleiche man die besten, treuesten Uebersetzungen, so erstaune man, welche Verschiedenheit selbst da vorhanden sei, wo man Gleichheit und Einerlichkeit zu erhalten suchte. Eine Uebersetzung werde sogar abweichender, je mühsamer sie nach Treue strebe; gerade weil sie jede feine Eigenthümlichkeit nachzuahmen trachte, und jeder Eigenthümlichkeit doch nur eine verschiedene gegenüberzustellen vermöge. „Dies darf indeß,“ fährt Humboldt fort, „vom Uebersetzen nicht abschrecken. Das Uebersetzen, und gerade der Dichter, ist vielmehr eine der nothwendigsten Arbeiten in einer Litteratur, theils um den nicht Sprachkundigen ihnen sonst ganz unbekannt bleibende Formen der Kunst und der Menschheit, wodurch jede Nation immer bedeutend gewinnt, zuzuführen, theils aber, und vorzüglich, zur Erweiterung der Bedeutsamkeit und der Ausdrucksfähigkeit der eigenen Sprache. Denn es ist die wunderbare Eigenschaft der Sprachen, daß

alle erst zu dem gewöhnlichen Gebrauche des Lebens hinreichen, dann aber durch den Geist der Nation, die sie bearbeitet, bis ins Unendliche hin zu einem höheren, und immer mannigfaltigeren gesteigert werden können. Es ist nicht zu Kühn zu behaupten, daß in jeder, auch in den Mundarten sehr roher Völker, die wir nur nicht genug kennen . . . sich Alles, das Höchste und Tiefste, Stärkste und Zarteste ausdrücken läßt. Allein diese Töne schlummern, wie in einem ungespielten Instrument, bis die Nation sie hervorzulocken versteht. Alle Sprachformen sind Symbole . . . Diesen Symbolen kann ein höherer, tieferer, zarterer Sinn untergelegt werden, was nur dadurch geschieht, daß man sie in solchem denkt, ausspricht, empfängt und wiedergiebt, und so wird die Sprache, ohne eigentlich merkbare Veränderung, zu einem höheren Sinne gesteigert, zu einem mannigfaltiger sich darstellenden ausgedehnt. Wie sich aber der Sinn der Sprache erweitert, so erweitert sich auch der Sinn der Nation. Wie hat, um nur dies Beispiel anzuführen, nicht die deutsche Sprache gewonnen, seitdem sie die griechischen Silbenmaße nachahmt, und wie vieles hat sich nicht in der Nation, gar nicht bloß in dem gelehrten Theile derselben, sondern in ihrer Masse, bis auf Frauen und Kinder verbreitet, dadurch entwickelt, daß die Griechen in ächter und unverstellter Form wirklich zur Nationallektüre geworden sind? Es ist nicht zu sagen, wieviel Verdienst um die deutsche Nation durch die erste gelungne Behandlung der antiken Silbenmaße Klopstock, wie noch weit mehr Böß gehabt, von dem man behaupten kann, daß er das klassische Alterthum in die deutsche Sprache eingeführt hat. Eine mächtigere und wohlthätigere Einwirkung auf die Nationalbildung ist in einer schon hoch kultivirten Zeit kaum denkbar, und sie gehört ihm allein an. Denn er hat, was nur durch diese mit dem Talente

verbundene Beharrlichkeit des Charakters möglich war, die denselben Gegenstand unermüdet von neuem bearbeitete, die feste, wenn gleich allerdings noch der Verbesserung fähige Form erfunden, in der nun, so lange deutsch gesprochen wird, allein die Alten deutsch wieder gegeben werden können, und wer eine wahre Form erschafft, der ist der Dauer seiner Arbeit gewiß, da hingegen auch das genialste Werk, als einzelne Erscheinung, ohne eine solche Form, ohne Folgen für das Fortgehen auf demselben Wege bleibt. Soll aber das Uebersetzen der Sprache und dem Geist der Nation dasjenige aneignen, was sie nicht, oder was sie doch anders besitzt, so ist die erste Forderung einfache Treue. Diese Treue muß auf den wahren Charakter des Originals, nicht mit Verlassung jenes, auf seine Zufälligkeiten gerichtet sein, so wie überhaupt jede gute Uebersetzung von einfacher und anspruchloser Liebe zum Original, und daraus entspringendem Studium ausgehen, und in sie zurückkehren muß. Mit dieser Ansicht ist freilich nothwendig verbunden, daß die Uebersetzung eine gewisse Farbe der Fremdheit an sich trägt, aber die Grenze, wo dies ein nicht abzuleugnender Fehler wird, ist hier sehr leicht zu ziehen. Solange nicht die Fremdheit, sondern das Fremde gefühlt wird, hat die Uebersetzung ihre höchsten Zwecke erreicht; wo aber die Fremdheit an sich erscheint, und vielleicht gar das Fremde verdunkelt, da verräth der Uebersetzer, daß er seinem Original nicht gewachsen ist." Wenn man dagegen aus ecker Scheu vor dem Ungewöhnlichen auch das Fremde vermeiden wolle, so zerstöre man alles Uebersetzen, und allen Nutzen desselben für Sprache und Nation. Daher komme es, daß durch die französischen Uebersetzungen auch nicht das Mindeste des antiken Geistes von den Werken der Alten auf die Nation übergegangen, ja auch nicht einmal das nationale Verstehen derselben — denn von einzelnen Gelehrten ist hier

nicht die Rede — dadurch im Geringsten gefördert worden sei. Der wahre Uebersetzer müsse sich möglichst schlicht an den Ausdruck des Textes halten. Das Unvermögen, die eigenthümlichen Schönheiten des Originals zu erreichen, führe gar zu leicht dahin, ihm fremden Schmuck zu leihen, woraus im Ganzen eine abweichende Farbe, und ein verschiedener Ton entsteht. Vor Undeutschheit und Dunkelheit habe man sich zu hüten, allein in dieser letztern Rücksicht müsse man keine ungerechten, und höhere Vorzüge verhindernde Forderungen machen. Eine Uebersetzung kann und soll kein Commentar sein. Sie darf sogar Dunkelheiten enthalten, wo sie im Original liegen. Da Klarheit hineinzutragen, heiße den Charakter der Urschrift verstellen. Man muß sich nothwendig in die Stimmung des Dichters, seines Zeitalters und der von ihm redend eingeführten Personen hineindenken; dann tritt oft eine hohe Klarheit an die Stelle der Dunkelheit. Einen Theil dieser Aufmerksamkeit muß man auch der Uebersetzung schenken, und nicht verlangen, daß das, was in der Ursprache riesenhaft und ungewöhnlich ist, in der Uebertragung leicht und augenblicklich faßlich sein solle. Immer aber bleiben Leichtigkeit und Klarheit Vorzüge, die ein Uebersetzer am schwersten, und nie durch Mühe erringt, sondern meist nur einer ersten glücklichen Eingebung verdankt. — Die reine und richtige Nachbildung des Versmaßes ist, nach Humboldt's Ausdruck, die Grundlage jeder anderen Schönheit. Kein Uebersetzer könne in der Sorgfalt dafür zu weit gehen. Der Rhythmus, wie er in den griechischen Dichtern, vorzüglich den dramatischen, waltet, ist eine Welt für sich, auch abge sondert vom Gedanken, und von der von Melodie begleiteten Musik. „Er stellt das dunkle Wogen der Empfindung und des Gemüthes dar, ehe es sich in Worte ergießt, oder wenn ihr Schall vor ihm verklungen ist.“ Die Griechen sind das einzige Volk, dem

wahrhafter Rhythmus eigen war, und dies ist, nach Humboldt's Erachten, das, was sie am schärfsten charakterisirt. Was wir davon bei andern Nationen antreffen, sei nur ein schwacher Nachhall. Durch die Fähigkeit einer Sprache aber zu rhythmischer Vollendung werde zugleich das intellektuelle, ja sogar das moralische und politische Schicksal der Nation in hohem Grade bestimmt. „Hierin war den Griechen das glücklichste Loos gefallen, das ein Volk sich wünschen kann, das durch Geist und Rede, nicht durch Macht und Thaten herrschen will. Die deutsche Sprache scheint unter den neueren allein den Vorzug zu besitzen, diesen Rhythmus nachbilden zu können, und wer Gefühl für ihre Würde mit Sinn für Rhythmus verbindet, wird streben, ihr diesen Vorzug immer mehr zuzueignen.“ Denn er ist der Erhöhung fähig; und deshalb dürfe der Uebersetzer, auch wenn er auf Seiten der Natürlichkeit gewinnen könne, sich doch keine rhythmischen Freiheiten erlauben. Nur so wandle er auf einer Bahn, auf der er hoffen könne, glücklichere Nachfolger zu haben. „Denn Uebersetzungen sind doch mehr Arbeiten, welche den Zustand der Sprache in einem gegebenen Zeitpunkt, wie an einem bleibenden Maßstab, prüfen, bestimmen, und auf ihn einwirken sollen, und die immer von neuem wiederholt werden müssen — als dauernde Werke.“

Zu so vollendeter Schärfe führte Humboldt die Theorie der Uebersetzungskunst, so selbstständig und eigenthümlich entwickelte er die Principien, die allerdings J. H. Voss zuerst begründet hat und die mit dessen Ansicht auch im Wesentlichen ganz übereinstimmen. Eben so scharf sind die Sätze, die Humboldt (in derselben Einleitung) über die Behandlung der Silbenmaße und die deutsche Zeitmessung, auch hier auf Voss's Wege eigenthümlich fortschreitend, aufstellt. Diese Grundsätze sind zum Theil strenger, und auch richtiger als die von Voss. Ueberhaupt huldigte er

keineswegs unbedingt den Maximen desselben, namentlich in der Praxis. So räumte er z. B. Vieles ein, was A. W. Schlegel in seiner bekannten Recension des Voss'schen Homer rügte. Manches war ihm aus der Seele geschrieben. Aber vieles hielt er auch wieder für übertrieben und den Ton, den sich der junge Recensent gegen einen Voss erlaubte, hie und da für muthwillig.¹⁶⁾ Humboldt selbst tadelte viel an dem, was sich Voss, als Uebersetzer, in Behandlung der deutschen Sprache herausnahm, wie auch die großen Härten in seinen eignen Gedichten. So las er, wie er an Schiller schreibt (14. Sept. 1795), einige Gefänge der Voss'schen Odyssee einmal nur in Rücksicht auf Sprachneuerungen durch. Für jedes Capitel der Grammatik, sagt er, könne man Abweichungen von der Regel darin finden. Sprachverbesserungen seien gewiß unentbehrlich, aber man müsse die rechte Grenze im Neuern zu finden wissen. Das habe ihn veranlaßt, jetzt selbst viel über diese Grenzen nachzudenken. Man müsse, davon sei er überzeugt, besonders auf die Eigenthümlichkeit der Sprache, die man vor sich habe, achten. Der Uebersetzer müsse daher am sparsamsten mit Sprachverbesserungen sein, da er seine Sprache nicht einmal nach einem allgemeinen Ideal, sondern nach einer bestimmten andern Sprache umändere. Es würde daher, nach seiner Meinung, zuvörderst nothwendig sein, die Eigenthümlichkeiten einer bestimmten Sprache so genau und zugleich so ausführlich anzugeben, daß es möglich würde, darnach einzelne empirische Regeln für die Sprachverbesserung herzuleiten. Er selbst aber sehe noch nicht ein, wie dahin zu gelangen sei. Ehe man aber dahin gekommen, würden diejenigen, die für und wider Voss streiten, allerdings „bald beide Recht, bald Unrecht

16) Brief an Wolf, vom 20. Sept. 1796. Bei Barnhagen, a. a. D. IV. 313.

haben.“ — So sehr Humboldt im Allgemeinen den Voss'schen Principien der Uebersetzungskunst beistimmte, so hielt er die Art, wie dieser sie selbst anwendete, und die ganze Manier seines Uebersetzens durchaus nicht für eine vollgültig musterhafte. Diese Manier hat zu wenig Geschmeidigkeit, sie behandelt alles beinahe über einen Leisten, und verräth oft zu wenig Kunstsinne. In dieser Hinsicht hat z. B. A. W. Schlegel den großen Vorgänger wirklich übertroffen. Ja Humboldt rühmte wegen ähnlicher Vorzüge auch eine Göthe'sche Uebertragung des Homerischen Hymnus an Apollo (in Schiller's Horen von 1795 befindlich)¹⁷⁾ an welcher sonst in Rücksicht auf Rhythmus und Versbau Manches auszusagen war. „Göthe's Hymnus,“ schreibt er an Schiller (30. Okt. 1795), „ist stellenweise sehr schön übersezt, und es ist artig, eine von der Voss'schen so ganz abgehende Manier zu sehen.“ Humboldt's eigne Arbeiten sind ganz frei von der doch wieder beschränkten und etwas gewaltthätigen Behandlungsart, in welche der geniale Begründer der Uebersetzungskunst sich von Jahr zu Jahr mehr einspann, der darin wieder recht die Schranken der menschlichen Natur kund gab: im Besiz der vollkommensten Principien, und von dem eifernsten Streben beseelt, vermochte er doch nicht das Vollendete zu leisten. So konnten es ihm die ausgezeichnetsten seiner Nachfolger in größerer Beweglichkeit, natürlicherer Deutscherheit und einer dem Genius der Urschriften treueren und selbst genialeren Behandlung zuvor thun. Welche Mühe und wie viel Nachdenken aber Humboldt daran wendete, in der Theorie und Anwendung zu solcher Musterhaftigkeit durchzudringen, dafür werden wir noch später beim Agamemnon einen glänzenden Beleg anführen. Hätte er sich nicht gerade die schwierigsten Auf-

17) Warum fehlt sie noch immer in Göthe's Werken?

gaben gesetzt, so würde er gewiß das Höchste, was zu seiner Zeit möglich war, gegeben haben. Aber auch so gehört das, was er gegeben, zu dem Werthvollsten und Bedeutendsten, was Deutschland in diesem Gebiete geleistet hat.

Schon das Studium der griechischen Sprache fesselte Humboldt mit unverstiegbarem Reiz. Sie erschien ihm als die vollendetste aller Sprachen, als eine Art Ideal. Den Griechen, sagt er in einem Sonette, entbrannte des Geistes heilige Flamme „tonreich, wie keinem andern Volk hienieden“. Daß sich die geschichtlichen Ueberlieferungen in dem glücklichen Geist dieses Volks von selbst zum Stoffe der Kunst gestalteten, hielt er hauptsächlich für eine Wirkung der in ihrem ersten Ursprung dichterischen Sprache, die als schöne Form jede Materie sich unterwerfe. Von einer andern Seite preist er sie in einer Abhandlung über das Entstehen der grammatischen Formen (1822): „In dem künstlichen Periodenbau dieser Sprache,“ sagt er da, „bildet die Stellung der grammatischen Formen gegeneinander ein eigenes Ganzes das die Wirkung der Ideen verstärkt und in sich durch Symmetrie und Eurhythmie erfreut. Es entspringt daraus ein eigener, die Gedanken begleitender, und gleichsam leise umschwebender Reiz, ungefähr ebenso, als in einigen Bildwerken des Alterthums, außer der Anordnung der Gestalten selbst, aus den bloßen Umrissen ihrer Gruppen wohlthätige Formen hervorgehen. In der Sprache aber ist dies nicht bloß eine flüchtige Befriedigung der Phantasie. Die Schärfe des Denkens gewinnt, wenn den logischen Verhältnissen auch die grammatischen genau entsprechen, und der Geist wird immer stärker zum formalen und mithin reinen Denken hingezogen, wenn ihn die Sprache an scharfe Sonderung der grammatischen Formen gewöhnt.“

Das Studium dieser Sprache war es auch, was ihn recht eigentlich zur philosophischen Ergründung der Gram-

matik und der Natur und Entstehung der Sprache überhaupt leitete. Schon am 20. Nov. 1795 schreibt er Schillern: „Ich gehe lange darauf aus, um die Kategorien zu finden, unter welche man die Eigenthümlichkeiten einer Sprache bringen könnte, und die Art aufzusuchen, einen bestimmten Charakter irgend einer Sprache zu schildern. Aber noch will es mir nicht gelingen, und es hat sicher große Schwierigkeiten.“ Es war auch in jeder Hinsicht auf diesem Gebiete so gut wie nichts vorgearbeitet. Den Sprachforschern früherer Zeit fehlte der spekulative Sinn und von den ältern Philosophen hatten wenige die Sprache auch nur berührt. Und auch diese, ein Locke, Leibniz, die Sensualisten Condillac, Harris und Lambert — wie wenig Haltbares hatten sie zu Tage gefördert! Humboldt, dessen Nachdenken so tief auf den Zusammenhang des Sinnlichen und Nichtsinnlichen gerichtet war, und der damit einen solchen Sinn für alles Sprachliche verband, mußte bald erkennen, daß in der Sprache eine konkrete Einheit jener Faktoren gegeben sei; das Studium des Gegenstandes mußte ihn nothwendig immer mehr anregen; er mußte sich in das ganze Gebiet der positiven und vergleichenden Sprachkunde versenken, um in seinem höhern Alter selbst der Schöpfer der Philosophie der Sprache zu werden.

Zum Schluß hätten wir nur noch den Gewinn anzudeuten, den Humboldt aus dem Studium des Alterthums für seine ästhetische Ausbildung zog. Doch nur anzudeuten, denn die Darstellung der ästhetischen Richtung, die er durch die bisherigen Studien und durch stete Vergleichung der Alten und Neuern gewonnen hatte, gehört dem folgenden Buche an. Das Studium der Alten wirkte um so fruchtbarer auf seine Kunstseinsicht, weil er dabei stets auch die deutsche Sprache und Litteratur mit im Auge behielt. Es war ihm wie angeboren, beide unablässig mit einander zu vergleichen. In

der deutschen Sprache, die er so innig liebte und verehrte, sah er jederzeit das dem Griechischen verwandteste Idiom, ja selbst die Bürgerschaft einer großen nationalen Zukunft. Ein Söhnlein, das ihm im Jan. 1800 mitten in Spanien geboren wurde, preist er in einem dichterischen Zuruf, schon in der Wiege glücklich, daß ihm das Geschick durch die Geburt befähigt habe, die Höhen und Tiefen der Menschheit gründlicher zu durchschauen.

- „Denn die Sprache Teutonien's ist's, die, geschmeidiger Bildung,
 „Einst dir des ahnenden Geists Erstlingsgedanken erschließt;
 „Sie, die von eigenem Stamm entsprossen, und kräftig und edel,
 „Näher des Griechen Flug rauschende Fittige schwingt.
 „Wenig wird noch erkannt das Volk, das still und bescheiden,
 „Aber tieferen Ernsts kühnere Bahnen sich bricht;
 „Doch sie kommt die vergeltende Zeit, schon winkt sie
 nicht fern mehr,
 „Wo es dem Folgegeschlecht zeichnet den leuchtenden
 Pfad.
 „Nicht mit Waffen wird es, nicht kämpfen in blutigen Kriegen,
 „Sichrer herrschet durchs Wort, edler sein schaffender Geist.
 „Wie in den Tagen des Herbsts die Sonne, von Nebel umschleiert,
 „Durch den verhüllenden Flor einzelne Strahlen erst schießt;
 „Aber kräftiger bald zertheilt sie die fliehenden Wolken,
 „Und auf die freudige Flur gießt sie das flammende Licht.“¹⁸⁾

So war er auch unablässig bemüht, nicht bloß den Charakter der griechischen Kunst, sondern zugleich das Wesen der neuern Dichtung, und besonders der deutschen, zu erfassen. Je mehr die Alten seine ästhetische Einsicht förderten, je weniger übersah er das großartige Streben seiner Landsleute. Jetzt nun, da er durch seine Studien so gekräftigt war, führte ihn das Geschick unmittelbar an die Seite jener Dichter, die, im Begriff, durch Wettkampf mit den Alten sich dem Kunstideal zu nähern und die angeborne Fähigkeit durch theoretische Einsicht zu vollenden, eines Genossen kaum

18) Gef. W. I. 382.

entbehren konnten, welcher die Kenntniß der Alten vom Grund aus geschöpft hatte und nicht schon von vornherein in modernen Vorstellungen befangen war. Wie oft hatte Humboldt an andern Zeitgenossen, an Herder, Woltmann, selbst an A. W. Schlegel eine moderne und oberflächliche Auffassung des Antiken zu rügen! An Göthe's und Schiller's Seite gehörte ein Geist, der eben so viel Kenntniß jener Vorwelt als Mitgefühl für die neuere Kunst, eben so selbstständige Bildung als Hingebung an die edelsten Bestrebungen Anderer besaß. Da Lessing todt war, genügte kein Anderer als Humboldt. Er allein griff mit ganzer Seele in das Streben dieser Männer ein; er förderte sie durch Kritik und Spekulation. Im Bunde dieser Drei wurde, theils durch tiefere Ergründung der Natur der menschlichen Einbildungskraft und der möglichen Wirkungen auf diese, hauptsächlich aber durch vergleichende Kritik der antiken und modernen Dichtung, unsere neuere Philosophie der Kunst begründet.

Erinnerungen

an

Wilhelm von Humboldt.

Von

Gustav Schlesier.

Erster Theil.



Stuttgart.

Franz Heinrich Köhler.

1843.

Erinnerungen

an

Wilhelm von Humboldt.

Von

Gustav Schlesier.

Erster Theil. Zweite Hälfte

Von 1794 bis 1798.

Stuttgart.

Franz Heinrich Köhler.

1843.

Drittes Buch.

Innigster Verkehr mit Schiller und Göthe und Theilnahme an ihrem Wirken.

1794 bis 1798.

Im kleinen Raum von Erfurts reichen Auen
Bis wo aus Schwarzburgs engem Fichtenthale,
Sich lieblich windend, rauschend strömt die Saale,
Vermocht' ich wohl mein keimend Glück zu schauen.

Ich sah den Morgen dort des Lebens grauen,
Wenn Morgen heißet, wann zum erstenmale
Hernieder aus der Liebe goldner Schaale
Dem Geist des tiefen Sinnes Perlen thauen.

Denn die der Kranz des Dichterpreises schmückte,
Die beiden strahlverwandten Zwillingsterne,
Die spät noch glänzen in der Zukunft Ferne,

In Freundschaftsnähe mir das Schicksal rückte,
Da Bande, von der Liebe süß gewoben,
Empor mich, wie auf lichter Wolke, hoben.

Mit solcher Begeisterung feiert Humboldt noch in späten Jahren das Andenken an jene herrliche Zeit, die er, umgeben von häuslichen Freuden und der Alles mitempfindenden Gefährtin, meistens Theils zu Jena, in der unmittelbaren Nähe unsrer großen Dichter und im ununterbrochnen Ideentausch mit ihnen zubrachte. Das Sonett führt die Ueberschrift: „Morgen des Glückes“ (Ges. W. II. 364). Es bezieht sich zum Theil schon auf die Periode, die im vorigen Buch an uns vorübergegangen, mehr aber noch und allseitiger auf die, in welche wir jetzt eintreten, wo der Umgang mit Schiller ganz innig wird und der mit Göthe sich dazu gesellt, wo unser

Freund an dem Wirken dieser Männer den vertrautesten und ehrendsten Antheil nehmen durfte und dadurch eines der wichtigsten Glieder jener Weimar-Jenaischen Epoche wurde, d. h. jenes denkwürdigen Zusammenlebens so vieler bedeutenden Geister auf dem engen Raume von ein paar kleinen Städten, das den Mittagsglanz unsrer Dichtung und die schöne Jugendzeit unsrer Wissenschaft in sich faßt. Weimar war der Vereinigungspunkt unsrer classischen Poesie — auch Schiller nahm endlich da seinen Wohnsitz, und hier war es, wo er vom Wallenstein ab jene Reihe Meisterwerke schuf, die ihn uns Allen und namentlich unsrer Bühne so unvergeßlich machen. Als Humboldt 1794 nach Jena ging, lebte Schiller noch als Professor an dieser Universität, zwar als Lehrer wenig thätig, aber in sich desto ergriffener von dem philosophischen Geiste, der an diesem Orte damals seine Stätte gefunden hatte. Zunächst war es der Geist des großen Königsbergers, der dort den mächtigsten Einfluß erlangt hatte: von hier breitete er sich, wie von einem Mittelpunkt, weithin über Deutschland aus. Bald aber wurde das Kant'sche System von neuen Richtungen, die aus seinem Schooße emporstiegen, zurückgedrängt, und an demselben Orte, wo es eine Zeit lang die alleinige Herrschaft gehabt hatte, erlebten Fichte's System und die Naturphilosophie ihre Geburtswehen, ja auch Hegel begann wenige Zeit nachher da seine Laufbahn. Wie Weimar, steht auch Jena, in seiner Art einzig da, und wenn ihm in mancher das spätere Berlin verglichen werden kann, so stellt sich doch gerade in diesem Vergleich die wesentliche Unterschiedenheit zu Tage. Jena erscheint uns im Gegensatz zu der Capitale des deutschen Nordens wie der Jüngling gegenüber dem Manne. Es repräsentirt das jugendliche Alter des deutschen Denkens mit allen seinen Mängeln und Vorzügen, während an der späteren Schöpfung schon das gereifere Wesen der Forschung und Wissenschaft, freilich aber auch ihre Ueberreife und

Blasirtheit, und namentlich eine weit größere Uniformität der Richtung unverkennbar ist. In der Musenstadt an der Saale gährten die verschiedensten Bestrebungen und Ideen neben einander, alle Grundrichtungen des spekulativen Geistes waren vertreten; während der spätere Centralpunkt — mit Ausnahme etwa der ersten Jahre nach der Stiftung der Hochschule — so vielseitig nicht war und sich meist noch mehr für den Mittelpunkt ausgab als er es in der Wirklichkeit sein konnte. Wie hoch man aber auch die Bedeutung des letzteren Ortes für die spätere Zeit anschlagen möge, so bleibt doch unbestritten, daß dieser nur an die Stelle des früheren getreten ist, dabei aber jenen Reiz des frischen Blühens und Werdens der Wissenschaft entbehren muß, ohne seinerseits durch eine genugsam befriedigende Erhebung der Spekulation diesen Mangel schon zu ersetzen. — Hierzu kam noch, daß die philosophische Bewegung am Ausgang des vorigen Jahrhunderts mit der Vollendung unsrer classischen Dichtung parallel ging, und schon mit dieser, ungleich mehr aber mit der neu auftauchenden romantischen Schule — die schon den Rückgang von jener Höhe einleitet, — in engem Zusammenhange stand — ein Verhältniß, welches namentlich der Philosophie immer eine erhöhte Bedeutung giebt. Stand doch schon einer unsrer größten Dichter mit der Spekulation in so inniger Berührung! Jetzt kam aber die eben genannte neue Schule, die, bei geringerer Produktionskraft und überhaupt abhängiger von gelehrter Doktrin, einer Stütze, wie sie die neuere Philosophie bot, fast bedurfte. In der That, diese neue Schule nahm recht eigentlich von Jena ihren Ausgang; kaum hatte das Fegefeuer, das unsre großen Dichter in den Kenien angezündet, die Atmosphäre der Litteratur gereinigt, daß Aller Augen sich leichter auf das Rechte und Große wenden konnten, so pflanzten an demselben Orte die Herausgeber des Athenäums eine neue Sturmflagge auf und wütheten noch weit ärger gegen

die unpoetischen Tendenzen der ältern Poesie und den Ungeschmack der Massen. Auch das steigerte den Ruf dieser Stadt; alle Blicke waren auf diesen Mittelpunkt Deutschlands gerichtet. Beinahe Alles, was sich in der Litteratur hervorthat, besonders aber, was der neuen Richtung verwandt war, eilte an die Elbe und Saale, um von den Meistern der Kunst oder den Führern der neuen Schule, oder von Beiden, sich gleichsam den Ritterschlag zu holen. Das war denn ein unaufhörliches Rumoren und ein Reiben zwischen Alt und Neu, wie es auf so engem Raume, in den Ringmauern so kleiner Orte und in der unmittelbaren Nähe eines fürstlichen Hofes vielleicht nie, wenigstens in dieser Art nicht erlebt worden. Es war für das geistige Leben ein prächtiger Moment. Westlich und südlich gab es Stürme ganz anderer Art, Stürme, gegen die der litterarische, der philosophische Kampf selbst den Kleingeistern wie ein Spiel, wenn auch als gefährliches, erscheinen mochte, während Andere den ganzen Ernst dieser Kämpfe erkannten und sich an ihnen, wie an den glänzenden Schöpfungen in ihrem Geleit, labten nach dem tumultuarischen Getöse französischer Umwälzung und dem Kriege, der auf eine Weile, freilich noch nicht für das ganze Deutschland, vorübergegangen war. Die Machthaber hatten, glücklicher Weise, an Anderes zu denken! Wie manches Reinemenschliche durfte damals zur Sprache kommen, ohne gefährlich zu scheinen, wie mancher Uebermuth selbst sich umtummeln, ohne, wenigstens in den Augen der meisten Regierungen, als staats- oder sittengefährlich zu gelten. Und wenn etwa Schurzachsen einen kühnen Denker und Sprecher wie Fichte von der benachbarten Hochschule vertrieb, so wurde diesem alsbald und zwar damals von der preussischen Regierung und in Berlin selbst ein Asyl gewährt. Ein reges Geistesleben fordert Freiheit, nicht blos Schutz und Pflege; es fordert Fürsten von dem offenen, hellen Sinn des unvergleichlichen

Carl August oder — bürgerliche Zustände, die einen Schirm solcher Art entbehrlich machen.

In solchem Glanze stand Weimar und Jena um und seit der Mitte der neunziger Jahre da, vor allem aber glänzend in dem Besiz eines Dichterspaars, das, ursprünglich so verschieden geartet, sich zum Staunen der Zeitgenossen vereinigte, um gemeinsam den Gipfelpunkt der Dichtung zu erklimmen. Neben diesen Geistern und einem solchen Bunde trat auch das Größte in Schatten, was in ihren Umgebungen, sei es von Alters her oder neuauftauchend, leuchten wollte. Hat uns überhaupt bisher nichts so volle Früchte abgeworfen, als unsre Dichtung, so konnte hinwiederum in ihrem Bereiche mit Göthe und Schiller weder das, was die älteren Dichter geleistet hatten, noch was die neue Schule hervorbrachte, in Vergleich treten. Die Letztere zumal war, mit wenig Ausnahmen, mehr kritisch als produktiv; sie erweiterte zwar die betretenen Pfade in der Theorie und Praxis, aber sie verflüchtigte auch das Gewonnene und stellte bei all' ihrem Streben, die Phantasie aus den Ketten der Philisterhaftigkeit und unpoetischer Tendenzen zu befreien, doch viel weniger selbst etwas Großes und Vollendetes zu Tage, als daß sie dazu beitrug, das vor ihr Errungene und Beste zu allgemeinerer Anerkennung zu bringen. Der Hauptgewinn fiel wieder Göthe'n und — dies beabsichtigte man freilich nicht — demnächst Schillern zu. Bleibt es nun überhaupt wohl das höchste Verdienst der Romantiker: den Sinn für die Kunst unter den Deutschen außerordentlich gehoben zu haben, so kann dagegen die Thatsache kaum noch bestritten werden, daß sie selbst das Wirken und Schaffen jener großen Geister unmittelbar fortzusetzen nicht im Stande waren, ja daß sie einen Fortgang solcher Art im Allgemeinen weit mehr abbrachen als förderten. Zum Glück — dürfen wir hinzusetzen — huldigten wenigstens einzelne

Genien, zwar ihren Anregungen, aber nicht, oder nicht immer ihrem Beispiel. Auf solche Weise, nämlich durch Rückkehr zu den gedrungenen Formen unsrer classischen Dichter, gelang es vor Allen Uhland und in späterer Zeit, auch Tieck, dem Hauptdichter der romantischen Periode, uns noch Früchte zu bieten, die dem Besten, was unsre alten Meister schufen, wahrhaft ergänzend, und zum Theil sogar wetteifernd, sich anreihen. Was sonst unsre poetische Literatur neuerer Zeit aufweisen mochte, besonders die überwuchernde, bloß subjektive oder Tendenz=Lyrik, steht nur allzusehr unter dem Einfluß der neueren Schule, und so sehr es auf der einen Seite Zeugniß von der angeborenen dichterischen Natur unsres Volks ablegt, einer Begabung, die zu keiner Zeit ganz versiegte und gegenwärtig sich auf der Höhe einer großen Errungenschaft und sehr verfeinerter Technik ergehen kann, zeigt es auf der andern doch gar wenig schöpferische Kraft oder wahrhaften Fortschritt in der Kunst.

Ich habe hier nicht ohne Absicht die Einwirkung der romantischen Schule hervorgehoben und einen Blick auf die Fortentwicklung unsrer Dichtung geworfen. Hat es nämlich mit der letztern die eben angedeutete Bewandniß — und wer läugnet dies noch als etwa Einer oder der Andere, der sich selbst als Dichter versucht haben will — dann haben wir um so triftigere Gründe, unverwandt an jene großen Dichter hinaufzublicken und auf ihre Principe und Maximen zu achten, dann dürfen wir besonders diejenigen Männer als sichere Leitsterne zum Höheren betrachten, die jene Häupter selbst am unverrücktesten im Auge behielten; die in ihrer ganzen Anschauungsweise am innigsten mit ihnen, und zwar mit beiden verwachsen sind und nächst den eignen Werken Göthe's und Schiller's als die lebendigste Tradition jener Weimar=Jenaischen Periode gelten können. Nun — ein

solcher Führer kann uns Humboldt sein und in manchem Betracht er ganz allein. Nicht deshalb, weil er, wie so viele Andere, sich auch nach Jena begab und in einer Zeit, wo er ohnedies nur geistigen Beschäftigungen lebte, den regsten Antheil an den dortigen Bewegungen nahm. Das würde ihn noch nicht vor so Vielen auszeichnen, deren Name in jenen Tagen weit öfter und lauter gehört wurde, als der seine. Aber je stiller und für Viele unscheinbarer seine Mitwirkung war, desto tiefer und bedeutender war sie in der Wirklichkeit. Er — und kein Andern in diesem Grade — genoß die Freundschaft Schiller's und Göthe's zugleich; er nahm an ihrem Streben, gerade in der erstern Zeit ihrer folgenreichen Vereinigung, den vertrautesten und wirksamsten Antheil; er förderte ihre Arbeiten durch Theorie und Kritik und half, durch seine Mitwirkung, die Principien der Kunst auf jene Höhe führen, auf der wir uns, was die Theorie anlangt, im Wesentlichen noch heute befinden. Humboldt's Leben und Denken, insofern es der Kunst angehörte, haftete ohne Unterlaß an den Erinnerungen jener Zeit; er wahrte ihnen die treueste Hingebung und fühlte sich noch kurz vor seinem Ende mehrmals gedrungen, sie auch öffentlich zu erneuern. Die Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller nebst der herrlichen Einleitung, die er hinzu fügte, dann die Worte, die er, gleich nach Göthe's Tode, an die Kunstversammlung zu Berlin richtete, sind uns dafür die unzweideutigsten Belege. Dabei spricht sich zugleich wenigstens mittelbar die Anerkennung des Werthes aus, den er auf die einstmalige Verbindung mit diesen Geistern legte; in dem Sonett, das wir an die Spitze dieses Buches gestellt, äußert sich dieses Gefühl wahrhaft begeistert; und auch im vertraulichen Gespräch hielt er es nicht zurück, „daß er sich jener Zeit selig wisse.“ Dagegen hat er es, mit löblicher Bescheidenheit, den Nachkommenden überlassen, von seiner

Theilnahme an dem Wirken jener großen Dichter zu sprechen. Als er seine Correspondenz mit Schiller veröffentlichte, erfüllte er nur eine Pietät gegen diesen; und nicht ein Wort von ihm deutet ein Selbstgefühl an, das sich doch, ohne anmaßend zu sein, recht wohl hätte blicken lassen können.

Erst mit dem Erscheinen dieses Briefwechsels wurde der Schleier über das Verhältniß gelüftet, in welchem Humboldt zu unsern Dichtern, und zwar vorzüglich zu Schiller, gestanden. Vordem lagen nur einzelne Winke darüber vor, und auch diese wurden meist nur von Kundigen verstanden, und gar oft ganz übersehen. Solche Winke fanden sich z. B. in Körner's (des Vaters) Notizen über Schiller's Leben, an manchen Stellen von Göthe's Werken seit der Ausgabe letzter Hand, und am reichlichsten in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, der aber in dieser Rücksicht allerdings erst durch das Erscheinen der eben besprochenen Correspondenz die volle Aufklärung finden konnte. Der Körner'sche Lebensabriß enthielt schon einige Stellen aus Schiller's Briefen an Humboldt, doch ohne daß der Letztere namhaft gemacht wurde. Im Jahr 1830 gab uns Schiller's Schwägerin, Frau von Wolzogen, eine ausführlichere Biographie des Dichters, gestützt zwar auf Körner, aber aus Familienpapieren und ihren eignen Erinnerungen reichlich vermehrt. Auch hier wurde Humboldt's und seines Verhältnisses zu Schiller in Ehren gedacht. Dann aber, und noch in demselben Jahre, erschien der Briefwechsel zwischen Schiller und unserm Humboldt selbst, von diesem mit der schon mehrgenannten Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung begleitet, (Stuttgart und Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung). So ist denn endlich auch hier, wie fast über das ganze Gebiet unsrer neuern Litteraturgeschichte, durch die Mittheilung von Briefen bedeutender Notabilitäten und voll-

ständiger Briefwechsel derselben — Mittheilungen, deren wir uns besonders seit Mitte der zwanziger Jahre zu erfreuen hatten — ein erwünschtes Licht aufgegangen. In der That, vor dieser Zeit war es kaum möglich, eine irgend zureichende Geschichte der Schiller-Göthe'schen Zeit zu entwerfen. Denn erst jetzt ist uns vergönnt, auch in die Werkstätte jener großen Künstler zu schauen. Waren doch vorher oft die interessantesten Nebenumstände oder wirksamsten Einflüsse völlig unbekannt. Wie Wenige z. B. gab es, die auch nur von Hörensagen einige Kenntniß von unserm Humboldt's Theilnahme an den Bestrebungen jener Männer bekommen hatten? Er war mit Schiller sehr befreundet, sagte man, lebte einige Zeit in dessen Nähe zu Jena, und schrieb einst ein Werk über Göthe's Hermann und Dorothea — das war etwa Alles, was selbst Gebildete wußten, und das Werk über Hermann hatten auch von diesen nur die Wenigsten gelesen.

Der Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt war aber auch in andrer Hinsicht eine besonders anziehende und hervorragende Erscheinung. Bei allem Gewinn, den uns die Veröffentlichung so vieler Brieffschaften brachte, läßt sich doch auch nicht verkennen, daß unsre Litteratur gar viel Spreu in sich aufnehmen mußte, um in Besitz der gehaltreichern Materialien zu gelangen. Man hat zuletzt selbst von geringen Geistern das Geringsfügige nicht vorenthalten und wie es immer geht, das Interesse ausgebeutet, das die Zeitgenossen für diese Publikationen an den Tag legten. Dagegen ist die Correspondenz zwischen Schiller und Humboldt unter der Masse dieser neuerdings zum Druck gekommenen Sammlungen gewiß eine der gewichtigsten; ja, im Verhältniß zu ihrem Umfang, vielleicht die gehaltvollste von allen. Von den Briefwechseln historisch-politischen Inhalts können wir hier ohnehin absehen. Welche litterarische Correspondenz

überragte aber die hier in Rede stehende, sei es an Tiefe des Gehalts oder nach Bedeutung der Urheber, wenn wir die eine ausnehmen, vor der freilich eine jede die Segel streichen müßte — nämlich den Briefwechsel Schiller's und Göthe's, da für diesen schon die Bedeutung des Verhältnisses den Ausschlag gäbe, wenn auch der Inhalt an sich so unvergleichlich nicht wäre. Trotzdem steht die Schiller-Humboldt'sche Sammlung nicht zu sehr hinter dieser zurück, ja wir dürfen festlich behaupten, daß sie fast eine gleich tiefe und noch dazu eine unausgesetztere Wirkung auf den Leser hervorbringt. Diese fortwährende Spannkraft erklärt sich zur Genüge aus der Individualität beider Brieffsteller, und namentlich, wenn es hier erlaubt ist so zu sagen, des Wortführers unter ihnen. Wir können auch hier eine Vergleichung mit dem oben genannten Werke wagen. Wenn in diesem Göthe mehr als Gegenstand, denn als Mitredender erscheint und deshalb der kritischere Geist Schillers in gewissem Sinne vorwiegt, so erscheint in dem zweiten gerade umgekehrt Schiller mehr als Objekt, und es tritt dem forschenden, aber zugleich schöpferischen und besonders in diesem Moment den Uebergang zu neuer Dichterthätigkeit suchenden Genius hier ein anderer sinnender Denker gegenüber, dem es beschieden ist, jenen in dieser Krisis zu fördern und in der Gewißheit seines Berufs zu bestärken. Allerdings kann selbst in dieser Lage der kritische Geist eines Schiller sich nicht so leidend als Objekt darbieten, wie etwa Göthe; Schiller läßt sich nicht bloß „seine Träume auslegen;“ nein, selbst mit dem, der ihn in der eignen Ueberzeugung bestärkt, ihm mit den sinnverwandtesten Ideen entgegeneilt, kämpft er noch um Nebensätze und Nuancen, hält, oft länger als gut ist, an ihnen fest, und erscheint selbst im Augenblick, wo er entwaffnet wird, noch als Sieger. Darin lag aber gerade ein Reiz, eine Aufforderung für Humboldt. In der That, diesem

ergeht es fast eben so wie Schillern gegenüber von Göthe. Indem er sich bemüht, den Geist des mächtigen Genossen in seiner Tiefe zu erfassen, wird er zu einem doppelten Aufgebot aller seiner Kräfte genöthigt. Daher denn der Gedankenschwung und alle Liebeshwürdigkeit, die Humboldt Freunden zu spenden vermochte, in diesen Briefen an Schiller ganz vornehmlich zu Tage treten. — Um aber die volle Bedeutung zu würdigen, die dieser Briefwechsel für unsre Litteraturgeschichte anzusprechen hat, müssen wir noch besonders den Zeitabschnitt ins Auge fassen, in welchem dieser Verkehr zwischen beiden Männern Statt hatte. Er fällt hauptsächlich in die Jahre 1794 bis 1797. Gerade dieser Zeitraum, so drückt sich Humboldt selbst darüber aus, war ohne Zweifel der bedeutendste in der geistigen Entwicklung Schiller's. „Er beschloß den langen Abschnitt, wo er seit dem Erscheinen des Don Carlos von aller dramatischen Thätigkeit gefeiert hatte, und ging unmittelbar der Periode voraus, wo er, von der Vollendung des Wallensteins an, wie im Vorgefühl seiner nahen Auflösung, die letzten Jahre seines Lebens fast mit eben so vielen Meisterwerken bezeichnete. Es war eine Krise, ein Wendepunkt, aber vielleicht der seltenste, den je ein Mensch in seinem geistigen Leben erfahren hat.“ Welcher Einsichtige würde diesen Worten nicht beistimmen! Es war die Zeit, wo Schiller, schon eine Reihe Jahre in den Banden der Spekulation festgehalten, dem Drange, zu neuer dichterischer Thätigkeit überzugehen, kaum länger widerstehen konnte, die Zeit, wo er schon anfing, in der Spekulation selbst sich den Weg in die Praxis zu bahnen. Auch hatte ihn schon die gewaltige Natur Göthe's im Tiefsten ergriffen; beinahe sich selbst vergessend, hatte er sich in das Anschauen dieser Natur versenkt. Um so sehnächtiger regt sich das Verlangen, die Nebel der Spekulation zu zerstreuen und in das sonnige Gebiet der Kunst zurückzutreten. Aber er kann sich auch

jetzt seiner Natur noch nicht ent schlagen: er bedarf der speku-
 lativen Ueberzeugung, denn erst auf dem Boden einer gewissen
 theoretischen Vollendung wächst ihm der Muth, zur Ausübung
 in einem höhern Style zu schreiten. Wie er es angreifen
 soll, das erfährt er nicht instinktmäßig, nicht aus dem bloßen
 Vorbild anderer Künstler, sondern durch mühsame Selbst-
 orientirung und theoretisches Studium der Kunst. Mitten
 in dieser Periode ward er manchmal völlig zweifelhaft an
 seinem Dichterberufe; die Vergleichung mit Göthe, die er
 jetzt anstellte, drückte ihn noch; er mußte erst zur Gewißheit
 kommen, daß etwas in ihm sei, das er nur vollkommener
 zu entwickeln nöthig habe, um sich einem solchen Meister
 gegenüber nicht durchaus im Nachtheil zu befinden, sondern
 selbst mit ihm wetteifern zu können. Hierzu mußte er aber
 wieder erst die klare Einsicht erlangen, in welchen Zweigen
 der Dichtkunst sein Naturell sich am höchsten zu entfalten ver-
 möge. In allen diesen Beziehungen nun fand er bei Hum-
 boldt die prüfende und ermuthigende Zusprache, die er nur
 wünschen konnte, ja wir sehen, daß der gleichzeitige Verkehr
 mit diesem und mit Göthe wesentlich dahin wirkt, den bal-
 digen und glücklichen Ausgang dieser Krisis in ihm zu be-
 schleunigen. — Daher schon die hohe Bedeutung, die dieser
 Briefwechsel mit Schiller einnimmt, daher auch die Aner-
 kennung, die ihm selbst von Solchen zu Theil wird, die den
 Einfluß Humboldt's an und für sich mehr als gefährlich für
 Schiller denn als wohlthwendig ansehen wollen. Sonderbarer
 Weise ist Letzteres gerade den neueren Biographen dieses Dich-
 ters begegnet. Dennoch räumt z. B. Gustav Schwab, in
 seinem sonst überhaupt recht schätzenswerthen „Leben Schiller's“
 (S. 495) vor allem andern ein, daß dieser Briefwechsel die
 vollständigste und ausführlichste Nachricht von des Dichters
 innerem Leben in den Jahren 1795 u. 1796 enthalte. „Die
 überwiegende Mehrzahl der Briefe,“ setzt er dann hinzu, „ist

von Humboldt; aber man erfährt auch so unendlich viel und Wesentliches über den Poeten, über sein Forschen und Dichten, weil der Spiegel, in welchem er sich beschaut hat, und in welchem wir ihn hier erblicken dürfen, Humboldt's nicht nur hochgebildeter, sondern auch seinem dichtenden Freunde verwandter, in die philosophischen Tiefen der Poesie eindringender, den Dichter, den er bewundert, studirender Geist ist."

Es ist nur zu beklagen, daß eine ziemliche Zahl der Briefe für uns verloren gegangen ist. „Die gegenwärtige Sammlung“, sagt Humboldt selbst darüber in seiner Vorerinnerung, „enthält alle von uns noch vorhandenen Briefe, einige ganz uninteressante ausgenommen. Es fehlt aber doch eine gute Anzahl; Schiller muß meine Briefe nicht vollständig aufbewahrt haben, und ein großer Theil der Schiller'schen an mich ist auf dem Landstüß, wo ich dies schreibe [zu Tegel], in den unglücklichen Kriegsereignissen des Jahres 1806 verloren gegangen.“ Es wurde schon bemerkt, daß der bedeutendste Theil dieses Briefwechsels in die Jahre 1795 und 1796 fällt. Vor- und nachher lebten sie einige Zeit im engsten persönlichen Umgang. Dann aber war Humboldt meist im Ausland und der Briefwechsel nicht mehr so ununterbrochen. Im Wesen jedoch blieben sie sich immer nah, und selbst der frühe Tod des Einen löste nichts an der Gemeinschaft, die sich in jenem Zusammenleben und Ideenaustausch begründet hatte. Wie mannigfach die Gelegenheit war, die sich Humboldt darbot, seine Kunstseinsicht zu steigern; wie abweichend ferner der Charakter sein mochte, der in unsrer spätern Literatur vorherrschend ward, so ließ sich doch Jener durch alles dies die Grundüberzeugungen nicht erschüttern, die er mit Schiller erfaßt, und durch nichts die Liebe verringern, die er diesem gewidmet hatte. Vielmehr, wie er dem Lebenden in jener entscheidenden Epoche fördernd und leitend zur

Seite gegangen war und gleichsam Hebammendienst geleistet hatte, so erfüllte er nach dem Tode desselben den schönen Beruf, ungeirrt von den ästhetischen Einseitigkeiten der Zeitgenossen, seinen großen Freund zu hegen und, gleichsam als Vertreter, in unserer Wissenschaft zu überleben. In der That, die Urtheile, die Humboldt in seinen Briefen und der Vorerinnerung zu dieser Sammlung niederlegt hat, können als Fundament jeder unparteiischeren wissenschaftlichen Ansicht über Schiller betrachtet werden. Daher denn auch diejenigen, die diesen Dichter neuerdings auch ästhetisch unbefangener zu würdigen wissen, oft schlechtweg an Humboldt's Stimme anzuknüpfen nicht ermangelt haben.

Vor der Hand muß uns diese Correspondenz so wie die Schiller-Göthe'sche zum Theil auch als Ersatz für die dritte in diesem Cyclus dienen — nämlich für die zwischen Humboldt und Göthe, von welcher bis jetzt leider nur einzelne Bruchstücke, namentlich eine Schilderung des Monserrat in Spanien, eine Stelle über Rom, und ein Brief Göthe's über den Abschluß seines Faust, zur öffentlichen Kenntniß gekommen. Ohne Zweifel wird auch dieser Briefwechsel uns nun bald vollständig zu Gut kommen und unsre Einsicht in das Verhältniß dieser Geister mannigfach ergänzen. Aber wohl nur ergänzen; denn die nächste und innigste Verbindung unseres Humboldt blieb doch die mit Schiller; das persönliche Verhältniß mit diesem war für beide Theile noch erfolgreicher, als das des Erstern mit Göthe; und was seine Ansichten über diesen betrifft, so hat Humboldt dieselben schon in früherer Zeit in einem eignen Werke niedergelegt und kurz vor seinem Tode noch wiederholt bekräftigt. Wie viel werthvolle Details und unschätzbare Mittheilungen wir von der letztern Seite also auch noch zu hoffen haben, das Wesentlichste davon liegt doch zu Tage, bevor diese Quelle geöffnet worden.

Schiller und Göthe haben das Verdienst dieses Genossen

und seine Stellung zu ihnen gar wohl anerkannt, wovon sich hinlängliche Belege in ihren Briefen und Werken finden. Doch darauf kommen wir noch näher zu sprechen. Fragen wir aber nach dem Gewinn, den die Nachkommenden, unsre Ästhetiker, Kritiker und Litteratur-Geschichtschreiber, aus Humboldt's ästhetischen Schriften und besonders dem eben besprochenen Briefwechsel gezogen, oder nach der Weise, wie sie dessen Stellung zu unsren Dichtern gewürdigt haben, so bleibt uns hier fast eben so viel noch zu wünschen, als in der Beurtheilung dieser Dichter selbst, ihres gegenseitigen Einflusses und ihres gemeinschaftlichen Wirkens. Es konnte auch nicht anders sein. So lange die Kritik nicht beide Dichter nach ihrem Werthe zu schätzen weiß, muß unseres Humboldt's Stellung nothwendig unbequem sein. So wie man auf Schiller gern vornehm herabgesehen und in langen Abhandlungen über Poesie, sogar über dramatische Poesie, seinen Namen nicht einmal genannt hat, ganz so hat man von dem Humboldt'schen Briefwechsel so viel als thunlich Umgang genommen. Von denen besonders, die den neuern philosophischen Schulen angehören, wissen ohnehin die Meisten mit den ästhetisch-kritischen Schriften beider Männer wenig anzufangen. Nicht bloß das ist ihnen ein Anstoß, was darin noch an Kant's Anschauungsweise und Kantische Formeln erinnert, sondern mehr noch die Natürlichkeit des Denkens und Darstellens, die beide Männer so vortheilhaft auszeichnet. — An einer ganz genügenden Schilderung der Litteraturpoche von 1794 bis 1805 fehlt es uns überhaupt, und doch kann erst in einem Werke dieser Art die Stellung aller einzelnen wirkenden Geister in das hellste Licht gebracht werden. Die verdienstvollen Vorarbeiten für eine solche Leistung zu verkennen, sei weit von uns, so wie wir auch gewiß nicht in Abrede stellen, daß durch Einzelne, die jene Aufgabe theilweise oder auch nur andeutend berührten, schon manches geschehen, die Bedeutung der Haupt-

und der Nebenfiguren gründlicher zu beleuchten. Was Humboldt betrifft, so waren insonders die Biographen und Commentatoren Schiller's zu einer nähern Beachtung seines Wirkens wohl gezwungen, und wir finden daher bei den ausgezeichnetsten von ihnen, wie Hoffmeister und Schwab, und bei Götzinger („Deutsche Dichter“), seiner wohl gedacht und seine Stimme, wenn auch nicht bei Allen ganz so, wie wir es erwarten, berücksichtigt. Von Schwab ist schon die Rede gewesen. Aber auch Hoffmeister — dessen Leben und Geistesentwicklung Schiller's (1838—1842) sonst so ungeweine Forderungen befriedigt — behandelt den Geist, der, vor ihm, sich am tiefsten in den Genius jenes Dichters versenkt hatte, nicht mit der Gunst, die er verdiente, oder gab wenigstens erst in den letzten Hefen einer, wie es scheint, anerkennenderen Stimmung Raum.

Nun haben wir aber dessen zu gedenken, der von Allen, die sich mit dieser Litteratur-Epoche beschäftigten, die Stellung unsres Humboldt am schärfsten erfaßt hat. Dies ist Gerwinus in seiner jüngst erschienenen „Neueren Geschichte der poetischen National-Litteratur der Deutschen“ (1841—42), den letzten Theilen eines Werks, wie wir auf diesem Gebiet uns früher keines ähnlichen rühmen konnten, das einen wahren Fortschritt begründet, und auch da, wo wir den Verfasser in die gehörigen Schranken zurückweisen möchten, unsre Beachtung erheischt. Würde der Verfasser, unbeschadet des kritischen Sinns, es über sich gewonnen haben, besonders da, wo er sich ganz überlegenen und classisch entwickelten Genien oder den einzelnen vollgültigen Schöpfungen solcher Geister gegenüber befindet, nicht eine so entschiedne Gensformiene anzunehmen und hätte er gleich auf dem Titel seines Werks auch den culturgeschichtlichen Standpunkt bezeichnet, von dem aus er sich nun einmal und wir glauben, mit Fug und Recht, vorgefetzt hat, die Entwicklung unsrer Litteratur zu verfolgen,

so würde er seinen großen Zweck noch vollständiger erreicht haben. Aber auch ohne diese Vollendung bleibt es ein originelles, großes und, wie wir hoffen, fruchtbares Werk. Daß der Verfasser mit Vorliebe bei einzelnen Männern verweilt, daß er sich so oft als thunlich auf diese beruft, ist ein Vorzug des Werks, und spricht auch da noch für den Charakter des Urhebers, wo diese Vorliebe wirklich zu weit getrieben oder am unrechten Fleck geäußert wird. Ohne Zweifel hat Gervinus die Hauptfiguren unsrer neuern Litteratur und ihre Stellung zu einander mit einer Umsichtigkeit und Schärfe beleuchtet, wie vor ihm Keiner — und das Rechte im Ganzen getroffen, wenn man auch im Einzelnen noch oft ein Gewicht wegnehmen, oder zulegen muß, und das vollendete Maß da noch immer am schmerzlichsten vermisst, wo man es am sehnlichsten erreicht wünschte. Gewiß mit Recht vindicirt er Schillern seine Ehrenstelle neben Göthe, doch dieses löbliche Streben verführt ihn wieder, Letzteren auf eine manchmal unerträgliche Weise zu hofmeistern. Zwar erklärt auch er ihn mehr als einmal für den größten Dichtergenius der neuern Zeit; nichts desto weniger behandelt er ihn mit solcher Ungunst, daß wir darüber ebenso zu klagen als uns andrerseits über eine Kritik zu freuen haben, die von den blinden Bewunderern Göthe's so oft vergessen wird. — Immer aber bleibt, was Gervinus in der Beurtheilung beider Männer geleistet, schon eine sehr bedeutende Gabe. Besonders glücklich erscheint er da, wo er sich vorzugsweise als Geschichtsschreiber zeigen kann, in der Beleuchtung der Zeitalter und Umgebungen dieser hervorragenden Geister, und in Gruppierung des Zusammengehörenden. So hat er insonders Humboldt scharf ins Auge gefaßt und sein Eingreifen in die große Epoche deutscher Dichtung mit besondrer Liebe verfolgt. Mit sicherer Hand greift er ihn aus der übrigen Menge heraus und rückt ihn

unmittelbar an Schiller und Göthe hinan. Humboldt gehört überhaupt zu den Wenigen, die er, so oft es möglich, als leuchtende Vorbilder hinstellt, die er selbst als seine Lehrer und Führer aniebt. Gleich in der Einleitung seines größeren Werkes — Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen, I. 11 — gab er die Erklärung ab, daß er auf kein Lehrbuch zu verweisen wisse, worin die Ansichten über das Schöne und die Dichtkunst zusammengefaßt seien, die ihm in dieser Geschichtsdarstellung zur Richtschnur gedient hätten. Nur zerstreute Quellen, Aristoteles und Lessing, Göthe und Humboldt u., könne er nennen. Lessing und namentlich dessen Dramaturgie betrachtet er als Grundlage, auf der dann „Göthe, Schiller und Humboldt ihre ästhetischen Theorien ausbildeten.“ (Neuere Gesch. I. 354.) An mehreren Stellen hebt er hervor, wie viel Schiller Humboldt verdankte; er sagt aber auch, daß dieser sich an den Abhandlungen des Ersteren, vor allen an der über naive und sentimentalische Dichtkunst, zu seinen „ästhetischen Versuchen“ ermuthigt habe. „Auch auf die artistisch-physiologischen Arbeiten Humboldt's wirkten die Ansichten hinüber, in denen sich diese verwandten Naturen begegneten.“ (I. 436) Allwärts weist er auf den engen Zusammenhang Humboldt'scher Kunsttheorie und Kritik mit den Ansichten, Briefen und Werken Schiller's und Göthe's hin. Irgendwo ¹⁾ nennt er die ästhetische Kritik desselben überhaupt eine der schönsten Früchte, die der Verkehr dieser Dichter getragen. Wer Humboldt's verschiedene Winke und Aufsätze in diesem Gebiete kenne, werde sowohl in Schiller's Schriften wie im Briefwechsel Schiller's und Göthe's auf die Quelle von manchen seiner Ideen, auf die Andeutung manches von ihm

1) Gerwinus: über den Göthischen Briefwechsel, Leipzig 1836, S. 129.

Ausgeführten gerathen. Die eben genannten „ästhetischen Versuche“, die sich an Hermann und Dorothea anlehnen, und die Einleitung, die Humboldt seinem Briefwechsel mit Schiller voranstellt, erklärt er (N. G. II. 472) für „die beiden schönsten Denkmale, die unsern beiden großen Dichtern mit gleicher und parteiloser Liebe gesetzt worden.“ An ersterem Werke bewundert er, wie auch Schiller, die Uebereinstimmung der Humboldt'schen mehr metaphysischen Betrachtungen mit den für den Künstlergebrauch eingerichteten Maximen Göthe's. Zwar bewegt sich Humboldt mehr in Schiller's Art, aber mit dem Unterschiede, daß er als eifriger Hellenist dem realistischen Standpunkt Göthe's näher steht; dabei aber wieder viel bereiter als Göthe ist, die moderne Kunstleistung neben der antiken gelten zu lassen. Gerade durch den Mangel eigentlich produktiven Talents, war es Humboldt möglich, ein Genie in der Gabe ungetrübter Empfänglichkeit zu werden. Jenen schaffenden Geistern gegenüber war dies allerdings nur einseitiger Vorzug, aber doch eine Superiorität, die sogar Schiller, selbst ein ausgezeichnete Kritiker, zugestand.

Diesen Stimmen über das Schiller-Göthe-Humboldt'sche Zusammenwirken schließt sich so eben noch die eines vorzüglich berufenen Sprechers an, die Stimme eines Mannes, der sich ganz eingelebt hat in die Weimarischen Erinnerungen, der Humboldt persönlich kannte und über sein Verhältniß zu Göthe als Augenzeuge sprechen kann — Friedrich von Müller nämlich, in einem Aufsatz über die ersten Bände von Humboldt's gesammelten Werken.²⁾ Er faßt insonders das Verhältniß zu den beiden Dichtern ins Auge und theilt gelegentlich einige Bruchstücke aus dem Göthe-Humboldt'schen Briefwechsel mit, eine Gabe, die doppelt erfreulich, da wir

2) Neue Jenaische Literaturzeitung, 1. u. 3. Jan. 1843.

sie wohl als Vorläufer des baldigen Erscheinens der ganzen Sammlung ansehen dürfen.

Jetzt wollen wir, zum Theil gestützt auf diese Vorgänger, Humboldt's Theilnahme an dieser großen Litteratur-epoche mehr ins Einzelne verfolgen, vor allem aber seine Verbindung und Wahlverwandtschaft mit Schiller in nähere Betrachtung ziehen, um für die nachherigen einzelnen Berührungen eine allgemeinere Grundlage zu gewinnen.

Schiller und Humboldt waren ursprünglich verwandte Naturen. Theilweise in ihren Anlagen, mehr noch in ihren Charakteren, besonders aber in der ganzen Richtung ihres Geistes — stehen Beide einander unendlich näher, als Göthe, der in gewissem Sinne der Gegensatz Beider, das Objekt ihrer Betrachtung, der gemeinschaftliche Anziehungspunkt war. Dieser genialen, instinktmäßig wirkenden, nur künstlerisch strebsamen Natur gegenüber erscheinen Humboldt und Schiller beinahe wie Eine Person; und dennoch, näher betrachtet, sind auch sie wieder sehr bestimmt zu unterscheidende Individuen. Jeder von ihnen bewahrt, bei größter Annäherung, seine Eigenthümlichkeit; und nicht blos da, wo die Fähigkeit sie schied, sondern selbst wo sie die größte Gemeinschaftlichkeit bewirkte, läßt sich die Eigenart eines Jeden leicht erkennen. „Wenn Schiller und Humboldt zu abstrakter Reflexion, zu streng philosophischer Begründung ihrer Ideen weit mehr hinneigten als Göthe und sich darin gleicher waren, so unterschieden sie sich doch wesentlich durch das energische Pathos des einen und die leidenschaftlose Ruhe, fast anscheinende Kälte des andern.“¹⁾ Neben dem Geiste der Reflexion war Schillern eine mächtige poetische

1) Fr. v. Müller, a. a. O.

Aber zu Theil worden; ihn drängte es jederzeit, das was er aus dem Schacht des Gedankens emporhob, alsbald auch in dichterische Form und Gestalten zu schmelzen. Humboldt dagegen, obwohl keineswegs aller poetischen Mitgift baar, war doch so überwiegend auf die Kraft des Gedankens gewiesen, daß erstere nur wie eine rein persönliche und gemüthliche Zugabe erscheint. Schiller ringt, den Denker im Dichter aufgehen zu lassen; Humboldt versenkt sich mit den Jahren immer tiefer in die Spekulation, in die unendliche Breite der Wissenschaft. Nur nebenher regt sich in ihm das Bedürfniß, die innersten Gefühle und Gedanken in dichterischer Unmittelbarkeit auszusprechen, aber er thut dies zur bloßen Selbstbefriedigung; ausnahmsweise, um einen Vertrauten seines Herzens mit dem Ausdruck solcher Empfindung zu überraschen, meist aber, die Erzeugnisse solcher Stunden wie Kinder der Liebe verheimlichend. Wenn Schiller seine Denfernatur auf den Boden der Kunst zu verpflanzen strebt, behält sie dennoch, auch wo sie selbstständig wirkt, mitsammt der Größe und Energie, stets jenen eigenthümlich selbstherrschenden und großartig individuellen Charakter, der sie im Ganzen so bewunderungswürdig als im Einzelnen scharf und manchmal einseitig macht. Man kann ganz und gar nicht behaupten, daß Schiller, als er sich anscheinend ganz der poetischen Praxis hingab, im Allgemeinen gegen die Welt der Erscheinung nachgiebiger, oder etwa indifferent gegen die Welt des Gedankens, gegen das Gesetz geworden wäre. Was er nachgab, gab er nur, so viel ihm möglich, der Welt des Dichters, den reinen Gesetzen des poetischen Schaffens, dem Dichtercharakter, man könnte sagen, der Eigenthümlichkeit und den angeborenen Vorzügen seines Freundes Göthe nach, doch keineswegs änderte er damit seine Weltbetrachtung und Beurtheilung überhaupt. Humboldt dagegen verband von vorn herein mit seiner einseitigern

Fähigkeit auch die größere Hingebung und Bildsamkeit, die gewöhnlich sie begleiten. Nicht daß er die höchsten Principien, daß er das Ideal geopfert hätte, nein, an dieser Welt der Ideen hielt er fest wie Schiller, allein er bereicherte und vollendete sie unablässig aus der tiefern und breitem Anschauung der Wirklichkeit, er verknüpfte mit dem Streben nach oben einen vielseitigeren Blick nach allen Seiten; neben der entschiedenen Willensstärke genoß und übte er die Gabe reinsten Empfänglichkeit. Eine umfassendere Kenntniß der Natur und vielseitiger und großer Menschheitszustände, vor allem der antiken Welt, nicht weniger das Studium der classischen Dichtung näherte Humboldt, den Idealisten, der realistischen Weltbetrachtung Göthe's. So stehen Humboldt und Schiller sich wie der Forscher dem Dichter gegenüber, wie das unendlich reiche und vielseitige Individuum dem vorzugsweis großen und idealischen, wie der heut beschaulich grübelnde, morgen lebenskräftige, hier tapfer kämpfende, dort unerschöpflich humane Geist dem immer auf ein Höchstes gewandten, immer thatkräftigen und, mitten in Reflexion und Kritik sogar, immer gleich energischen Genius. Lenken wir aber zugleich den Blick auf die Verbindung Beider mit Göthe hin, dann erscheint Göthe als der Dichter und Humboldt als der Forscher und Kritiker par excellence, Schiller aber auf der einen Seite zwar wie eine Art Mischling aus Beiden, auf der andern jedoch als die seltenste und erhabenste Erscheinung unter Allen.

Humboldt's eigenthümliches Naturell, d. h., den geborenen Kritiker, hat Schiller mit einer Schärfe charakterisirt, die kaum noch etwas hinzuzufügen übrig läßt. Humboldt klagte in einem Briefe über die Schwierigkeiten, mit denen er damals noch zu kämpfen hatte, so oft er die Masse der Ansichten und -Ideen zu einem bestimmten Zweck verarbeiten wollte. „Ich bin überzeugt,“ entgegnete ihm Schiller (25. December

1795), „was Ihrem schriftstellerischen Gelingen vorzüglich im Wege steht, ist sicherlich nur ein Uebergewicht des urtheilenden Vermögens über das frei Bildende, und der zureißende Einfluß der Kritik über die Erfindung, welche für die letztere immer zerstörend ist. Ihr Subjekt wird Ihnen zu schnell Objekt, und doch muß Alles auch im Wissenschaftlichen nur durch das subjektive Wirken verrichtet werden. In diesem Sinne würde ich Ihnen natürlicherweise die eigentliche Genialität absprechen, von welcher Sie doch in einer anderen Rücksicht wieder so Vieles haben. Sie sind mir eine solche Natur, die ich allen sogenannten Begriffs-Menschen, Wissern und Spekulatoren — und wieder eine solche Cultur, die ich allen genialischen Naturkindern entgegensetzen muß. Ihre individuelle Vollkommenheit liegt daher sicherlich nicht auf dem Wege der Production, sondern des Urtheils und des Genusses; weil aber Genuß und Urtheil in dem Sinne und in dem Maße, dessen beide bei Ihnen fähig sind, schlechterdings nicht ausgebildet werden können, ohne die Energie und Rüstigkeit, zu der man nur durch den eigenen Versuch und durch die Arbeit des Producirens gelangt, so werden Sie, um sich zu einem vollkommen genießenden Wesen auszubilden, das eigene Produciren doch nie aufgeben dürfen. Ihnen ist es aber nur ein Mittel, so wie dem produktiven Gemüth die Kritik u. u. nur ein Mittel ist.“

Wie richtig dies Urtheil Schiller's war, geht aus den Leistungen des Beurtheilten glänzend hervor. In Humboldt war eine solche Bildungsmaße vereinigt, eine solche Feinheit des Urtheils und ein solcher Umfang des Genusses entwickelt, daß, wenn diese Gaben nur flüssig gemacht werden konnten, nothwendig die außerordentliche Reise der Forschung und Kritik an den Tag kommen mußte, die wir an ihm in so hohem Grade bewundern. Es ist hier nicht etwa von bloß

ästhetischem Urtheil die Rede, darin allein ist er vielleicht von Einzelnen sogar übertroffen worden. Was ihn zu dem großen Kritiker machte, das ist die Tiefe und der Umfang seines Urtheils, nicht die Sicherheit in einem Einzelgebiet. Es ist der Geist einer wahrhaft universellen Kritik, der überall hervorleuchtet, der auch seine Kunstansichten beherrscht. Vergleiche man ihn einmal mit denen, die außer ihm sich insonders als kritische Geister hervorgethan haben. Lessing's Größe beruht zu einem nicht geringen Theil auf einer ähnlichen Universalität des Geistes, und wenn er diese auch nicht in dem Grade besessen, wie etwa Humboldt, so übertrifft er doch ebenso gewiß diesen wie alle Anderen in der Art, wie er seinen Besitz zu gebrauchen vermochte, vor allem an Schärfe und Genialität. Scharf und geistvoll ist auch Schiller, der Kritiker, und Humboldt an Genius überlegen; auch seine Weltbetrachtung, sein Streben ist in hohem Grade universell, aber nicht seine Bildung überhaupt. Denn hier überflügelte der schöpferische Drang bei weitem den Umfang des Wissens, wie die Schnelle und Kühnheit der Auffassung die Ruhe, den Grad der Empfänglichkeit. Wie er, als Dichter, „der Natur, ehe sie vollkommen auf ihn einwirkt, schon selbstthätig entgegensteilt“ und daher meist etwas Höheres oder Niederes giebt, als die Wahrheit und Wirklichkeit, ebenso geht er, als Kritiker, gewöhnlich zu streng von dem, allerdings großartigen, aber zu allgemeinen Ideal aus, das ihn beseelt, und stellt dann Individuen und Produktionen unter Maßstäbe, die, dem Princip nach vielleicht die höchsten, in ihrer Unbedingtheit aber oft die härtesten und ungerechtesten sind. Dies ist namentlich vor seiner Befreundung mit Göthe's Geiste der Fall. Göthen selbst mögen wir nicht unter den hervorragenden Kritikern aufführen. Dazu war sein Geist zu schöpferisch auf einer, zu hingebend und beschaulich auf der andern Seite. Daß er dennoch auch in

Kritik und Urtheil Ungemeines und zum Theil besonders Musterhaftes geleistet — wie sollte dies von einem so vielseitig Gebildeten und Begabten anders zu erwarten sein? Zu den ersten Kritikern aber müssen wir A. W. Schlegel rechnen, den nicht bloß Geist und feiner Geschmack auszeichnet, sondern zugleich Besonnenheit und Ruhe. Irrt er dennoch, so geschieht es bei ihm, nicht, wie bei Schiller, von idealischer Abstraktion aus, sondern durch die, den Romantikern überhaupt eigne, allzu ausschließliche Kunstbetrachtung. Daher bei so viel Umblick im Ganzen, oft die größte Unbilligkeit gegen Einzelne, und selbst gegen wahrhaft große Geister; daher z. B. das gewöhnliche Herabsehen auf Schiller, der doch oft genug auch da unsere Bewunderung noch herausfordert, wo seine Dichtungen vor dem strengen Künstlerforum nicht hinreichend zu rechtfertigen sein mögen. Wir sehen hier ganz von der Parteilichkeit ab, die sich in diese Urtheile mischte. Die Bildung dieses Kritikers war im Allgemeinen eine zu ästhetisch-litterarische. So universell sie auf dem Gebiete der schönen Künste daherschreitet, so wenig darf sie sich mit der Geistes-Universalität eines Lessing oder Schiller oder Humboldt messen. Ja, diese durchgängige Beziehung auf Kunst und künstlerische Ueberlieferungen verleitete die Romantiker überhaupt und selbst den genannten Kritiker, den nüchternsten unter ihnen, hie und da auch zu starker Einseitigkeit, namentlich dann, wenn ein Dichter oder ein Dichtwerk mit bloßen Kunstorganen nicht zu umfassen war. — Von dieser Klippe war Humboldt weit entfernt. Möglich eher, daß ihn die Tiefe geistigen Gehalts zuweilen über den Kunstwerth einer Dichtung täuschte. Dies begegnet ihm namentlich bei didaktischen Dichtungen, und im Einzelnen in Beurtheilung Schillers. Vergessen wir aber nicht, daß er manche gewiß zu unbedingte Aussprüche und Belobungen in den Briefen an Schiller selbst nieder-

legte, daß es zum großen Theil Eindrücke des ersten Moments waren, daß er die eiskalte Natur, für die ihn so Viele gehalten, in der That gewesen sein mußte, wenn ihn das tägliche Emporsteigen eines solchen Freundes immer in den Grenzen fühlen Urtheilens gelassen hätte. Dann theilte er ja auch so viele, darunter freilich auch einzelne unhaltbare Principien mit Schiller. Beide hatten mit den Schranken der Kant'schen Philosophie zu ringen, einzelne Formeln aus dieser Schule machten ihnen ihr Leben lang zu schaffen. Dagegen dankten sie dem spekulativen Boden, von dem sie ausgingen, auch die Tiefe und Festigkeit, die ihre Kunstansichten gewannen. Die reißten Aufsätze Schiller's, an denen in gewissem Sinne auch Humboldt und Göthe Theil hatten — waren ja doch das Fundament, auf dem die Gebrüder Schlegel standen. Jenen Geistern fiel die Arbeit zu, den starren Kantianismus zu durchbrechen; für die Schlegel war es dann leicht, einige Reste zu beseitigen und das schon Errungene für praktische Zwecke zu verwenden. Ihre Kritik und Theorie war in diesem Punkt wieder näher an Lessing's Art. Wenn dieser sich noch nicht in die spekulative Aesthetik vertieft hatte, fußten die Schlegel schon auf den Resultaten Kant's und Schiller's und bereiteten, wie Schiller, wie Göthe, wie Humboldt, spätern Philosophen den Weg.

Von anderer Seite betrachtet, steht der Lessing'schen Kritik Niemand so nahe als unser Humboldt. Die Kälte seiner Betrachtungsweise, die Art, die Dinge von verschiedenen Seiten anzusehen, vor allem aber die Uneingenommenheit und Vorurtheilslosigkeit, die Geistesfreiheit, mit einem Worte, wo wären sie, mit solchem Ernst und solcher Würde gepaart, zu finden, als bei ihnen. Wenn Lessing, was Schärfe und Genialität des Blicks anlangt, unbedingt die Palme zusteht, so ging dafür Humboldt in Vielseitigkeit, Empfänglichkeit und reinem Forschungsgeiste gewiß auch über

Lessing hinaus, und wenn jener seiner Zeit unendlich stärkere Impulse gegeben, so hat dieser mit der Fülle des eigenen Geistes die reichen Schätze einer fortgeschrittenen Bildung und Wissenschaft vereinen können. Eine minder strahlende, aber, leise und unbemerkt, tief erwärmende und befruchtende Sonne deutscher Bildung.

Nicht bloß als Kritiker, sondern als Geist überhaupt, stand Humboldt unter seinen Zeitgenossen doch immer Schillern am nächsten. Schon haben wir der Gegensätze in diesen verwandten Geistern gedacht; jetzt wollen wir die Gemeinschaft ihres Wesens und ihres Bildungsganges, den Einfluß den sie auf einander hatten und namentlich Humboldt's Beurtheilung des Schiller'schen Geistes überhaupt betrachten.

Es ist ein seltener Fall, daß zwei Männer die in ihren Gaben sowohl als auch in ihrer Stellung zur Welt sehr verschieden erscheinen, im Innersten ihres Wesens so viel Wahlverwandtschaft haben, wie Schiller und W. von Humboldt. Es ist ein Grundzug in ihnen: sie leben Beide im Reiche der Ideen, und diese Ideenwelt ist im Wesentlichen eine und dieselbe; denn Beide richten ihr Augenmerk nicht sowohl auf das rein Ueber Sinnliche und Geistige, sondern vorherrschend auf den Einschlag der geistig-sinnlichen Natur, oder, um es schlechtweg zu sagen, auf das ewig Menschliche. Aus dieser Richtung ihres Geistes erklärt es sich, warum Beide nicht im eigentlich religiösen Gebiete heimisch waren, während sie für das Idealische so begeistert sind, wie es nur immer ein eigentlich religiöses Individuum sein kann. Bei Schillern spricht diese Begeisterung unablässig: sie ist nicht nur der Mittelpunkt seines eignen Strebens, er will sie auch in den Andern erwecken. Dieser apostolische Trieb, dieses Pathos ist Humboldt nicht eigen, und wie sehr er in der Ideenwelt seine Heimath gefunden hat, so erscheint er doch überall mehr im glücklichen Besiz und im Genuße dieses

Gutes, als daß wir jenes Ringen oder diesen Lehrtrieb wahrnähmen, wie bei Schiller. Wo er wirkt, geschieht es mehr durch seine bloße Erscheinung, oder durch den Ausdruck einer rein persönlichen Begeisterung, die aber auf den feinen Sinn vielleicht doppelt wirkt, weil sie so keusch im Ausdruck ist, weil sie so wenig wirken zu wollen scheint. Aber wie sehr auch dieses persönliche Verhalten zum Ideal diese Männer unterscheidet, wie anders diese Richtung bei dem ringenden und apostolischen Schiller, dem vorherrschenden Charakter, zu Tage tritt, als bei dem Geist, der, als solcher, mehr der stillen Forschung obliegt, mehr das ruhige Suchen der Wahrheit zeigt, mehr im beschaulichen Genuß der Erkenntniß lebt — so erkennen wir doch den gleichen Grundzug in ihrem Leben und ihren Schriften. Auch ihre Schriften tragen bei aller Verschiedenheit der Behandlung eine ganz unverkennbare Wahlverwandtschaft an sich. Friedr. v. Müller sagt sehr schön: „Der tiefe Ernst, die ruhig besonnene Auffassungsweise der Welt und ihrer Erscheinungen, der ewig rege Forschungstrieb nach allem Wissenswürdigen, der Humboldt auszeichnet, verbunden gleichwohl mit lebhafter Empfänglichkeit und entschiedener Vorliebe für die Schönheit der Form, spiegeln sich in jedem seiner Werke wieder. Früh gereift zum Mann und mit einem angeborenen Gleichmaß für alle Lebensverhältnisse ausgestattet, weiß er in jeder Lage, in die wechselndes Geschick ihn versetzt, Einfachheit, Mäßigung und innere Ruhe zu bewahren. So auch in seinen Schriften; er vermeidet jedes Extrem, jede leidenschaftliche Aeußerungsweise, ihm stehen die reizendsten Farben zu Gebot, aber er verwendet sie nur sparsam, der Gedanke, die Idee ist ihm alles; er spricht ihn erst gemessen aus, dann verfolgt er ihn bis zu seinem ersten Keim, entwickelt ihn nach allen Richtungen und webt nun aus Idee und Reflexion ein scharfsinniges Ganze kunstfertig zusammen.

Er bohrt sich — wenn der Ausdruck erlaubt ist — gleichsam in seinen Stoff hinein, zerlegt ihn in die zartesten Fasern und belebt ihn dann wieder durch die Kraft seines Verstandes und seiner Phantasie zum organischen Gebilde. Man möchte zuweilen fragen, ob er nicht zu weit aushole, unähnlich hierin Göthe, dessen frischeres Naturell ihn vielmehr hinzog, den Gedanken rasch zu umkleiden und sofort bildlich vor die Anschauung hinzustellen. Mit Schiller dagegen ist Humboldt's Darstellung weit verwandter, und beide liebten es, den abstrakten Gedanken wie einen Brillant zu behandeln, den sie nach allen Seiten auf's feinste zu schleifen wußten.“ — In Beiden herrscht der Geist der Reflexion, in Beiden ist er auf dieselben höchsten Regionen gerichtet, bei Beiden ist er mit dem tiefsten Interesse für das Schöne verknüpft, Adel und Würde, im vertrauten Umgang mit jener höhern Welt und dem Bereiche des Schönen in seltnem Maße entwickelt, zeichnet sie vor dem größten Theil ihrer Zeitgenossen aus. Bis in die Darstellungsweise Beider drückt sich der verwandte Charakter — ihr idealischer Sinn — ab. Allerdings nehmen Humboldt's Schriften nicht den hohen Flug der Schiller'schen Abhandlungen, sie sind aber, wie schon eine andre Stimme sagte, „ebenfalls gar wohl befiedert, und haben den Vorzug einer weniger durch die Schule beschränkten, festen Begründung.“ Die Entwicklungs- und Darstellungsart unseres Humboldt hat lang nicht den Glanz und die Genialität der Schiller'schen Schreibart; sie ist aber auch nicht so rapid und manchmal durchfahrend und defuturisch, wie diese, ja es hieße den verwandten Geist in den Darstellungen Beider sehr unglücklich bezeichnen, wenn man, wie es Fr. Jakobi einmal in einem Briefe an Humboldt (14. April 1796) that, sagen würde, der Styl des Letztern habe etwas von jener Schiller'schen abglänzenden Glätte, wie sie in philosophischen Vorträgen nicht zu billigen

sei. Nein! die Verwandtschaft Beider liegt doch unendlich mehr in dem Gehalt ihrer Werke und der Richtung des Geistes, als in der Darstellung, die bei Humboldt einfacher und stiller ist, die den Unterschied des ruhigen Forschers und des produktiven Geistes am auffälligsten macht, die an Kraft und Fülle zurückbleiben muß, sich aber dafür gerade von dem eben gerügten Fehler des Schiller'schen Genius fern hält.

Ergiebiger ist es, ihre gemeinschaftliche Ideenrichtung weiter zu verfolgen. Diese geht, wie schon bemerkt wurde, besonders auf die Erkenntniß der geistig- und sinnlichen Natur des Menschen und auf die praktische Verwendung dieser Erkenntniß. Es war dies zu allen Zeiten eine der Hauptaufgaben des philosophirenden Genius, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts aber ward sie das vorherrschende Problem. Was die Analyse erstrebte, war auch der wesentlichste Gegenstand unsrer Dichtung. Die Verjüngung und Belebung Deutschlands, auch in socialer und politischer Hinsicht, hängt noch heute innig mit der Lösung dieser Fragen zusammen, und die Entwicklung dieser geistigen Krisis wirkt auf das übrige Europa, während wir von den thatkräftigen Nachbarn endlich auch zur entschiedenen Fortbildung der Wirklichkeit auf den Grund dieser Einsicht ermuntert werden. Kant war es, welcher der deutschen Spekulation die Richtung gab, Schiller aber, um dessen Besitz die Philosophie und die Dichtung stritten, war, schon vor der Bekanntschaft mit Kant's System, auf einer Bahn begriffen, wo sich sein Geist nothwendig mit dem dieses großen Denkers begegnen mußte. Denselben Geisteszug finden wir bei Humboldt. Schiller und Humboldt vertieften sich aber nur in die Kant'sche Philosophie, um alsbald die Schranken derselben, und zwar gerade in der Richtung, die wir hier im Auge haben, zu durchbrechen. Wir haben die Stellung Beider zu Kant schon zum Theil (S. 57—69 und

S. 175–77) besprochen. Hier haben wir nicht sowohl von ihrer Verwandtschaft mit Kant, als von ihrer eigenthümlich gemeinsamen Ueberschreitung des Systems in der eben berührten Richtung zu reden. Kant hat das fragliche Problem in bewundernswerther Tiefe ergriffen und mit einer Schärfe, wie wohl Niemand vor ihm, behandelt; doch das Ergebniß, zu dem er gelangte, war nur geeignet, die Menschheit an ihre Würde zu erinnern, nicht aber ihr den ganzen Gehalt ihres Wesens zum Bewußtsein zu bringen und die wahre Versöhnung des Gegensatzes in ihr anzuregen. Die beiden Principien des menschlichen Wesens, Sinnliches und Sittliches, Neigung und Pflicht, stellte er als zwei unversöhnliche Feinde einander gegenüber und zerriß, was die Natur verbunden hat, um harmonisch mit einander zu wirken zur Darstellung der vollendeten Menschheit. Mit diesem moralischen Rigorismus hing auch die ästhetische Nüchternheit der Kant'schen Lehre zusammen, welche die sinnlichen und gemüthlichen Eigenschaften unserer Natur, Empfindung und Leidenschaften und daher auch die mögliche Einwirkung auf solche, also eigentlich die wirksamste Seite des Schönen gar nicht nach Gebühr berücksichtigt. Aber Kant hatte den Weg gebahnt, indem er die Gegensätze scharf von einander schied und die moralische Würde des Menschen wie die intellektuelle Seite der Kunst, zwar einseitig, aber in ihrer Tiefe erfaßte. Die andere Seite zu entwickeln, war die Aufgabe seiner Nachfolger, und hier finden wir Schiller und Humboldt in erster Reihe. Es galt das Verbindungsglied des Sittlichen und Sinnlichen zu finden — das humane Princip, welches uneigennützig zum Edlen, Guten und Wahren führt; das in den edlern Naturen die freie Harmonie hervorbringt, die mehr durch Instinkt, als durch Mühe und Kampf, erzeugt wird. In demselben Princip wurzelt auch die geistige Schönheit, die Anmuth, d. i. die Erscheinung dieser eigenthümlich

menschlichen, edlen Natur. Diese Humanität ist das eigentliche Element Schiller's, seines Dichtens und Denkens. Mit der erhabenen Ansicht Kant's trug er zugleich seine eigene, menschlichere, in die weitesten Kreise; er predigte sie lehrend und dichtend; durch ihn vor allen wurde sie Eigenthum der Nation. Nicht, daß er wissenschaftlich betrachtet, dieses humane Princip vollkommen entwickelt hätte, aber der Impuls war gegeben, der auch zur theoretischen Vollendung führt. Eben diese Versöhnung des Geistigen und Sinnlichen arbeitet auch in Humboldt, und schon in seinen frühesten Abhandlungen, zu Tage. Dies gemeinsame Streben ist es vorzüglich, was ihn mit Schiller verkettet, und wenn dieser den Ruhm davongetragen, diese Anschauungsweise so ausgebreitet zu haben, so hat jener sie doch ohne Zweifel mehr in ihre Tiefe verfolgt, ja zuletzt in einer neuen Disciplin, in der Philosophie der Sprache, ein wissenschaftliches Fundament in dieser Richtung begründet. Schiller drang, seiner Natur gemäß, vorzüglich auf die sittlichen und ästhetischen Folgerungen los; Humboldt der contemplativere Geist, suchte die Totalität der Menschennatur durchaus zu ergründen, er mußte tiefer in das Gebiet der Anthropologie eindringen; auch die Naturseite des Geistes mehr in seinen Gesichtskreis ziehen und die Resultate alsdann nicht sowohl in die Sphäre des Sittlichen besonders, sondern in alle Gebiete der praktischen Philosophie und auch in das praktischste, in die Politik, verfolgen. Es ist ein Fehlschluß, den Humboldt von seiner Natur auf die seines verewigten Freundes machte, wenn er sich verwundert, daß Schiller bei seinen Raisonnements über den Entwicklungsgang des Menschengeschlechts auch nicht einmal der Sprache erwähne, in welcher sich doch gerade die zwiefache Natur des Menschen, und zwar nicht abge sondert, sondern zum Symbole verschmolzen ausdräge.²⁾ Allerdings würde Schiller, wenn ihn dieser

2) Vorerinnerung zum Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, S. 38 u. f.

Gegenstand — „die entschieden primitivste Emanation der menschlichen Natur“ — ergriffen hätte, von einzelnen mangelhaften Ansichten über den Ursprung der menschlichen Entwicklung zurückgekommen sein. Allein gerade dieses Gebiet konnte den schaffenden Genius nicht anziehen, es konnte auch für seinen apostolischen Trieb keinen Gegenstand und kein Hilfsmittel bieten. Um die Sprache zum Objekt des Denkens zu machen, mußte man ein nicht eigentlich produktiver, und so außerordentlich receptiver Geist sein, eine Forschernatur wie Humboldt. Daher ist es auch kein Wunder, daß Humboldt tiefer in die Geheimnisse eindringt, die die Natur des Menschen darbietet, als Schiller, der die Lösung oft mehr divinirte, die Wahrheit gleichsam als Postulat ergriff. Dennoch aber waren sie einander in dieser Grundrichtung so nahe, wie es bei solcher Verschiedenheit des geistigen Berufs nur gedacht werden kann. Auch das begründet keinen wesentlichen Unterschied, daß Schiller in seinen Dichtungen und Untersuchungen die erhabene Seite und die menschlich humane neben einander entwickelt, Humboldt dagegen mehr die völlige Identität des Geistes und der Sinnenwelt zu erfassen sucht. Denn trotzdem führen Beide die Erscheinungen auf ihren rein menschlichen Grund zurück. Mag dann Schiller mehr für das sittliche Ideal begeistern, während Humboldt im weiten Reiche der Ideen wohnt, so zeigt es doch nur die verschiedenen Aufgaben, die diese innerlich verbündeten Geister, ihrer individuellen Natur gemäß, zu erfüllen hatten.

Am meisten schwinden die unterscheidenden Merkmale Beider auf demjenigen Gebiete der Speculation, zu welchem sie auf gleiche Weise hingezogen wurden — auf dem ästhetischen. Hier fallen auch ihre Forschungen am auffallendsten zusammen, hier begegnen sie sich in ihren merkwürdigsten Sympathien, und der Durchbruch, den sie hier aus den Fesseln des Kant'schen Systems fanden, ist so gleichmäßig,

daß man nicht leicht bestimmen möchte, was sie darin ihrem eignen Geistesgange oder ihren gemeinsamen Untersuchungen dankten. Vertiefen sie sich dann auch in verschiedene Zweige dieses Gebiets, so scheint es fast, als hätten sie sich nur in die Arbeit getheilt. So ergänzt Einer die Forschung des Andern. — Kant hatte nur die rein intellektuelle Seite des Schönheitsbegriffs erfaßt und damit die philosophische Aesthetik überhaupt eröffnet, aber den reellen Inhalt des Begriffs, den eigentlichen Grund des allgemeinen Wohlgefallens, das das Schöne erregt, und die reinkünstlerische Absicht, die jedem schönen Organismus zu Grunde liegen muß, um diese nothwendige Wirkung hervorzubringen, dieses höchste Kriterium wußte Kant noch nicht zu finden, und eben deshalb nicht, weil er den Geist und die Natur schroff auseinander hielt, und die Totalität unsers Wesens nicht erfaßte. Denn damit entging ihm die Kenntniß der möglichen und nothwendigen Wirkungen auf dieses Wesen, die Kenntniß des letzten Zweckes aller Kunst. Dennoch barg schon die Richtung dieses Weisens auch das Ziel; er fühlte, daß in dem Schönen der Vereinigungspunkt dieser Gegensätze gegeben sei, wenn er auch diese Einheit vorerst nur als die Auflösung widersprechender Kategorien des Denkens zu charakterisiren vermochte. Damit war noch kein objektives und somit praktisches Gesetz des Urtheils ermittelt. Mit dem ausgesprochenen Willen nun, dieses Gesetz zu erfassen, schritt Schiller, von Kant aus, zu eignen ästhetischen Forschungen. Der gleiche Instinkt führte Humboldt zu tieferer Erfassung der Natur des Schönen. Zwar finden wir Beide noch in einzelnen irrthümlichen Vorstellungen befangen, Vorstellungen, die ihnen gar nicht allein aus dem Kantischen Standpunkt überkommen sind, sondern die zum Theil aus ihrer gemeinsamen Eigenthümlichkeit und aus der Wechselwirkung Beider entsprangen, dennoch gelang es ihnen, den Grund der neuern

Kunstphilosophie zu legen. Die spätere Philosophie hat diese Erbschaft genutzt, ohne viel nach den eigentlichen Urhebern zu fragen, meist sogar, ohne sie zu kennen. Erst Hegel hat das große Verdienst unsers Schiller um die philosophische Aesthetik offen anerkannt;³⁾ dessen Genossen aber, den Verfasser der „ästhetischen Versuche,“ erwähnt er nicht einmal. Es heißt aber Schillern wieder zu viel Ehre anthun, wenn man ihn zum alleinigen Begründer dieses Fortschritts macht. Wie viel verdankte Schiller seinerseits der sichern Anschauung und den Künstlergedanken Göthe's, welche man nur auf den spekulativen Grund zurückzuführen brauchte, um recht in die Tiefe der Wahrheit zu gelangen; wie willig erkennt er andrerseits das Verdienst und die Selbstständigkeit seines philosophirenden Freundes an! Als ihm Humboldt die „ästhetischen Versuche“ (über Herrmann und Dorothea) im Manuscript gesendet hatte, erklärte er offen: „Auch ist das Verdienst dieser Arbeit im strengsten Sinne das Ihrige. Göthe kann Ihnen als Poet den Stoff zwar zubereitet haben, aber ich habe Ihnen, als Kunststrichter und Theoretiker, nicht viel vorgearbeitet.“ Wer, wie Humboldt, schon im vierundzwanzigsten Jahre und lange vor dem Erscheinen der betreffenden Abhandlungen seines Freundes Schiller so tief in den Mittelpunkt dieser Materie drang, wie wir es oben (z. B. S. 179) gesehen haben, der war nicht blos der Nachfolger, sondern selbst Genosse Schiller's. Anders verhält es sich schon mit den Gebrüder Schlegeln. Auch sie bereicherten nachmals die Theorie des Schönen, ihnen aber war die Grundlage, auf welcher sie fußten, allerdings durch Schiller gegeben.

Mitteltst der Gesetze der Phantasie, in specifischer Art auf die Totalität der menschlichen Natur zu wirken und so das rein Menschliche in uns zu entwickeln — ist die Auf-

3) Aesthetik, B. 1. S. 80—82

gabe aller Kunst. Auf demselben psychologischen Wege also, den Kant sie geleitet, gelangten jene Männer zu dem objektiven Geschmackskriterium, das Kant nicht für möglich gehalten hatte. „Die Kunst,“ sagt Humboldt (Aesthetische Versuche. S. 8.) „ist die Fertigkeit, die Einbildungskraft nach Gesetzen productiv zu machen; und dieser ihr einfachster Begriff ist zugleich auch ihr höchster.“ Auf diesen höchsten Begriffen arbeiten alle Ansichten dieser Männer über das Schöne hin; mit ihnen war die Schranke des Kantianismus durchbrochen; auch manche einseitige Formel, an der sie selbst noch fest hielten, um einzelnen, hoch idealischen, aber zu abstrakt erfaßten Lieblingsrichtungen zu genügen, war in ihrer Grundanschauung schon überwunden, und verlor noch an Einfluß, je mehr Beide sich in den Göthe'schen Dichtergenius versenkten. — Was die Entwicklung und Verbreitung dieser ästhetischen Theorien anlangt, so haben wir schon anerkannt, daß Schiller das Meiste zu ihrem Siege beigetragen. Auch hat er besonders um einen Theil der Aesthetik, um die Lehre vom Erhabenen und was zunächst damit zusammenfällt, das Tragische, sich unleugbar große Verdienste erworben. Humboldt dagegen nahm, wie wir sehen werden, mehr die generische Bedeutung des Schönen überhaupt ins Auge und ihm fiel daher ganz naturgemäß die Entwicklung des Epischen zu, welches ja überhaupt dem reinsten Gattungsbegriff des Schönen am nächsten steht. Daher ist auch Humboldt's Forschen auf das allgemeine Wesen der Kunst umfassender eingegangen, als Schiller, und er hat das Gebiet des Epischen noch gründlicher erschöpft, als jener das der Tragödie.

Während sie auf solche Weise das Reich des Schönen theoretisch unter sich getheilt hatten, hingen sie doch in ihren ästhetischen Lieblingsrichtungen wieder ganz zusammen, und gerade in diesen Sympathien lag zum Theil der Hauptgrund

dessen, was in ihrer Theorie und Kritik verfehlt ist. Humboldt theilte ganz die Vorliebe für das Didaktische sowohl als für die Ideendichtung, die in Schiller eine so neue und glänzende Verkörperung gefunden; er theilte ferner die Vorliebe für das Erhabene, gleichfalls ein vorherrschendes Element der Schiller'schen Dichtung; endlich theilte er die Sympathie für das, in Folge der Uebermacht des Ideenvermögens und der Richtung aufs Erhabene, der Schiller'schen Muse besonders eigenthümliche Streben, den Erzeugnissen der Phantasie den Charakter der reinsten Gesetzmäßigkeit d. h. der Freiheit von allem Zufälligen und Willkürlichen, in Inhalt sowohl als Form, zu geben. Obwohl in diesem Streben ein höchstes Kunstideal bezeichnet ist, wird es doch auf der andern Seite leicht die gefährlichste Klippe für ein Dichtervermögen, das so eng an die Intellektualität geknüpft ist, und aus ihr so vorwiegend seine Nahrung zieht, wie das Schiller'sche. Gar leicht verführt eine so ideale Richtung zu größeren Verirrungen und Mißgriffen, als je einem minder hochstrebenden, aber wahrhaft poetischen Natur- und Künstlerinn drohen — sobald nämlich die Bedingung alles Poetischen, die Anschaulichkeit der Darstellung, dabei Gefahr leidet oder die Kraft des dichterischen Gestaltens dem Fluge des Gedankens nicht gleichen Schritt halten kann. Gar leicht führt die Spekulation, die auf ein solches Ziel gerichtet ist, dann noch zu theoretischen Irrthümern und falschen Maximen. Diesen Klippen ist auch Schiller's Dichtung, so wie seine und seines Freundes Theorie, nicht entgangen. Ein großes Glück daher war es, daß sie mit diesem idealen Sinne doch ein so offnes Organ für das Reich des einfach Schönen verbanden, daß der Eine von ihnen von dem Kunstgötze der Griechen, in dem er das höchste Muster erkannte, jederzeit auch an das erste Gebot alles dichterischen Schaffens gemahnt wurde und diese

Mahnung unwillkürlich auf den Andern übertrug, endlich daß ihnen die Nähe des größten aller neueren Dichter, in dessen Anschauen sie sich versenken, an dessen noch frischem Quell sie sich laben konnten, ein eindringliches Gegengewicht gegen die Gefahren bot, die ihnen der hohe Flug ihres eigenen Genius bereitete. War es doch Göthe, der, ohne Anregung und Beispiel ganz aus eigenem Triebe die Bahn einer höheren Idealität und hoher Gesetzmäßigkeit eingeschlagen und Beides, in wie hohem Grade, auch erreicht hatte! Auch Schiller hatte, schon im Don Carlos, einem ähnlichen Triebe gehuldigt; aber erst Göthe's mächtiger Vorgang in seinen italienischen Werken, vor allem Iphigenie, rief Schiller's höchste Entwicklung hervor und erst der persönliche Umgang mit jenem zeitigte Schiller's individuelle Vollendung. So hat auch Humboldt die Sache angesehen. Als Göthe seinen Briefwechsel mit Schiller herausgab, sprach er gegen Zelter die Meinung aus, daß diese Sammlung ein willkommenes Geschenk für die Welt sei, woraus die Entstehung von Schiller's bessern Werken anschaulich werde und wie er sich an Göthen heraufgebildet habe.⁴⁾ Dennoch haben Schiller und Humboldt diese Einflüsse ihres Naturells nie ganz überwunden. So sehr sie auch mit den Jahren in ihrer Kunsteinsicht fortschritten — und wir brauchen nicht zu wiederholen, welche Stellung sie in dieser Hinsicht unter den Deutschen einnehmen! — gewisse einseitige Maximen gingen ihnen ihr ganzes Leben nach. Bei unserm Humboldt zeigen sich diese Einwirkungen namentlich, so oft er mit didaktischen und symbolischen Dichtungen zu thun hat. So scheint es, als habe der Eindruck der Schiller'schen Poesie ihn nie zu einem ganz entschiedenen Einblick in ihre Mängel gelangen lassen, wiewohl er auch so der Wahrheit oft ziem-

4) Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter, unterm 26. Juli 1826

lich nahe kommt. In spätem Jahren wirkte sogar die philosophische Dichtung der Indier, nicht bloß der Gehalt, sondern selbst die Form, gewaltig auf Humboldt, und wenn er endlich, kurz vor seinem Tode noch sagen kann, Göthe sei gleich groß in seinen frühesten und spätesten Werken, so scheint er, auch hier von der Richtung auf den Gedanken verführt, zuletzt die Ausgeburten einer reichen aber schon vertrockneten Phantasie und eines zu spät und zu greisenhaft entwickelten eigentlichen Reflexionsvermögens mit den großen Dichtern in Vergleichung zu stellen, die lieber gar keine als eine solche Fortsetzung wünschen ließen. — Nicht daß er das wahrhaft Schöne nicht erkannt und gewürdigt hätte! Es gab wenig so kunstfönnige Deutsche, wie ihn. Allein das, was ihn, als Menschen und Geist, in so hohem Grade auszeichnet — die Richtung auf die Welt der Ideen, war eine Klippe für sein Kunsturtheil. Er überschätzte den ästhetischen Werth mancher Dichterverke, wenn sie nach jener Richtung mächtig bewegten, oder was z. B. die vollendeten Schiller'schen Poesien wirklich thun, das Gebiet der Poesie selbst zu erweitern schienen. Unleugbar ist es, und aus der hier besprochenen Richtung Humboldt's auch hinlänglich erklärt, daß und warum er den Mangel, der an der Dichtungsweise seines großen Freundes fast immer haften blieb, nie ganz eingestand, und einzelne von dessen Dichtungen von Seiten ihres künstlerischen Werthes sehr überschätzte. Dafür war er es aber auch, der den tiefem Werth dieses Dichters zu einer Zeit schon zu würdigen und selbst vor der Wissenschaft geltend zu machen wußte, wo eine einseitig ästhetische Kritik fast nur an seiner Schattenseite verweilte und oft genug vornehm auf ihn heruntersah. Wir können durchaus nicht alles unterschreiben, was Humboldt über Schiller, im Ganzen und im Einzelnen, sagt; wir müssen einen guten Theil der ästhetischen Einwürfe gegen dessen Dichtungsart sowohl als

gegen einzelne seiner Dichtungen gelten lassen, wir dürfen auch zugestehen, daß Humboldt sich die Ursache des Mangelhaften in Schiller nie ganz klar gemacht oder nie deutlich ausgesprochen hat; allein andererseits ist ihm auch das Verdienst nicht abzuspochen, daß er, früher und vollständiger und umfassender, als irgend einer seiner Zeitgenossen, die großartigen Eigenschaften desselben sich klar gemacht, und auf sie, auf das was jene Mängel vergütet, hingewiesen hat. Was Göthe instinktmäßig anerkannte, und bei jedem Anlaß wiederholte, das suchte Humboldt kritisch zu erklären — nämlich die Macht, die Schiller's Dichtergenius, trotz seiner Mängel, ausübt, die alle Unbefangeneren gewahr werden, die die ganze Nation bekräftigt hat — eine Macht, die nicht verkannt werden dürfte, und wenn sie eine noch größere Ausnahme von der gewöhnlichen Regel sein sollte, als sie es in der Wirklichkeit ist.

Man könnte sagen: Humboldt's Beurtheilung des Schiller'schen Dichtergenius hat fast dieselben Verdienste und dieselben Mängel wie dieser selbst. Sie ist groß und von entschiedenem Werth in der Darstellung des dichterischen Geistes und der Großartigkeit und Fülle seiner subjektiven Begabung; sie ist unklar und manchmal geradezu verfehlt in Betreff der rein ästhetischen Form. Wir können dies nichts anders veranschaulichen, als indem wir Humboldt's Aussprüche mit unserer eigenen Ansicht über den großen Dichter zusammenstellen — einer Ansicht, die im Grunde nicht neu und am umfassendsten von Hoffmeister entwickelt worden,⁵⁾ die aber noch von mancher Seite näher beleuchtet und je nach der Verschiedenheit des betrachtenden Individuums, eigenthümlich erfaßt werden kann. Wir werden

5) Namentlich im 3ten Theile seines Werks: Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke, S. 234—252.

uns mit Ausnahme einiger andern besonders wichtigen Stellen in Humboldt's Briefen und Werken, vorzüglich auf die Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller stützen, weil hier der Gegenstand am ausführlichsten behandelt ist und weil darin nicht eine Aeußerung des Augenblicks, der seine Macht doch auch auf den besonnensten Denker und Kritiker äußert, sondern die Frucht eines lebenslänglichen Nachdenkens geboten ist.

Wer über Schiller nachdenkt, wird unwillkürlich auch zu Göthe geführt, wie man sich des Erstern erinnern muß, um sich die Eigenthümlichkeit des Andern recht klar zu machen. Ungeachtet ihrer specifisch verschiedenen Dichtergröße, ergänzen sie einander, nicht bloß durch ihre Wirkung auf die Cultur unserer Nation und des Zeitalters, sondern auch durch die entgegengesetzten Richtungen ihres dichterischen Vermögens. Dennoch weist auch dieser Gegensatz auf eine gewisse Einheit, das unterschiedene Gewicht auf eine gewisse Gleichheit zurück, denn sonst würde die gleich große Wirkung, die ihre Werke auf die unbefangenen Gemüther äußern, so unerklärlich sein, wie die Wechselbeziehung, in welche sie für uns treten, so oft wir den Einen oder den Andern gründlich erfassen wollen. — Immerhin mag Schiller mehr auf die Jugend, die Frauen und das Volk im weitern Sinne wirken, Göthe mehr auf Lebenserfahrene, auf Männer und auf künstlerische Geister — es giebt doch eine große Classe von Menschen, die, wenn schon meist mit einiger Vorliebe für den Einen oder Andern, Beide würdigen und genießen. Auch ist die Entwicklung dieser Fähigkeit ein wahres Bedürfniß unsrer Bildung; jeder Antrieb hiezu eine Wohlthat für uns, ein Verdienst. Wenn irgend Jemand; so kann uns Humboldt darin als Vorbild und Wegweiser dienen. Denn wer hat größere, unparteiischere Empfänglichkeit in diesem Punkte besessen, als er? In dem Sonett was wir

oben gelesen, spricht er diesen ungetheilten Enthusiasmus mit wahrer Entzückung aus; er that es aber auch in Prosa, und bei jedwedem Anlaß. Göthe und Schiller sind ihm strahlverwandte Zwillingsterne. Wo er von dem Einen spricht, kommt er alsbald auch zu dem Andern. Im J. 1830 nahm er aus dem erschienenen dritten Theil von Göthe's italienischer Reise Veranlassung, auch die Eigenthümlichkeit dieses Dichters noch einmal zu charakterisiren, doch auch da gedenkt er seines Schiller. Ist es ja doch nicht diese oder jene Eigenschaft und Manier, nicht dieser oder jener Grad der Anschaulichkeit und Gesetzmäßigkeit der Darstellung, was einzig und allein die Wirkung erklären kann, die ein Dichter auf uns macht. Sie wird doch allemal auch auf etwas Innerlicherem beruhen, „auf dem Drang der Seele, den Mächten des Busens, die der Außenwelt nicht zu bedürfen scheinen, der Welt der Gedanken und Empfindungen.“ „Ich brauche,“ sagt Humboldt bei eben diesem Anlaß, „keine der Stellen und Gedichte Göthe's nachhaft zu machen, in welchen dies vorzugsweise lebendig ist. Sie haben alle in unserem Inneren oft wiedergeklungen. Was wäre das Leben, ohne die Begleitung der Dichter, deren edles Vorrecht es ist, ihren Aussprüchen ein solches Gepräge zu ertheilen, daß sie bei allen Vorfällen des Tags in uns zurückkehren, unbedeutenderen einen sinnvollen Gehalt geben, bei den bedeutendsten aber der Wirklichkeit entrücken, bald in tiefe Wehmuth versenken, bald auf einen Gipfel tröstender Beruhigung erheben? Wer verdankt nicht auch in dieser Art Göthen und Schillern, die beide, wie verschieden in sich, gleiche Macht auf das Gemüth ausüben, unendlich viel?“⁶⁾ Diese Macht kann so gleich sein, bei sonst so großer Verschiedenheit Beider, weil alles

6) Werke, II. 233—34.

Dichterische einem und demselben Urquell entspringt. Im innersten Kern des Wesens liegt die verwandte Ader aller Dichter, die diesen Namen im höchsten Sinne verdienen; in dem Maße dieser Urkraft ruht der Grad dieser Verwandtschaft; selbst das Streben, diesen innern Drang auf die reinste und höchste Art zu manifestiren — gesellt sich nur als zufälligeres, alsdann aber, wie gerade bei Göthe und Schiller, doppelt inniges Vereinigungsband hinzu. Es thut auch gar nichts, daß diese, so zu sagen, innere Poesie bei diesem auf das Erhabene, bei Jenem auf das Schöne gerichtet ist. Gelingt es nämlich Beiden, für ihre individuelle Geistesstimmung den gehörigsten Ausdruck zu finden, was in der Regel auch eine ziemlich gleiche Darstellungskraft voraussetzt, so wird die Wirkung Beider am Ende gleich stark sein. Selbst wenn der Eine in der Fähigkeit seine innere Welt in anschaulichen und individuellen Darstellungen zu offenbaren, weit hinter dem Andern zurückbliebe, so wird er, trotzdem daß er damit in der Bedingung alles künstlerischen Hervorbringens und, absolut genommen, in der Dichterschaft zurücksteht, Jenem doch in der Wirkung wieder einholen, wenn er die Größe seines Subjekts und seines innern Vermögens in dem Grade zu verstärken vermochte, als ihm die objektive Fähigkeit des künstlerischen Schaffens mangelt. Damit ist gar nicht gesagt daß er einer großen Fähigkeit des anschaulichen Gestaltens überhaupt entbehren könne. Denn diese ist und bleibt die Grundbedingung alles dichterischen Hervorbringens und das erste Kriterium aller künstlerischen Leistung. Auch wird der eigentliche Kunstwerth und die spezielle Kunstwirkung der Leistungen zweier in solcher Art unterschiedenen Dichter, d. h. die absolute Dichtergröße, nie die gleiche sein. Und dennoch kann ihre Totalwirkung die gleiche sein, sobald es jener, auf der einen und noch dazu entscheidendsten Seite

geringeren Kraft wirklich gelungen ist, den innern Besitz unendlich zu steigern und die Darstellungskraft noch so viel als möglich zu bilden. Nie wohl ist Beides einem Geiste, der in diesem Falle war, so gelungen, als Schillern. Daß er in diesem Fall war, spricht auch Hoffmeister, der liebevolle Biograph des Dichters, deutlich aus: „Schiller,“ sagt er, „näherete sich der reinen Form poetischer Darstellung, ohne sie vollkommen zu erreichen, und hierin, also gerade im Wesen der Dichtung, behauptet Göthe einen entschiedenen Vorzug, welcher allein schon, wenn man beide Männer nur als Dichter vergleicht, bei weitem alles aufwiegt, was Schiller sonst vor Göthe voraus hat.“⁷⁾ Daß ihn trotzdem die Welt, wie Schiller selbst sich in seinen muthvollsten Augenblicken versprach, Göthen nicht unterordnet, sondern in gewissem Sinne gleichstellt, dies verdankt er dem unablässigen Ringen, seine angeborene großartige Natur im außerordentlichsten Grade zu entwickeln zugleich aber auch sein ursprüngliches Dichtervermögen zur möglichsten Reinheit zu heben. Nur einem vorzüglich aufs Erhabene gerichteten Dichter wird es möglich werden, seine Fähigkeit so zu steigern. Die Wirkung des Erhabenen ist ohnehin sicherer und allgemeiner. Durch die Stimmung die er mittheilt, kann er die Mängel seiner Darstellung leichter bedecken, um so sicherer, je mehr er jenen innern leidenschaftlichen Drang geistig und sittlich veredelt hat und jemehr er die Begeisterung, die ihn erfüllt, unmittelbar dem Gedicht einzuhauchen und auf den Leser überzuleiten im Stande ist. Ein gewisser Grad von Begeisterung waltet in jedem Dichtwerk; sie wird auch in jedem stellenweise stärker hervortreten; doch im vollendeten schönen Kunstwerk wird sie das Ganze nur leise durchdringen, nur mittelbar — durch die schöne Gestaltung, wieder

7) Hoffmeister, a. a. D. III. 242—43.

erwecken. Es kann allerdings auch zum Fehler werden, wenn der Dichter, auch da, wo man ihn selbst zu vernehmen berechtigt ist, nicht aus seinem Versteck hervor will, oder wenn er, in solchem Falle, eine zu kühle Begeisterung an den Tag legt. Dagegen wird der erhabene Dichter die Wirkung seiner Kunst verdoppeln, je stärker seine innere Begeisterung ist, je unmittelbarer er sie walten läßt. Er wird damit manchen Verstoß vergessen machen. Allein er wird auch so sich des Maßes nicht begeben dürfen, wenn er nicht Gefahr laufen will, zu pathetisch und tumultuarisch zu werden. Je mehr er aber durch sein Subjekt den Ausschlag geben muß, desto mehr wird er streben, diesem den reichsten Gehalt und die höchste Würde zu verschaffen, und indem er diese Würde und diesen Gehalt dichterisch offenbart, gleichsam das Gebiet der Kunst selbst zu erweitern, das er in den strengen Grenzen ganz auszufüllen doch nicht so befähigt sein würde. In diesem Bezuge hat Schiller das Unglaubliche geleistet, freilich von der ganz eigenen Naturanlage unterstützt, die ihn instinktmäßig auf diesen Weg führte, bevor er der Nothwendigkeit desselben sich bewußt war. Der Denker, der Dichter, der Mensch stritten sich in ihm. Daher die Tiefe, der Schwung, der Adel, die Idealität, die auch schon in seinem rohesten Auftreten auf die spätere Entwicklung hindeuten. Es ist nicht eine einzelne Eigenschaft, es sind alle zusammen, die ihm diese individuelle Größe, seiner Dichtung diese Macht verleihen. Damit hängen auch näher oder entfernter die einzelnen Richtungen seines Geistes wie seines Dichtervermögens zusammen, die er vor Göthe voraus hatte. Im Wesentlichsten der Kunst aber, in der Anschaulichkeit der Darstellung und Individualisirung, blieb er dennoch hinter Göthen zurück oder erreichte ihn hierin nur in einzelnen Momenten. Da er aber so vieles dazu brachte, was Göthe

nicht hat, freilich aber auch zum guten Theil nicht bedurfte, so konnte er sich mit Recht vorherfagen, daß die Rechnung sich ziemlich heben werde. Ja, betrachtet man sie in ihrer Totalwirkung und ihre einzelnen Kunstleistungen nach dieser, so muß man sagen: sie hebt sich wirklich. Nur, wenn man streng die Dichtergröße ins Auge faßt, dann sinkt die Waage doch etwas zu Gunsten des genialeren Genossen, dem die Natur gegeben, was Jener kaum und mit Mühe und Anstrengung erreicht.

Humboldt nun faßte an unserm Schiller vorzüglich den Denker-Dichter auf; er signalisirt ihn namentlich als den Dichter, dessen Geistesanlage offenbar dahin gegangen, Dichtung und Philosophie, von einander getrennt, als unvollständig zu betrachten, der in seine Dichtung immer den höchsten Flug des Gedankens verwebte, und es nicht scheute, sie in seine äußersten Tiefen zu senken, und dem, „wenn man behaupten könnte, daß er nicht das Höchste in der Dichtung erreicht hätte, gewiß nichts entgegengestanden, als daß er nach etwas noch Höherem gestrebt und wirklich Unvereinbares habe vereinigen wollen.“⁸⁾ Diese Stelle enthält so ziemlich den Kern seiner Ansicht über Schiller, somit den Keim dessen, was er nachher in der Vorerinnerung weiter entwickelt hat. Diese Ansicht ist auch an sich begründet, sie fordert uns aber doch gleich zu einem Einwurf heraus. Daß Schiller Unvereinbares erstrebte, erklärt allein die Mängel seiner Dichtart nicht, sondern diese müssen wir zum großen Theil aus seinem Dichtervermögen selbst herleiten. Die Richtung auf den Stoff des Gedankens entschuldigt nämlich den Mangel der anschaulichen Gestaltung nur so weit, als es auch dem größeren Dichtervermögen nicht gelungen sein würde, ihm diese zu geben. Daß dieses aber in vielen

8) Ges. Werke, I. 101—2.

Fällen möglich war, hat er selbst am besten durch Beispiele bewiesen, in denen auch er solche Aufgaben mit größerem Glücke bewältigt hat. Die geringere Fähigkeit anschaulichen Gestaltens aber, die wir Schillern nachsagen, hat Humboldt, wie wir gleich sehen werden, nie zugestehen wollen, und darin liegt sein Irrthum, die Ueberschätzung der ästhetischen Form des Dichters. Desto glücklicher erfährt er den Charakter desselben überhaupt. „Schiller's Dichtergenie,“ sagt er, (Borerinn. S. 9—11) „kündigte sich gleich in seinen ersten Arbeiten an; ungeachtet aller Mängel der Form, ungeachtet vieler Dinge, die dem gereiften Künstler sogar roh erscheinen mußten, zeugten die Räuber und Fiesko von einer entschiednen großen Naturkraft. . . Es offenbarte sich endlich in männlicher Kraft und geläuterter Reinheit in den Stücken, die noch lange der Stolz und der Ruhm der deutschen Bühne bleiben werden. Aber dies Dichtergenie war auf das engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellektualität hervor, die Alles, ergründend, spalten, und Alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinen möchte. Darin liegt Schiller's besondere Eigenthümlichkeit. Er forderte von der Dichtung einen tieferen Antheil des Gedankens, und unterwarf sie strenger einer geistigen Einheit; letzteres auf zweifache Weise, indem er sie an eine festere Kunstform band, und indem er jede Dichtung so behandelte, daß ihr Stoff unwillkürlich und von selbst seine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte. Auf diesen Eigenthümlichkeiten beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakteristisch bezeichnen. Aus ihnen entsprang es, daß er, das Größeste und Höchste hervorzubringen, dessen er fähig war, erst eines Zeitraums bedurfte, in welchem sich seine ganze Intellektualität, an die sein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Bestimmtheit durcharbeitete.

Diese Eigenthümlichkeiten endlich erklären die tadelnden Urtheile derer, die in Schiller's Werken, ihm die Freiwilligkeit der Gabe der Musen absprechend, weniger die leichte, glückliche Geburt des Genie's, als die sich ihrer selbst bewußte Arbeit des Geistes zu erkennen meinen, worin allerdings das Wahre liegt, daß nur [?] die intellektuelle Größe Schiller's die Veranlassung zu einem solchen Tadel darbieten konnte." Diese intellektuelle Größe erzeugt nicht den Tadel, sondern mildert ihn vielmehr, ja von der großen Mehrzahl unserer Nation wird überhaupt ein Mangel dieser Art, zum Theil gerade wegen dieser Größe, gar nicht erkannt werden. Der Deutsche sucht im Kunstwerk eine gewisse Macht und Fülle von Ideen, auch deßhalb ist Schiller der nationalste Dichter. Eine größere Innerlichkeit liegt überhaupt im neuern und vorzüglich im deutschen Charakter; wir, auf unserm Standpunkt, setzen jedoch hinzu, im nordischen zugleich ein geringerer Sinn für das eigentliche Schöne. Daher wir die Kunst zwar zur höchsten Würde emporzuheben streben, nicht selten aber gerade durch dieses Bemühen ihr eigenstes Wesen zerstören. Humboldt schließt, auf einer Seite seines Wesens, sich ganz diesem deutschen Standpunkt an. „Die Kunst,“ sagt er, „und alles ästhetische Wirken von ihrem wahren Standpunkte aus zu betrachten, ist keiner neuern Nation in dem Grade, als der deutschen, gelungen, auch denen nicht, welche sich der Dichter rühmen, die alle Zeiten als groß und hervorragend erkennen werden. Die tiefere und wahrere Richtung im Deutschen liegt in seiner größeren Innerlichkeit, die ihn der Wahrheit der Natur näher erhält, in dem Hange zur Beschäftigung mit Ideen und auf sie bezogenen Empfindungen, und in Allem, was hieran geknüpft ist. Dadurch unterscheidet er sich von den meisten neuern Nationen, und in näherer Bestimmung des Begriffs der Innerlichkeit, wieder auch von den Griechen. Er sucht Poesie

und Philosophie, er will sie nicht trennen, sondern strebt sie zu verbinden, und so lange dies Streben nach Philosophie, auch ganz reiner, abgezogener Philosophie, das sogar unter uns nicht selten in seinem unentbehrlichen Wirken verkannt und gemißdeutet wird, in der Nation fortlebt, wird auch der Impuls fortdauern, und neue Kräfte gewinnen, den mächtige Geister in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unverkennbar gegeben haben. Poesie und Philosophie stehen, ihrer Natur nach, in dem Mittelpunkte aller geistigen Bestrebungen, nur sie können alle einzelnen Resultate in sich vereinigen, nur von ihnen kann in alles Einzelne zugleich Einheit und Begeisterung überströmen, nur sie repräsentiren eigentlich was der Mensch ist, da alle übrigen Wissenschaften und Fertigkeiten, könnte man sie je ganz von ihnen scheiden, nur zeigen würden, was er besitzt und sich angeeignet hat. Ohne diesen, zugleich erhellenden und funkenerweckenden Brennpunkt, bleibt auch das ausgebreitetste Wissen zu sehr zerstückelt, und wird die Rückwirkung auf die Beredlung des Einzelnen, der Nation und der Menschheit gehemmt und krasilos gemacht, welche doch der einzige Zweck alles Ergründens der Natur und des Menschen und des unerklärbaren Zusammenhanges beider sein kann. Das Forschen um der Wahrheit, und das Bilden und Dichten um der Schönheit willen, werden zum leeren Namen, wenn man Wahrheit und Schönheit da aufzusuchen flieht, wo ihre verwandten Naturen sich nicht zerstreut an einzelnen Gegenständen, sondern als reine Objekte des Geistes offenbaren. Schiller kannte keine andere Beschäftigung, als gerade mit Poesie und Philosophie, und die Eigenthümlichkeit seines intellektuellen Strebens bestand gerade darin, die Identität ihres Ursprungs zu fassen und darzustellen." (Vorerm. S. 34—37). Eine herrliche Stelle, und doch nicht ohne gefährlichen Inhalt für den Dichter! Die Identität

dieses Ursprungs völlig zugegeben, gehen beide Thätigkeiten, Philosophie und Dichtung, doch in so auseinander laufende Bahnen, daß beide ihr specielles Wesen zu verlieren fürchten müssen, wenn die eine zugleich auch die andere mit in sich fassen will. Allerdings ist die immerwährende Wechselbeziehung Beider bei den Deutschen mehr als bei allen andern europäischen Nationen zu finden, und es mußte unter ihnen wohl besonders glänzende Erscheinungen geben, die diese Wechselfeitigkeith ganz eigentlich repräsentiren. Für die Dichtkunst ist auch die Möglichkeit einer Erweiterung in dieser Richtung allerdings gegeben. Wie aber bei der poetisirenden Philosophie die Vernunft immer Gefahr läuft, so bedroht wenigstens die intellektuelle Dichtung den Geschmack. Die erstere dieser Gefahren mag größer sein; bei der zweiten wird man wenigstens eingestehen müssen, daß es eine ist. Nur eine so große Erscheinung wie Schiller vermag für die Einbuße, die wir leiden, solchen Ersatz zu bieten. Wie es aber schwächeren Kräften ergeht, das haben uns einzelne seiner Nachfolger schon hinlänglich bewiesen. Nein! die größere Tiefe des Gedankens und der Empfindung, die unsere deutsche Poesie selbst vor der griechischen auszeichnet, soll uns nicht verlocken, den Erfolg in der unbedingten Vermischung der philosophirenden und dichterischen Kräfte zu suchen. Verehren wir den Einzelnen, der auf diesem Wege etwas so Großes leistet wie Schiller. Hüten wir uns aber, aus der Ausnahme ein Gesetz, aus dem seltensten Phänomen eine Gattung im weitern Sinne zu machen. Sind doch selbst unter Schiller's Werken diejenigen die poetischsten, in denen seine intellektuelle Größe sich am wenigsten betheilig zu haben scheint oder wo sie, wie in dem begrenzten Gebiet des Lehrgedichts und der Ideendichtung, recht eigentlich an ihrem Plage ist. Auch glaube ich fest, daß nur Schiller es war, der Humboldt in diesen Sätzen bestärkte, denn sobald er nicht von ihm spricht, ist auch von dieser ganzen Betrachtungsweise nur selten eine Spur zu finden.

Hören wir ihn jedoch weiter. „Wie in den Körpern die Stoffe nach Wahlverwandtschaften verschiedenartige Verbindungen eingehen, so war in Schiller die Dichtung innig an die Kraft des Gedankens gebunden. Sie strömte darum nicht weniger [?] frei aus der Anschauung und dem Gefühle hervor. Sie schöpfte vielmehr gerade aus dieser die Einbildungskraft schon durch den zu überwindenden Contrast steigenden Verbindung ein Feuer, eine Tiefe und Stärke, wie sie auf diese Weise [ganz gewiß!] kein älterer noch neuerer Dichter bewiesen hat. Gedanke und Bild, Idee und Empfindung treten immer in ihm in Wechselwirkung, und in den gelungenen Stellen durchdringen sie einander, ohne von ihrer Eigenthümlichkeit aufzugeben.“ . . . „Was ihn daneben, wenn es auch für seinen Dichterberuf als gleichgültig erscheinen könnte, auszeichnet, ist die Höhe, in der er sich über jeder einzelnen Bestrebung in ihm, selbst über seinem Dichtergenie befindet, einem der mächtigsten und gewaltigsten, welche je die menschliche Brust bewegt haben. Es ist nicht Freiheit bloß, es ist ganz eigentlich Uebermacht.“ (N. a. D., S. 62—64.)

Humboldt behauptete, Schiller's Dichtergenie sei zugleich eine Erweiterung des Dichtercharakters überhaupt, und allerdings kann man dies von ihm noch in einem eminenteren Sinne als von allen großen und originellen Dichtern sagen. Durch seinen überwiegend philosophischen Drang steigerte er den Begriff der sentimentalischen oder modernen Dichtung zu einer bis dahin nie dagewesenen Höhe, denn er nahm für den dachtenden Geist Regionen in Anspruch, die man bis dahin beinahe unvereinbar mit dessen Wirken geglaubt hatte. Von den Gefahren, die ihn dabei umgaben, ist schon die Rede gewesen. Er hat aber diese Schwierigkeiten in einem hohen Grade besiegt, und insofern ihm dies gelungen, thatsächlich die Grenzen der Poesie erweitert, und

ihr damit und durch den wunderbar sittlich idealischen Trieb einen Charakter gegeben, der die Poesie selbst an etwas noch Höheres anknüpft, sie, wenn man so sagen darf, zum Träger von etwas Heiligem und Uebermenschlichem macht. Unleugbar aber ist er damit auch dem Geleise des eigentlichen Dichterberufs entrückt worden. Denn indem er von diesem Berufe ein Ideal aufstellt wie vor ihm Niemand weder denkend noch dichtend gethan, und darnach die Poesie einem noch Höheren unterordnet, entreißt er ihr einen Theil ihrer Selbstberechtigung und setzt das, was vollgültig genug ist, um selbst Zweck zu sein, in gewissem Sinn zum Mittel herab. Humboldt hat ganz Recht gehabt, ihn den Modernsten unter den Modernen zu nennen. Schiller's Dichtung trägt ein Gepräge an sich, das sie von allen ältern und neuern, naiven und sentimentalen Dichtern unterscheidet. Er steckte sich ein Ziel, das zwar allen neuern Dichtern in gewissem Grade vorschwebt, da sie, bewußt oder unbewußt, an Gehalt zu ersetzen suchen, was ihnen an der Schönheit der Form abgeht, das aber in solchem Maße wie Schiller kein Dichter älterer oder neuerer Zeit erstrebte. Und gewiß hat er auf diesem Wege eine ganz originelle Größe erreicht, er ist der Liebling einer Nation geworden, die gerade das am meisten in der Dichtung sucht, das am höchsten schätzt, was er ihr bietet. Er hat dieser Nation damit die segensreichsten Impulse für ihr geistig sittliches, zum Theil selbst für ihr kräftiger Anregung so bedürftiges nationales Leben gegeben. Er ist aber auch in anderer Hinsicht der Modernste unter den Modernen, der deutscheste unter den deutschen Dichtern geworden. In der Richtung der Modernen liegen verschiedene Elemente, die vernichtend auf alles Poetische wirken; darunter auch solche, die der Dichtung zwar einen höhern Gehalt zuführen, endlich aber das zarte Gefäß zersprengen. In dieser Gefahr

schwebt namentlich die deutsche Poesie: ihr Feind ist der Idealismus und die Formlosigkeit, wie der Feind der französischen Poesie der Materialismus und die gesellschaftliche Convenienz ist. Beide Richtungen zerstören zuletzt das Wesen der Poesie, und, indem sie den Zweck zum Mittel herabsetzen, eben so die Form. Sind die Franzosen nur selten zur Poesie durchgedrungen, so sind die Deutschen fast immer bedroht, mit ihren höchsten Leistungen an die größten Verirrungen zu stoßen und nach einer Epoche der Macht und Herrlichkeit nur zu schnell in langdauernde Unkraft zu versinken. Oder will man leugnen, daß Schiller, ein solcher Glanzpunkt unsrer classischen Epoche, zum Theil auch der Schlußstein dieser Periode ist; daß er, wie mit den größten Tugenden und Talenten, auch mit vielen Mängeln vorleuchtet, die eine schwächere Nachkommenschaft sich viel leichter aneignete, als jene Tugenden und Talente? Wenn in der Folge, wie es leider fast den Anschein hat, die Poesie von den entgegengesetzten Richtungen her immer mehr in die Enge getrieben werden sollte, dann dürste die urtheilende Nachwelt der Größe wie der Mängel unseres Schiller noch viel öfter und aus ganz andern Ursachen gedenken und sich mit inniger, aber doch getheilter Empfindung an Humboldt's Wort anschließen: Er war der modernste Dichter unter den Modernen.

So faßt denn Humboldt die Dichtung und das Streben seines großen Freundes fast durchweg von der Lichtseite auf, er thut es aber mit solcher Hingebung und Unabsichtlichkeit, in einem so großen, edlen Sinne, daß wir manchmal Mühe haben, unser eignes Gefühl einem solchen Fürsprecher gegenüber fest zu halten. Es ist kein geringes Glück für Schiller, den allerdings nur von der ausschließenden und beschränkten Aesthetik hintangesetzten, großen Schiller, auch unter den Geistern seiner Zeit noch einen solchen Vertreter gefunden

zu haben. Dafür ist auch Humboldt's Name so eng mit dem Schiller's verknüpft, wie Pylades mit Orest; so lange das deutsche Volk diesen Dichter liebt und ehrt, wird es auch dieses Genossen dankbar gedenken. Allem, was die Schlegel und Tief und Solger und die neuesten Schulen an Schiller getadelt haben, wird ein gerechteres Urtheil Humboldt's Stimme entgegen stellen, die allein hinreicht, jenen Kritikern Widerpart zu halten. Der Unbefangene erfreut sich der tieffinnigen Würdigung des edlen Dichters, selbst wo sie der strengen Forderung nicht ganz Stich hält, während ihm die Stimme jener vornehmen Kritiker oft kleinlich und krittlich erscheint. Denn nur die Liebe hat das Recht mit der Größe zu hadern, und viel weniger entziehen wir uns einem hingebenden und geistvollen Enthusiasmus, als der Kälte, die da nur mäkeln will, wo für uns Andere so viel zu bewundern bleibt.

Humboldt's Einfluß auf Schiller fällt gerade in die Jahre, wo dieser den Uebergang aus der Spekulation, die ihn lange genug gefesselt hatte, in eine neue, d. h. in die letzte Epoche seiner Dichtung suchte. Wir werden demnächst diese Zeit durchwandeln, und werden sehen, wie groß dieser Einfluß war. Humboldt war es, der Schillern, als dieser merkwürdiger Weise schwankte, ob er mehr für das Dramatische oder für das Epische geboren sei, entschieden auf die Tragödie wies und dadurch das ernste Angreifen des Wallenstein entschied. Schiller vergaß es nie, was ihm Humboldt gewesen war. Noch im Jahr 1805, also am Ziel seiner großen Tragödenlaufbahn und wenige Wochen vor seinem Tode (2. April), schrieb er ihm nach Rom: „Ich wünschte auch von Ihnen selbst zu hören, wie Sie mit meinem Tell zufrieden sind, es ist ein erlaubter Wunsch; denn bei Allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Rathgeber und Richter, der Sie mir so oft

in der Wirklichkeit waren, sind Sie mir in Gedanken auch noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subjekte herauszukommen, mir selbst gegenüber zu stellen versuche, so geschieht es gerne, in Ihrer Person und aus Ihrer Seele.“

Der Antheil eines solchen Rathgebers und Richters mußte Schillern in dieser Uebergangsepöche doppelt werth sein — in einer Zeit, wo er, von einem hohen Ideal erfüllt, zaghaft zur Ausübung zurückkehrte und manchmal ganz an seiner Begabung zweifelte. Durfte er hoffen, etwas wahrhaft Großes und Unvergängliches zu schaffen, wenn er es Göthe'n, mit dem er sich nun stets verglich, nicht in Allem gleich thun konnte? Durfte er sich überzeugt halten, etwas voraus zu haben, „was sein sei und Göthe nie erreichen könne, so daß Göthe's Vorzug ihm und seinem Produkt keinen Schaden thun werde?“ In seinen muthvollsten Augenblicken hielt er sich dessen gewiß, aber wie sehr bedurfte er oft auch einer bestärkenden Zusprache, wenn ihn ängstliche Zweifel dieserhalb verfolgten. Er bedurfte aber eines geistig hochstehenden Zusprechers, denn einen Andern hätte er nicht achten können — eines Geistes, der bei der innigsten Sympathie für Schiller's hohe Dichtungsweise, Haltung genug besaß, von der Anschauungsweise des genialen Freundes und von dessen Vermögen doch nicht fortgerissen zu werden, sondern dabei immer noch eine gewisse Unabhängigkeit zu wahren. Und da es für Schiller eine Nothwendigkeit war, über solche zweifelhafte Punkte zu einer theoretischen Entscheidung zu gelangen, bevor er muthigere Versuche wagte, so mußte der Rathgeber ein Mann sein, der in die Tiefe dieser Diskussionen einzugehen, sie zu fördern, sie mit kritischem Geiste zu begleiten vermochte. Und da diese Erörterung am Ende auch ein Theil der ästhetischen Einsicht war, der Schiller sich zu bemächtigen suchte, so

mußte dieser Genosse an der Bewältigung dieser Materien überhaupt Theil haben. Es galt das Wesen des Schönen in seiner Tiefe wie Mannigfaltigkeit zu begreifen, und so auch Schiller's Eigenart ihren Platz, und einen Platz selbst neben Göthe, zu finden.

In allen diesen verschiedenen Richtungen leistete unserm Schiller Niemand so viel, als Humboldt; selbst Körner, der Vater des bekannten Dichters dieses Namens, sonst der treueste Freund und in früheren Jahren der vertrauteste Rathgeber Schiller's, stand diesem in jener entscheidenden Krisis nicht so nahe, und wenn er von der ästhetischen Seite Schiller's Mangel klarer durchschaute, so war er doch im Allgemeinen keine Schillern so verwandte und ebenbürtige Denfernatur, wie Humboldt. Es scheint Körnern nicht gegeben gewesen zu sein, sich in die spekulative Aesthetik zu vertiefen, oder einen Geist wie Schiller in seiner ganzen Eigenthümlichkeit zu durchdenken, oder seine Ansicht darüber umfassender zu entwickeln. Ein solcher Genosse jedoch war Humboldt für Schiller, ein solcher Fingerzeig für die Zeitgenossen. Körner hatte allerdings noch mehr Beruf als Humboldt, Schillern auf das zu weisen, was ihm abging und noch mehr zu dem zu leiten, der ihm darin als Muster dienen konnte. Aber dieses Muster schwebte Schillern schon hinreichend vor, er eiferte ihm nach, so viel er konnte. Je ängstlicher sich Schiller bemühte, seine Stellung neben Göthe theoretisch zu begründen, desto mehr scheint er zu verrathen, wie sehr ihn dieses Vorbild peinigte. Körner's Einwirkung war freilich auch von Werth. Da aber Göthe's Macht selbst schon auf Schillern wirkte, ja manchmal vielleicht drückte, so bedurfte dieser jetzt gerade eines Mannes, der ihm Selbstvertrauen und Muth zu wecken, seine Natur und deren Vorzüge ganz zu würdigen vermochte. Dieser Mann war Humboldt. Mitten in der Krisis, deren Höhepunkt uns in

seinem Briefwechsel mit Schiller auf ganz unschätzbare Weise vor Augen liegt, schrieb er unter anderm (23. Okt. 1795): „Herzlich danke ich Ihnen für die mitgetheilten Briefe. Es muß Ihnen viel Freude machen, unsere Urtheile zu vergleichen. Körner's Brief besonders hat mich sehr interessirt. Sein eigentliches Urtheil über Ihre Eigenthümlichkeit stimmt sehr mit dem meinigen in meinem letzten Briefe überein. Nur scheint er mir Manches in Ihnen mit Unrecht als einen Mangel anzusehen, und eine Aenderung zu hoffen oder zu wünschen, und überhaupt einen Uebergang aus dieser Eigenthümlichkeit gleichsam in die allgemeine classische Bahn zu wollen. So kann ich es nicht ansehen. Es streitet gegen meine Theorie der Bildung überhaupt. Jeder muß seine Eigenthümlichkeit auffuchen und diese reinigen, das Zufällige absondern. Es bleibt dennoch immer Eigenthümlichkeit; denn ein Theil des Zufälligen ist an das Individuum unauflöslich gebunden, und dieß kann und darf man nicht entfernen. Nur dadurch ist eigentlich Charakter möglich, und durch Charakter allein Größe. Ihr Dichtercharakter aber ist gerade Erweiterung des Dichtercharakters überhaupt. Was daher Körner von einer Gewöhnung ruhiger zu empfangen sagt, kann ich nicht ganz unterschreiben, obgleich allerdings Wahrheit darin liegt. Seine Ideen über das Charakteristische und über die Schönheit sind mir noch nicht klar. Er scheint mir die letztere zu sehr in Eine Reihe mit der Vollkommenheit zu setzen, da er so viel von der Verbindung des Ganzen spricht. Auch das Charakteristische und dies vorzüglich ist darauf gerichtet und doch wesentlich vom Schönen verschieden.“ Dann setzt er ganz entschieden hinzu: „Die Vergleichung zwischen Ihnen und Göthe hat auch mich oft beschäftigt. Gerade Sie beide können das Höchste erreichen, ohne einander zu schaden. Das fühle ich jetzt sehr deutlich.“

Das eben wollte Schiller hören, das wollte er von einem Geiste wie Humboldt hören.

Doch gerade diesen Einfluß Humboldt's hat man neuerdings — und namentlich von Seiten der würdigen Biographen Schiller's — als gefährlich für dessen damalige Entwicklung oder die schnelle Entscheidung jener Krisis bezeichnet. Schwab nennt Humboldt den Geist der Reflexion und Reflexionspoesie, der dem Dichter auf seinem Pfade zur Poesie vom Geschick als ein Dämon beigegeben worden, um ihn in seiner philosophischen Richtung so lange festzuhalten, als es nöthig gewesen, den Denkerdichter, wie man ihn wohl genannt habe, in ihm auszubrüten.⁹⁾ Es sei aber zuletzt doch hohe Zeit gewesen, daß dieser philosophirende Genius von ihm geschieden und daß ihn Göthe, der Schutzgeist der Produktion, mächtig an der Hand ergriffen habe. Unter diesem Humboldt'schen Einfluß würde Schiller fortwährend in den Banden der Spekulation festgehalten worden sein, die Reflexion würde sich übermäßig in seinem Dichten behauptet, die Schulformel gar zu sehr das freie Schaffen gelähmt oder es in einseitigen Bahnen gefesselt haben. Die Ideendichtung, in all ihrer Herrlichkeit, aber auch ästhetischen Mangelhaftigkeit, würde den Dichter ganz in Beschlag genommen haben, Erzeugnisse aber, wie Wallenstein und Tell und einige seiner Balladen, würden auf diesem Wege nie zu Tage gekommen sein. Nach dieser Ansicht hat Humboldt namentlich die ersten Versuche, die Schiller wieder im Dichten machte, viel zu beifällig aufgenommen und diesen damit in eine Selbsttäuschung gewiegt, die ihm, trotz seiner weiteren Läuterung, vielleicht auch für die Folge noch geschadet habe. „So rüstig,“ heißt es bei Schwab, „Wilhelm von Humboldt mit Schiller nach jenem höchsten Ziele der Kunst emporz-

9) Vergl. Schwab, Leben Schiller's. Stuttgart, 1840. S. 494—98, 535—37, 588.

klimmt, so macht es doch manchmal den Eindruck, als stünde auch er stille unter jener bewundernden Schaar, welche sich mit dem Anblicke des herrlichen Strebens begnügt und um feinetwillen ihren ringenden Liebling vergöttert. Dies ist besonders dann der Fall, wenn er schon frühere Produktionen seines Freundes übermäßig hoch stellt und z. B. bereits in der „Resignation“ das eigenthümlichste Gepräge Schiller's in der unmittelbaren Verknüpfung einfach ausgedrückter, großer und tiefer Wahrheiten und unermesslicher Bilder, wie in der ganz originellen, die kühnsten Zusammenstellungen begünstigenden Sprache findet.“ . . . „Am sichtbarsten lähmte dieser, unfrem Dichter nicht nur innerlich vom Schöpfer, sondern jetzt auch äußerlich vom Schicksale beigegebene Reflexionsgeist seine Produktionskraft, durch die unaufhörliche Wiederholung und Anwendung der Formel Kant's, daß der Idee keine Erfahrung und keine Natur jemals angemessen sei.“ Darum sei es das höchste Glück gewesen, daß der rege Verkehr zwischen diesen Männern unterbrochen worden und dafür Göthe Schillern immer inniger an sich heran zog.

Göthe selbst mag, in der ersten Zeit seiner Verbindung mit Schiller, auf die gemeinsamen Ansichten und Verhandlungen dieser Männer und ihr transcendentes Treiben mit Verwunderung geblickt haben. Schwab meint sogar, mit Unmuth. Ohne Humboldt anzuklagen, spricht Göthe selbst, in späterer Zeit, ein gewisses Bedauern über Schiller's Zustand während der Periode aus, da er mit jenem so eifrig correspondirte. Humboldt besuchte Göthen im November 1823 und theilte ihm die Briefe mit, die Schiller an ihn geschrieben. „Es ist betrübend,“ sagte Göthe gleich darnach zu Eckermann, „wenn man sieht, wie ein so außerordentlich begabter Mensch (wie Schiller) sich mit philosophischen Denkweisen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten. Humboldt hat mir die Briefe mitgebracht, die Schiller in der

unseligen Zeit jener Spekulationen an ihn geschrieben. Man sieht daraus, wie er sich damals mit der Intention plagte, die sentimentale Poesie von der naiven ganz frei zu machen. Aber nun konnte er für jene Dichtart keinen Boden finden, und dies brachte ihn in unsägliche Verwirrung. Als ob die sentimentale Poesie ohne einen naiven Grund, aus dem sie gleichsam emporsproßt, nur irgend bestehen könnte.“ .. „Es war,“ schließt Göthe, „nicht Schiller's Sache, mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über jedes, was er that, reflektiren.“¹⁰⁾ — Man sieht, Göthe deutet auf denselben Punkt, wenn er auch Humboldt dabei ganz aus dem Spiele läßt.

Ich glaube, daß wir in dem Vorangehenden eine ziemlich unbefangene Ansicht sowohl über Schiller's Dichtungsweise als über seinen und unseres Humboldt's ästhetischen Standpunkt dargelegt haben. Allein so weit zu gehen, wie Göthe oder der zuletzt genannte Biograph Schiller's, scheint mir übertrieben. Allerdings war Schiller in mannigfachen Täuschungen befangen, als er die Verhandlungen mit Humboldt pflog, auf welche Göthe hier anspielt, und gewiß war ihm der Geist der Reflexion gar oft im Wege, wenn er dichten sollte. Dennoch können wir diese Zeit nicht eine „unselige“ nennen. Die philosophische Anlage lag einmal in seiner Natur, sie war unauslöslich an sein Dichtervermögen gekettet. So durfte er denn auch nicht auf halbem Wege stehen bleiben, er mußte den philosophischen Entwicklungsproceß vollenden, in den er gerathen war, er mußte sich, wie Hoffmeister sagt, müde philosophirt haben, um wieder dichten zu können. „Längst war er mit sich selbst zerfallen, und erst, nachdem er auf sittlichem und wissenschaftlichem Wege seine Natur wieder hergestellt hatte, konnte

10) Eckermann's Gespräche mit Göthe, I. 89.

er wieder und zwar zu einer reiferen Dichtkunst zurückkehren.“ Wie sehr mußte er aber in diesem philosophischen Proceffe durch einen mitwandelnden Genossen, wie Humboldt, gefördert werden; und wenn er durch ihn auch, was wir nicht in Abrede nehmen, in einzelnen Irrthümern bestärkt wurde, so war er doch eine viel zu selbstständige Natur, als daß wir annehmen könnten, er würde, ohne Humboldt's Uebereinstimmung, nicht in Ansichten verharret haben, die so tief in sein ganzes Wesen versflochten waren, wie die meisten hier in Rede stehenden. Und hat denn Humboldt nicht auch Einwendungen erhoben, wenn Schiller sich zu tief in gewisse Lieblingsansichten verbiß? — Wir sind auch darin ganz einverstanden mit Schwab, daß es für Schillern das höchste Bedürfniß war, sich an Göthe's Geist empor zu bilden. Dies war auch Schiller's eifriges Streben, von dem Moment an, als er mit „dem großen Genius unbedingter Poesie“ in nähere Berührung getreten. Allein vielleicht eben so sehr bedurfte er einer Sympathie, wie sie Humboldt entgegenbrachte, wenn er, in der Betrachtung der Göthe'schen Natur, nicht ganz an seinem eigenen Werth und Wesen irre werden sollte. Je größer der Mann ist, desto leichter verliert er das Vertrauen zu seiner Kraft, sobald er einmal inne geworden ist, was und wie viel ihm noch zur höchsten Vollendung abgeht. Sollte ein so großes Dichtervermögen, wie Schiller hatte, feiern, selbst wenn es ihm durchaus unmöglich gewesen wäre, etwas im höchsten Sinn Vollendetes zu erzeugen? Oder sollte er sich der philosophischen Mitgift, in welcher gerade ein guter Theil seiner Größe ruht, ganz entäußern, um nur das zu erzielen, was ihm feltner gelang, was er nie mit Gewißheit beherrschte? Und würde er sich so seines Wesens haben entäußern können, selbst wenn er es gewollt hätte? Würden wir, fragen wir endlich, die unvergleichlichen Erzeugnisse der Ideendichtung, die er, gerade

in der Zeit seines innigsten Verkehrs mit Humboldt, geschaffen, würden wir diese missen wollen, selbst wenn wir uns sagen müßten, daß die Richtung, die in ihnen waltet, immer nachtheilig auf seine übrigen Dichtungen gewirkt hat? Diese Richtung lag in Schiller's innerster Natur, sie kam nur eben in jenen Jahren (1795 — 97) zur glänzendsten dichterischen Offenbarung. Vielleicht war es sogar wohlthätig für Schiller's Muse, daß sie so auf einmal sich in dieser Richtung entladen konnte. Dann hätte die Anregung Humboldt's auch in diesem Betracht ihren Nutzen getragen. Als er sich aber anschickte, die Balladen zu dichten und im Wallenstein vorzuschreiten, dann war es allerdings günstiger, daß Humboldt's theoretischer Genius etwas zurücktrat und Göthe's Einwirkung dominirte. Schon hatte er an diesen didaktisch poetischen Vorübungen seine Kräfte gestählt und sein Selbstvertrauen wieder gewonnen. Mit Humboldt's Beifall war ihm der der Nation gesichert, selbst wenn es ihm nicht in dem Grade gelungen sein würde, auch mit Göthe zu wetteifern, als es ihm in der That noch gelungen ist. Wäre es ihm aber nicht gelungen, hätte, was bei Schiller's in so hohem Maße souverainem Geiste sich gar nicht denken läßt, Humboldt's vorangegangener Einfluß das Zustandekommen eines Wallenstein und Tell verhindert — dann hätten wir allerdings unendlich Großes entbehren müssen, und doch dürften wir nicht übersehen: daß Schiller ein ganz vollendeter Dramatiker nie werden konnte. Ein Ideendichter aber wie er — mag immer die Gattung eine Anomalie sein — wird vielleicht in keiner Zeit und bei keiner Nation wieder geboren werden. Hätte man also selbst dann Ursache, Humboldt's Einfluß für nachtheilig zu halten?

Nein! Göthe's drückendes Vorbild und künstlerischer Einfluß waren Schillern so unentbehrlich als der ermutigende Zuspruch und die kritische Genossenschaft eines Humboldt.

Schwab stellt die Sache in zu drastischen Gegensatz, er sieht Humboldt mehr von Seiten einiger Befangenheiten, als seiner allgemeinen, auch ästhetischen Fähigkeit und steht in seiner Auffassung Schiller's doch manchmal noch zu sehr unter dem Einfluß der Kritik der romantischen Schule. Ich stimme zwar in die Grundprinzipien ein, in denen Schwab's Urtheil wurzelt; der verehrte Biograph Schiller's wird sie auch in den oben entwickelten Ansichten wieder erkennen; aber ich gestehe auch, daß ich ein größeres Gewicht auf Schiller's philosophische Dichtung lege und mir darum und im Ganzen ein viel günstigeres Bild von Humboldt's Einwirken auf den Dichter mache. Schwab scheint auch mit seiner eigenen Auffassungsweise in Widerspruch zu gerathen, wenn er (S. 494) selbst hervorhebt, daß Schiller diese schwierige Bahn der philosophischen Selbstorientirung durchlaufen mußte, weil er zum Nationaldichter bestimmt war, „zum Dichter eines Volkes, das den Durchgang durch reflexive und ideale Einseitigkeit von dem Poeten, der nach seinem Herzen sein, den es bewundern und lieben sollte, recht eigentlich verlangte“, wenn er ferner hinzufügt, daß Göthe diesen Bildungsgang unseres Dichters zum lauterem Schönen zu lenken bestimmt gewesen, aber nicht zu früh habe abbrechen dürfen, Humboldt ihm aber wie vom Geschick beigegeben worden, ihn so lange in dieser Richtung zu erhalten, als es nöthig war, um den Denkerdichter zu vollenden.

Endlich scheint man auch nicht in die Waagschaale zu legen, daß Humboldt schon in dieser Periode mit manchen Einseitigkeiten Schiller's nicht einverstanden war, und zwar gerade in dem wichtigen Capitel über die Natur der naiven und sentimentalischen Dichtung; daß man schon in dieser Periode den Einfluß der irrigen Vorstellungen, die er mit Schiller theilte, selten spürt, so oft er nicht eben Ideendichtungen oder

die Poesie seines Freundes zu würdigen hatte, und daß in denselben Jahren, wo Schiller sich von den unfruchtbaren Engen seiner Spekulation weit abwandte und sich völlig der Dichtung hingab, ohne jedoch der Nachwirkungen jener Philosopheme sich ganz entäußern zu können, Humboldt sich ebenfalls von den frühern Fesseln befreite und, fortschreitend auf der theoretischen Bahn, die ihm zugewiesen war, in seinen ästhetischen Versuchen ein Werk zu Stande brachte, das noch heute als ein wahres Handbuch der Philosophie der Kunst betrachtet werden kann. In dem Verkehr mit Schiller war er zu dieser Leistung herangewachsen; der Dichtung Göthe's gegenüber, und der Einwirkung des mächtigen Genossen entrückt, der ihn in manchem Vorurtheil bestärkt hatte, vollendete er nun, was er gemeinsam mit Diesem erstrebt hatte, doch in den Jahren ihres engsten Beisammenseins noch nicht ganz erfassen konnte. Die ästhetischen Versuche sind Humboldt's entscheidende That auf diesem Gebiete. Da ist keine An-schmiegung an eine ihn persönlich anmuthende Manier, sondern die kühle Hingebung an das Höchste, was die Dichtkunst unserer Tage geleistet, entfernt jedes trübende Element und leitet den kunstsinigen Forscher unmittelbar zu den reinsten Principien. Schiller selbst hat, wie wir sehen werden, das Verdienst dieser That höchlich erkannt und von dem ästhetisch kritischen Beruf unseres Humboldt noch aufs günstigste geurtheilt, als er schon längst auf seine eignen spekulativen Versuche manchmal zu geringschätzig herabsah. Sagt er doch in der Zeit noch, da er sich schon so hoch in Göthe's Schule herangebildet, und eben den Tell gedichtet hatte, er habe noch immer Humboldt am liebsten als den Richter und Rathgeber vor Augen, der er in der Wirklichkeit so oft gewesen. Ein Wort, das damals in Schiller's Munde unmöglich gewesen, hätte er Humboldt nicht zu gut auch von der Seite kennen gelernt, wo er ihm nicht mit den wahlverwandten

Marimen, sondern mit dem universellsten Sinn für Schönheit und Kunst gegenüberstand.

Ueberdies, dünkt uns, hat man noch besonders in Anschlag zu bringen, welchen Werth für Schiller eine Bildungsmasse, wie sie Humboldt ihm darstellte, haben mußte. Philosophie und Kunst, Alterthum und Neuzeit, von welcher Fülle waren sie in diesem Geiste vereinigt! Wie konnte an den Materialien und Kenntnissen eines solchen Freundes der schaffende Genius sich ergänzen! Was wollte es heißen, zur Zeit, wo es diesem solcher Ernst war, sein eigenes Vermögen an Göthe und den Alten zu bilden, auf der einen Seite das Vorbild selbst, auf der andern einen Mann zu haben, der alle Blüthen des Alterthums gepflückt, alle Schätze der classischen Kunst in sich gesammelt hatte, einen Mann, der die schönen Formen des Antiken bis ins Einzelne studirt hatte und diese Schönheit auch in technischer Vollendung erreicht sehen wollte. An den schwierigsten Produkten Schiller'scher Idendichtung einzelne Unvollkommenheiten auffuchen, Verbesserungen andeuten, auf Vollendung des Rhythmus und Reimes dringen, das konnte, Schillern gegenüber, nur, wer in solchem Grade Geist und Kenner zugleich war, mit solcher Sicherheit dem Gedanken folgen, mit solchem Tact die sprachliche Hülle beurtheilen und mit solcher Kenntniß griechischer Kunstvollendung entgegen konnte. Wie mancher Flecken in den genialen Dichtungen des Freundes wurde durch Humboldt's Einrede getilgt! Wie viel verdankten Schiller und Göthe, gerade in ihrem Wettkampfe mit der alten Kunst, den sinnigen Darstellungen, die Humboldt von dem Geiste der letzteren entwarf! Wie viel trug er dazu bei, daß die Werke Beider einer wahrhaft classischen Form näher rückten, bis in die kleinsten Außenseiten vollendet wurden. Göthe'n half er an Hermann und Dorothea feilen; als Schiller sich zuerst im elegischen Versmaß versuchte, kamen Humboldt's feine

Bemerkungen ihm sehr zu Statten. Er theilte damals diesem die meisten seiner Gedichte vor dem Druck zur Durchsicht mit. „Wie sehr danke ich Ihnen,“ schreibt er dem Freunde unterm 7. September 1795, „daß Sie mir in Rücksicht auf Hexameter und Pentameter das Gewissen schärften. Ihre Bemerkungen sind gegründet, und es ist mir unmöglich, etwas unvollkommen zu lassen, so lange ich es noch besser machen kann.“ Kurz darnach, als ihn die Xenien beschäftigten, gab er Humboldt (1. Febr. 1796) in seinem und in Göthe's Namen das Versprechen, daß er für eine große Correctheit, auch in der Prosodie, sorgen werde. Diesmal hielt man zwar nicht ganz Wort; aber Beide behielten Humboldt's Bemerkungen sorglich im Auge, auch als er nicht mehr in ihrer unmittelbaren Nähe verweilte. Eine Vorlesung der Göthe'schen Helena (im zweiten Faust) erregte bei Schiller Aufmerksamkeit für den Trimeter, er wünschte gelegentlich auch etwas in dieser Versart zu machen, wie er auch kurz darnach in der Johanna wirklich that. Doch fühlte er, daß es nöthig sei, sich etwas mit dem Griechischen zu beschäftigen, nur um so weit zu kommen, daß er in die griechische Metrik eine Einsicht erhalte. „Ich hoffe,“ schreibt er an Göthe, „wenn Humboldt hieher kommt, dadurch eher etwas zu profitiren.“ (26. Sept. 1800). Inzwischen bittet er sich von Göthen Bücher aus, die ihm das Studium der Originale erleichtern könnten. Göthe sendet ihm auch, was er zu diesem Zwecke brauchbar hält, meint aber, er werde sich wenig daran erbauen. Das Stoffartige jeder Sprache sowie die Verstandesformen stünden so weit von der Production ab, daß man gleich, sobald man nur hinblicke, einen so großen Umweg vor sich sehe, daß man zufrieden sei, wenn man sich nur wieder heraus finden könne. In der Arbeit, die ihn eben beschäftige, gehe er nur nach allgemeinen Eindrücken. „Es muß jemand wie Humboldt den

Beg gemacht haben, um uns etwa zum Gebrauch das Nöthige zu überliefern. Ich wenigstens will warten, bis er kommt und hoffe auch alsdann nur wenig für meinen Zweck.“ (G. an S., 28. Sept.)¹¹⁾ Doch fällt ihm noch bei, daß er einen Aufsatz von Humboldt über den Trimeter habe. Den sendet er Schillern, und legt auch einen Theil der Humboldt'schen Uebersetzung des Agamemnon bei. Beides werde einigermaßen seinen Wünschen entgegen kommen. (Ebendas., 30. Sept.) Diese Mittheilung war Schillern ganz willkommen; er hofft allerlei aus Humboldt's Arbeit zu lernen; nachdem er mit Hermann's (des berühmten Philologen) Werk über die griechische Metrik noch nicht zurecht zu kommen vermocht hatte. (S. an G., 1. Okt.) —

Von Paris aus brachten Humboldt's Briefe gewichtvolle Beurtheilungen des französischen Schauspiels, die nicht allein Göthe'n eine andre Anschauung der Sache beibrachten, sondern, was wir weit höher anschlagen als die Uebersetzungen aus Voltaire, zu denen sich Göthe dadurch ermuntert fühlte, gewiß auch auf Schiller's dramatische Schöpfungen keinen unbedeutenden Einfluß hatten. Wie überhaupt beide Dichter Humboldt's Theilnahme und Einfluß ansahen, darüber ist gar kein Zweifel möglich, und es werden uns auch noch die unzweideutigsten Erklärungen begegnen.

Nach all dem können wir auf den Umstand, daß Humboldt in seiner Kunstansicht manche Irrthümer oder Befangenheit mit Schiller theilte, ja diesen in der Zeit ihres ununterbrochenen Umgangs in solchen Ansichten bestärkte, durchaus kein so großes Gewicht legen. Die Lichtseite dieses

11) Doch zog er andre Male desto mehr Nutzen von der persönlichen Belehrung so verlässiger Männer. Auch Niemer (Mittheilungen über Göthe, Berlin, 1841, I. S. 200) sagt: „So ward er in wenigen Tagen, ja Stunden, durch Humboldt, Boff u. s. w. mehr gefördert als durch einsames Studium.“

Verhältnisses erscheint uns viel bedeutender; Schiller war viel zu selbstständig, um sich von irgend einem fremden Einfluß und gar einem theoretischen Hinreißen zu lassen, viel zu eigenmächtig, um nicht auch das Ueberkommene auf individuelle, manchmal vielleicht gewaltthätige, Weise zu gebrauchen. Zwar wird jetzt, wo so viele Zeugnisse vorliegen, Niemand mehr bezweifeln, wie einzig und alles überwiegend und unentbehrlich Göthe's Einwirken auf Schiller gewesen sei. Humboldt hätte aber doch auch seine eigne Mission an Schiller's Seite gehabt, wenn er auch weiter zu nichts gedient hätte, als — was auch Hoffmeister ihm zuerkennt — ihn auf Göthe's Einfluß vorbereitet zu haben. „In der Schule Humboldt's“, sagt dieser Biograph, „wurde er erst für den Umgang Göthe's reif.“¹²⁾

Dagegen räumen wir unumwunden ein, daß es mit den einzelnen Ausstellungen, die Schwab und besonders Hoffmeister an Humboldt's Urtheilen machen, zum großen Theil seine Richtigkeit hat. Es ist gewiß, daß derselbe oft nur bei der Lichtseite Schiller'scher Dichtungen verweilt. Auch über dessen historische Arbeiten urtheilt er, nach unserer Ansicht, viel zu günstig. Zwar hat er auch hier das Großartige der Schiller'schen Composition treffend erfaßt,¹³⁾ allein er übersieht dabei, was dem Geschäft des Geschichtschreibers störend in den Weg trat. Dies Störende war der Dichtergeist und besonders der dramatische Dichtergeist. Sagt er doch selbst einmal, daß die Geschichte nur ein Magazin für seine Phantasie sei und daß die Gegenstände sich gefallen lassen mußten, was sie unter seinen Händen würden.“¹⁴⁾ — Auch da finden wir die Einrede neuerer Beurtheiler begründet,

12) Hoffmeister a. a. D., III. 5.

13) Vorerinnerung zum Briefw. mit Schiller, S. 55. ff.

14) Leben Schillers, von Fr. v. Wolzogen, I. 341.

wo Humboldt den rein lyrischen Klängen Schiller's eine eben so große Anerkennung spendet als den lyrisch-didaktischen. „Das bloß Rührende, Schmelzende, einfach Beschreibende, kurz die ganze unmittelbar aus der Anschauung und dem Gefühle genommene Gattung der Dichtung findet sich bei Schiller in unzähligen einzelnen Stellen und in ganzen Gedichten. Ich brauche hier nur an die Ideale, des Mädchens Klage, den Jüngling am Bach, Thekla eine Geisterstimme, an Emma, die Erwartung u. a. m. zu erinnern, die nur den empfangenen Eindruck wieder zu geben scheinen, und in denen man Schiller's intellektuelle Eigenthümlichkeit nur wie in einem sanften Widerschein erkennt.“¹⁵⁾ Von mehreren der, hier genannten Gedichte kann man allerdings sagen, daß sie zu dem Besten gehören, was Schillern im Gebiete der reinen Lyrik und im Ausdruck bloßer Empfindungen gelungen ist, und es ist ein sehr treffendes Wort von Hoffmeister, wenn er einzelne solcher Stücke wie mit Absicht in Göthe's Manier gedichtet ansieht, so z. B. die Begegnung. Und dennoch können wir nicht in dieses allgemeine Urtheil Humboldt's einstimmen. Den meisten dieser Dichtungen ist doch ein Beigeschmack gegeben, der ihren reflexiven Ursprung verräth; dem einfachen Gefühle ist oft die Blässe des Gedankens angefränkelt und es fehlt der natürliche, ungekünstelte Erguß, dessen die deutsche Dichtung nun einmal mächtig ist. Den allgemeinsten Beifall aber findet Humboldt, wenn er von den gelungensten lyrisch-didaktischen Erzeugnissen der Schiller'schen Muse mit wahrer Entzückung spricht, wie namentlich von der Glocke. Nur scheint es nicht ganz an seinem Blazze, wenn er sein Urtheil über diese gleich an obige Stelle anreicht, da dieses gewiß tief empfundene, hochlyrische Erzeugniß für das vorher

15) Borerinn. S. 67.

Behauptete doch gleichfalls nicht als zulänglicher Beweis dienen kann. An sich betrachtet aber ist es eine herrliche Stelle. „Die wundervollste Beglaubigung vollendeten Dichtergenies,“ sagt Humboldt, „enthält das Lied von der Glocke, das in wechselnden Sylbenmaßen, in Schilderungen der höchsten Lebendigkeit, wo kurz angedeutete Züge das ganze Bild hinstellen, alle Vorfälle des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens durchläuft, die aus jedem entspringenden Gefühle ausdrückt, und dies Alles symbolisch immer an die Töne der Glocke heftet, deren fortlaufende Arbeit die Dichtung in ihren verschiedenen Momenten begleitet. In keiner Sprache ist mir ein Gedicht bekannt, das in einem so kleinen Umfang einen so weiten poetischen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefsten menschlichen Empfindungen durchgeht, und auf ganz lyrische Weise das Leben mit seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen, wie ein durch natürliche Grenzen umschlossenes Epos zeigt.“¹⁶⁾ — Getheilt ist die Ansicht über die Reihe der spätern Tragödien Schillers nach dem Wallenstein, selbst unter denen, die sich die Mängel der Schiller'schen Muse nicht verhehlen. Erst der Tell vereinigt wieder fast alle Stimmen für sich und auch über das dramatische Verdienst der Maria Stuart herrscht größere Uebereinstimmung. Humboldt hebt aber an allen nur die Lichtseite hervor, indem er sagt: „Was seine spätern dramatischen Werke vorzugsweise auszeichnet, ist erstlich ein sorgfältigeres und richtiger verstandenes Streben nach einem Ganzen der Kunstform, dann eine tiefere Bearbeitung der Gegenstände, durch die sie in eine größere und reichere Weltbetrachtung treten, und höhere Ideen sich an sie anknüpfen, endlich eine mehr vollendete Austilgung alles Prosaïschen durch einen reineren Schwung des Poetischen in

16) A. a. D., S. 67—68.

Darstellung, Gedanken und Ausdruck. In allen Punkten ist der Begriff der von einem Gedicht zu fordernden Kunst in ihnen gesteigert, und indem die lebendige poetische Form den Stoff vollkommener durchdringt, wird dieser wieder auch in höherem Sinne Natur.“¹⁷⁾ Die glänzendste Bethätigung dieses Strebens steht auch Humboldt im Wallenstein, und mit Recht, setzt aber dann hinzu: „Die auf Wallenstein folgenden Stücke zeigen, daß Schiller in gleicher Art fortarbeitete. . . Daher sind seine Tragödien nicht Wiederholungen eines zur Manier gewordenen Talents, sondern Geburten eines immer jugendlichen, immer neuen Ringens mit richtig eingesehenen, höher aufgefaßten Anforderungen der Kunst.“ Gewiß zeigt sich in jedem dieser Stücke der nach Hohem und Neuem ringende Dichter, und doch sind sie, mit Ausnahme des Tell, etwas über einen Leisten gearbeitet und lassen, bei aller Verschiedenheit, den Eindruck von etwas Manierirtem zurück, den man aus ihrer innern und äußern Beschaffenheit herleiten kann. Die innere Beschaffenheit fließt ohne Zweifel aus dem großartigen Streben des Dichters, den Stoff ganz aus dem prosaischen Bereiche emporzuheben. Dies aber war gerade für seinen Dichtergeist die gefährlichste Klippe. In den frühern Stücken liegt die Idealität mit der wirklichen Welt wenigstens in Kampf und im Wallenstein hat die letztere sogar den breitem Boden gewonnen; in diesem spätern Dramen dagegen, namentlich in der Jungfrau und der Braut von Messina, protestirt die Reflexion nicht mehr aus mehreren oder einzelnen Gestalten gegen den Unrath der Wirklichkeit, — wo dann der geschilderte Gegensatz auch den idealen Figuren, z. B. einem Posa, wenigstens den Schein einer gewissen Wahrheit und Lebenswirklichkeit zuwirft — sondern die alles beherrschende und durchdringende

17) A. a. O., S. 79–82.

Reflexion hat, nach dem Ausdruck eines ausgezeichneten Kritikers, „die geschilderte Realität so nach ihren Bedürfnissen umgegossen und umgeschmolzen, gefärbt und geläutert, daß das natürliche Leben derselben auf das erheblichste darunter gelitten hat. Ja in der Braut von Messina kann kaum mehr von einer realen Welt im selbstständigen Sinne die Rede sein. So sehr stellt sich auch das Reale in dieser Tragödie als ein eingebornes Kind des Gedankens dar. Eine gewisse abstrakte, blasenschaumartige Leerheit, die sich sowohl in den Gestalten als in der Sprache dieses Gedichts, bei aller Pracht und Schönheit der letzteren, bemerklich macht, ist die Folge hievon. Wir fühlen, daß der Dichter selbst keine volle, gesättigte Anschauung von der Welt, die er schildert; gehabt hat, daß es ihm vielleicht bei der Richtung auf das Allgemeine nicht einmal ernstlich darum zu thun gewesen ist.“¹⁸⁾ — Die äußere Beschaffenheit dieser spätern Stücke leite ich zum Theil aus Schiller's Streben her, ein bühlenwirksames deutsches Drama, was eigentlich, außer in der nicht ganz poetischen Form Lessing's noch nicht vorhanden war, was auch Göthe nicht hatte gelingen wollen, erst zu schaffen. Wir wissen Alle, in wie hohem Grade es dem großen Dichter gelungen. Allein wir können auch nicht leugnen, daß er dieses Ziel zum Theil mit etwas gewalthätigen Mitteln erreicht hat. Wir finden daher einen Glanz und ein Effekthaschen, das die zarten Blüthen der Poesie fast erdrückt; das alte rednerische Element seiner Dichtung tritt wieder mächtig hervor, und das Pathos, dessen Göthe

18) Friedr. v. Nechtrig, in einer Abhandlung: Zur Charakteristik Schiller's und seines Entwicklungsganges, in der Deutschen Vierteljahrsschrift, Jan. — März 1842 (Stuttg. u. Tüb., Cotta) S. 60—99. Dieser Aufsatz reiht sich dem Besten an, was über Schiller gesagt worden. Er hält die gewichtigsten Einwendungen der romantischen Schule fest, ja giebt ihnen weit größere Klarheit und Tiefe, aber zugleich versteht es der Verfasser, Schiller's Größe, auch in ihren Verirrungen, zu beleuchten.

sich als Dramatiker nicht genug bemächtigt, gelangt in diesen Schiller'schen Produktionen zu einer allzu heftigen, manchmal tumultuarischen Gewalt. — Es ist sonderbar, daß Humboldt von diesen Gebrechen so wenig spürte, daß er so ganz von dem erhabenen Flug des Freundes ergriffen wird. Dürfen wir aber nicht dem Denker=Gesossen etwas zu Gut halten, was sich noch jetzt und wahrscheinlich immer in unsrem Volke und unserer Jugend behaupten wird! Sogar das, was er über die Braut von Messina sagt, und zwar gleich, nachdem er sie aus Schiller's Händen bekommen, ist wie Vielen unsrer besten Deutschen recht aus der Seele geschrieben. „In Rücksicht der strengen Form,“ schrieb er Schillern von Rom aus, 22. Okt. 1803, „kann sich keines Ihrer Stücke mit der Braut messen. In ihr ist alles poetisch, Alles folgt streng auf einander, und es ist überall Handlung. Auch über den Chor bin ich einstimmig mit Ihnen. Er ist die letzte Höhe, auf der man die Tragödie dem prosaischen Leben entreißt, und vollendet die reine Symbolik des Kunstwerks.“ Dann setzt er seine abweichende Ansicht, aber nur über die Behandlung des Chors, auseinander und schließt endlich: „Ueber die Höhe in der Sie Ihr Stück gehalten haben, geht nichts. Das hohe künstlerische Verdienst, die reine Kunstform werden nur Wenige fühlen; aber der Schwung der Gedanken, die Erhabenheit der lyrischen Parteen, dies innige Verweben Ihres Stoffs in alle größten Ideen aller Zeiten kann Niemand entgehen, selbst die Einfachheit der Behandlung muß wenigstens Vielen fühlbar sein. Was ich indefs wünschte, wäre, daß Sie mit diesen neuen Forderungen, die Sie, nach dem Gelingen dieses Stücks, mit Recht an Sich machen können, bald wieder einen in sich mächtigen, schon durch seinen Umfang mühsam zu bändigenden Stoff, wenn nicht so groß, wie Wallenstein, doch wie die Jungfrau behandelten. Der unkünstlerische Theil des Publikums wird zwischen der Braut

und diesen Stücken, das läßt sich voraus sehen, Vergleichen anstellen und den letzteren in jeder Rücksicht den Vorzug geben, schon darum, weil sie, neben der künstlerischen Wirkung, auch einer anderen durch ihren bloßen Stoff fähig sind. Eine gewisse Wahrheit liegt aber diesen Urtheilen, wenn man sie wirklich fällt, zum Grunde. Es ist noch ein anderer Unterschied zwischen der alten und neuen Tragödie, als der der bloßen Kunstform, und es giebt hier eine Verbindung, die ich im hohen Grade für möglich halte. In jeder Scene Ihres neuen Stückes ist das schon sichtbar. Ueberall geht Reflexion und Empfindung in Tiefen ein, welche die Alten in ihrem heitern Sonnenlichte zu verschmähen scheinen, die sie aber unparteiisch gestanden, auf diese Weise nicht kannten. Es ist wirklich auch noch mehr. Freilich scheint es an sich einerlei, wenn man nur den letzten Zweck, die Darstellung der reinen Kunstform an seinem Gegenstande erreicht, wie viel oder wenig man an Stoff in das Gemälde aufnimmt, und wie weit man den Gegenstand auszeichnet. Aber es verfehlt das Gemüth in eine andere Stimmung, wenn eine reichere Welt sich bewegt, und wenn nicht bloß die großen Parteen der Menschheit, wenn auch feine Charakternuancen erscheinen. Es ist unendlich bewundernswürdig, und ich habe es eigen studirt, mit wie wenig Zügen Sie die beiden Brüder so fest charakterisirt haben, daß jeder nur auf seine Weise die Zuschauer afficiren kann, ebenso die Mutter und [?] Beatrice. Es ist das der höchste Gipfel der Kunst und die höchste Weisheit des Künstlers, nicht über die Forderungen seines Zweckes hinauszugehen; und wer, wie Sie, auch gezeigt hat, daß er zugleich in der ganz entgegengesetzten Gattung Meister ist, in dem, sieht man, ist das, was er diesmal unterläßt, nicht Schranke. Es ist vielmehr nur Mangel an ächtem und großem Kunstsinne, der Charakter- schilderung einen viel wichtigeren Antheil an der tragischen

Wirkung beizumessen, als ihr, eigentlich genommen, gebührt. Eines indeß verdient doch in Betrachtung zu kommen. Wir sind einmal ein reflectirendes und sentimentales Geschlecht, und wer unter uns nicht reflectirt, genießt darum nicht unbefangener, wir beschäftigen einmal die Sinne minder als den Verstand, das Gefühl mehr als die Einbildungskraft; wir brauchen, um auf unsere Weise gerührt zu werden, einen durch Verstand und Gefühl mannichfaltiger ausgearbeiteten Stoff. Insofern läßt sich alles sogenannte Romantische, glaube ich in Wahrheit, vertheidigen. Die Kunst ist allerdings nur Eine, keiner Zeit, keiner Nation ausschließlich angehörig. Allein die Kunst ist auch nur eine Art, in der der Mensch sich und die Welt sinnlich idealisirt, sie ist mehr als Einer Ausführung fähig, und das Verschiedenartigste kann sich in ihr wie in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte begegnen. Sollte daher nicht auch, wenn Sie den paradoxen Ausdruck verzeihen, das Romantische einer Ausführung in acht antiker Kunstform fähig seyn? und sollte darin nicht für uns das Höchste bestehen? Wenigstens scheint unleugbar, daß man dadurch auch etwas gewinnt, was der ächtesten Kunst keineswegs gleichgültig ist, das Ideale, dessen im Gegensatz gegen das Chimärische und Phantastische, auch Sie in Ihrer Einleitung [zu der Braut v. M.] erwähnen. Sie werden finden, daß ich zu sehr dem Stoff das Wort rede, aber einer nicht künstlerischen Natur ist das zu verzeihen, und nur durch Hinüber- und Herüberschwanke kommt man zur Wahrheit. Doch müssen Sie nicht glauben, daß ich meinte, es fehle Ihrem Stücke an der Realität, die ein Kunstwerk haben muß. Vielmehr habe ich bewundert, wie unbegreiflich gut es Ihnen gelungen ist, einen Stoff, für den nichts im Gemüth des Lesers vorbereitet ist, der nicht einmal auf einem schon die Seele füllenden Grunde erscheint, der ferner an sich sogar künstlich ist und bei minder guter

Behandlung hätte spielend aussehn können, vor der Einbildungskraft volle Geltung zu verschaffen. Alles in diesem Werk besteht nur durch die dichterische Form und bedarf nichts außer ihr."

Man sieht, Humboldt empfand einen gewissen Mangel und wollte sich doch nicht eingestehen, daß es einer sei. Allein er überzeugt uns auch nicht von der Untadelhaftigkeit des Werks, sein Urtheil straukelte an derselben Klippe, die sich um diese Zeit nicht etwa bloß Schillern, sondern auch Göthen (in der Eugenia) gefährlich erwies — nämlich der Begriff und die Behandlung des Symbolischen in der Dichtkunst. Das Symbolisiren erschien jetzt besonders Schiller'n immer mehr als ein Hauptmittel, um alles Prosaische im Bereiche der Kunst zu tilgen, und auch Göthe fühlte sich, bei der Abnahme seiner produktiven Kräfte, mehr und mehr in diese Richtung gezogen. Das Symbolische war von jeher ein wichtiges Element der Dichtung, besonders der dramatischen Dichtung. Allein es ist ein großer Unterschied, ob es nur in einzelnen Gestalten und einzelnen Momenten hervortritt oder in allen; ob es aus einem wahrhaft individuellen Leben ersteht, oder nur ein Schein des Individuellen zur fäglichen Begleitung überworfen ist. Anfangs begnügte sich Schiller bei symbolischen „Behelfen“, nach und nach ward diese Richtung herrschend. Für Schiller eine neue Gefahr. Er hatte sehr Recht, wenn er in den Gestalten der attischen Bühne etwas Typisches fand, wenn es auch nicht geschickt sein möchte, mit Schiller zu sagen, es seien nur Masken, was die griechische Tragödie vorführe. Diese Alten wurzelten so tief im Gebiete des Anschaulichen und lebendig Individuellen, daß sie, ohne Gefahr, nach dem Symbolischen trachten konnten. Eine feinere Nüancirung der Charaktere, wie sie in der innerlicheren Richtung der Neueren liegt, war ohnehin nicht ihre Sache. Dagegen die Neueren, ohnehin

mehr außs Ideale gerichtet, in diesem Streben das Boetische zu steigern, es am ersten verlieren können, zuerst durch falsche Anwendung des Symbolischen, endlich durch Allegorie. Zu welchen Ungestalten hat es die neuere Romantik und die spätre Göthe'sche Dichtung gebracht! Dagegen Hermann und Dorothea und zum großen Theil Wilhelm Tell als wahre Muster einer zugleich symbolischen und individuellen Darstellung dienen können. Wenn Humboldt aber in der Braut von Messina gleichfalls eine so musterhafte Anwendung des Symbolischen und solche Kunstvollendung fand, so war das abermals ein Irrthum, zu dem ihn die Richtung auf den Gedanken und das Generelle in der Kunst führte.

Auffallend ist es ferner, daß ein so tiefer Kenner griechischer Kunst, wie H. an der Schicksalsidee, wie sie dieses Stück durchweht, keinen Anstand nahm, da bekanntlich doch das Fatum der griechischen Tragödie viel innerlicher in die Charaktere und Handlungen der Betroffenen verflochten ist, vielmehr aus diesen hervorgeht, als in diesem Schiller'schen Stücke. Ich erinnere mich nicht, bei H. eine Stelle gefunden zu haben, die ein Verkennen der Schicksalsidee in den alten Tragikern bewiese, überhaupt pflegt er, und zwar mit Recht, weniger das Walten und Eingreifen des Schicksals als die Größe und Kraft im Ertragen desselben als das die Idee der Griechen und ihre Tragik Beherrschende anzusehen; ja diese Richtung der Alten gehört seinem eigensten Ideenkreise, ich möchte sagen, seinem Charakter an. Wir werden dies besonders gegen sein Lebensende bemerklich hervortreten sehen. Was mag ihn also so nachgiebig gegen Schiller's Auffassung gemacht haben, wenn nicht die Macht, die dieser Dichter so oft auf ihn ausübte? Auch hier scheint uns H. gefangen, hingerissen. Dagegen können wir abermals nicht in die Ansicht der neuern Biographen des

Dichters¹⁹⁾ einstimmen, wenn diese so weit gehen, Humboldt namentlich dafür, wie Schiller zuerst im Wallenstein die Schicksalsidee ergriff, verantwortlich zu machen, oder wenigstens bedauern, daß dieser jenem Einfluß noch so viel gefolgt sei und sich nicht ganz dem Göthe'schen hingegeben habe. Es ist allerdings mehr als wahrscheinlich, daß H., der gerade als Schiller recht ernstlich an Wallenstein ging (Winter 1796—97), sich noch einmal längere Zeit in Jena aufhielt, einen ansehnlichen Einfluß, auf die Conception dieses Werks gehabt, und eben so wenig zu bezweifeln, daß er es war, der Schillern die Richtung auf die Schicksalsidee geben half, wenigstens so weit sie diesem die eigne Kenntniß der alten Dichter nicht von selbst zugeführt hatte. Allein — dieser Einfluß war doch nicht von der Art, daß wir annehmen dürften, Schiller würde nicht durch seinen eignen Genius zu einer ähnlichen Behandlung und Auffassung der Schicksalsidee geleitet worden sein. Auch ist es doch auffallend, daß sie nicht im Wallenstein, sondern — lange nach Humboldt's Abgang aus Deutschland — erst in der Braut auf solch eine Spitze getrieben worden. Auch scheint es mir gar nicht, als wenn die Schicksalsidee dem Schiller'schen Genius, besonders auf seiner damaligen Entwicklungsstufe, so fern gelegen, wie Hoffmeister, oder daß eben diese Idee dem Stück (Wallenstein) so fremdartig gewesen, wie Schwab meint, der geradezu behauptet, „dieses Schicksal sei nur in das Thema hineingekünstelt.“ So würde also überhaupt die Frage noch nicht als erledigt zu betrachten seyn, inwiefern Schiller bei der Behandlung des Wallenstein wirklich auf einen Irrweg gerathen, wenn es auch wahr ist, was ich nicht leugne, daß sämtliche Personen des Stücks ein zu klares Bewußtsein vom Schicksal haben und überhaupt

19) Hoffmeister, a. a. D., IV. S. 12. 30; Schwab, a. a. D., S. 637—38.

zu viel davon gesprochen und darüber reflektirt wird. Wäre aber Schillers Auffassung des Schicksals wirklich auch hier verfehlt, so hieße es selbst dann dem genialen Dichter wie dem kundigen Freunde Unrecht thun, wenn man dem Einflusse des Letztern, ohne weitere Belege, die Schuld des Mißgriffs aufbürden wollte.

Wie in dieser unbedingten Belobung der Braut von Messina, so wird man in Humboldt's Urtheilen über Schiller's lyrische und lyrisch-philosophische Dichtungen namentlich des Jahres 1795, oft dieselbe Befangenheit antreffen, und bald bemerken, daß sie hier wie dort aus einer und derselben Quelle fließt. Unstreitig war es die Macht des Schiller'schen Geistes, die ihn in den theoretischen Irrthum desselben einzustimmen veranlaßte. Schiller's damaliges Bestreben ging hauptsächlich dahin, in seiner Dichtung Ideen auszusprechen, die ihn erfüllten, und durch den geistigen Gehalt der Poesie überhaupt einen nie da gewesenen Schwung zu geben. Das lag einmal in seiner Natur, darin liegt seine Größe und seine Schwäche als Poet. Denn selbst wo er Empfindungen ausdrücken will, strebt er nach gleicher Idealität, und weiß sie nicht besser als durch eine gewisse Allgemeinheit und Nothwendigkeit zu gewinnen, die er durch sittlichen Affekt belebt. Alles Individuelle und Lokale soll getilgt, soll zum Allgemeinen erhoben werden; auch die Form soll den Charakter der Nothwendigkeit empfangen, indem alles, mit logischer Folge, aus dem Gedanken der Dichtung hervorgeht und dieser Spiritus Rector die ganze Darstellung in straffer Unterthänigkeit hält. Aus der Ideen-dichtung geht dieses Bestreben fast nothwendig hervor, hier wird es zum Theil auch glänzende Ergebnisse zu Tage bringen. Desto unstatthafter beweist sich das so gefaßte Princip, sobald es sich um Poesie in ihrer reinsten Art und Gattung handelt, und vorzüglich dann, wenn die innere

Welt des Gefühls und die mit ihr verschlungenen Bilder der Phantasie, also das, was die eigentliche Seele der Poesie ist, ans Licht gebracht werden sollen. Hier war es Schillern beinahe unmöglich, den innern Zustand, getrennt von der Betrachtung dieses Zustandes und ohne Beziehung auf sein Ideenvermögen, in individueller Wahrheit darzustellen.

„Hieraus,“ sagt Hoffmeister,²⁰⁾ „entspringen einige der Vorzüge und alle Mängel der Schiller'schen Lyrik überhaupt. In Betreff ihrer Verstandesform in hohem Grade vollendet, läßt nur ihre ästhetische Gestalt einiges zu wünschen übrig. Es zeigt sich in ihr die größte Bestimmtheit, aber es ist doch mehr die Bestimmtheit des deutlichen Denkens, als die der individuellen Anschauung. Alle Gedichte sind bewunderungswürdig durch ihre Einheit, den Zusammenhang ihrer Theile, die strenge Ausschcheidung alles Fremdartigen, und besitzen in so fern allerdings den Anstrich einer — wie Humboldt sich ausdrückt — Nothwendigkeit athmenden (!) Form.“²¹⁾ Aber den logisch so vollkommen gestalteten Gedichten fehlen häufig die Eigenschaften, durch welche sie eine leicht faßliche Gestalt für die Phantasie werden. Mag der Verstand die Form dieser Gedichte auch als nothwendig beurtheilen, so treten sie doch nicht als etwas Wirkliches nahe genug an die Einbildungskraft.“ — Am auffallendsten zeigte sich die Unzulänglichkeit jener Theorie, als Schiller, mitten im Stadium seiner Ideendichtung, sich einmal bewogen fand, die eigensten Empfindungen auszusprechen wie er es that, als er die Ideale dichtete. Weder Schiller noch Humboldt wußten, wie wir nachher sehen werden, dieses Gedicht, in welchem sich ein konkreter Gehalt so charakteristisch

20) A. a. O., Th. III. S. 244.

21) Und zwar in der Vorerinnerung zum Briefwechsel S. 56; — ein schlagendes Zeugniß, daß Humboldt sich Zeit seines Lebens nicht von diesem Irrthum losreißen konnte. So oft er von Schiller spricht, kommt er auch zum Vorschein. G. S.

darstellt, mit ihrer Verallgemeinerungstheorie zu vereinigen, in welcher sie die reine Form suchten. Es war Beiden zu individuell wahr, und doch spürten sie den poetischen Athem, der hier weht, und der uns noch lebendiger ergreifen würde, wenn das Gefühl darin, nicht noch immer zu sehr ins Reflektirte und Begriffsmäßige gezogen, und hierdurch künstlich geworden wäre. Göthe bemerkte gleich, daß hier eine Befreiung der Schiller'schen Muse angekündigt sei und gab diesem Gedicht vor allen gleichzeitigen Erzeugnissen derselben den Vorzug. Ganz mit Recht, insofern er die übrigen Gedichte nicht als Erzeugnisse bloßer Ideendichtung beurtheilt.

Doch bleibt uns auch hier noch etwas zu Gunsten des Schiller'schen Strebens und der Theorie seines Freundes zu sagen übrig. Unleugbar liegt eine Richtung auf eine gewisse Allgemeinheit des Gehalts und eine Art Nothwendigkeit der Form in allen Dichtern, deren Sinn und Geistesrichtung auß Erhabene geht; unleugbar dankt auch Schiller's Dichtweise diesem Streben einen großen Theil jener Macht und Würde, die uns so oft die Unvollkommenheit der Manier vergessen läßt. — So wie er den Werth des Individuellen erfaßte, hob er sich riesenstark aus den Banden, die ihn gefesselt hielten. Und wenn er sich dem falschen Princip nie ganz entwinden konnte, ja durch die oben besprochene Richtung auß Symbolische sogar zu neuen Fehlgriffen verleitet werden sollte, so bleibt doch das Streben selbst etwas Großartiges, wie denn Schiller überhaupt am verehrungswürdigsten erscheint, wenn man die Intentionen seines Geistes ins Auge faßt, und wie nicht zu verkennen ist, daß das Architektonische seiner Dichtung, der Umriß, der Wille so oft zur Bewunderung hinreißt, wenn die Durchführung, die Vegetation, wenn es vergönnt ist so zu sagen, nicht in solcher Fülle und Schönheit eingegeben ist, und vollendet wie die Hoheit des Ganzen es verdiente. Wie groß ist Schiller, wenn er ein

fremdes Kunstwerk beurtheilt, namentlich in spätern Jahren. Wie glücklich zeigt er die Mängel in der Composition des W. Meister, er, der entfernt nicht vermögend gewesen wäre, diese Composition in einer ähnlichen Vollendung auszuführen. Der Mangel, den dies andeutet, lag einmal in seiner Natur, er hat denselben auf staunenswerthe Weise überwunden, aber nie völlig. Gewiß aber ist, daß er ein Höchstes ahnte und wollte und daß wir nur zu beklagen haben, daß das Glück es ihm nicht erreichen ließ. Auf demselben Wege war Humboldt. Die Größe des Strebens entzückt seinen idealischen Geist, und hingerissen von dem verwandten Genius verliert er ganz den Boden, auf dem er die Dichtung sonst heimisch weiß, und bewundert fast ohne Einschränkung eine Dichtweise, die wohl nur in dem gemischten Reiche der Ideendichtung ganz an ihrem Plage, da aber auch in gewissem Grade eine Nothwendigkeit ist.

So viel im Allgemeinen über das interessante Verhältniß dieser Männer. Die Fragen, welche hier berührt werden mußten, gehören zu den wichtigsten unserer Kunsttheorie und Kritik. Schiller selbst, in seiner Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung, war der erste, der sie gründlich ins Auge faßte, aber noch heute, scheint mir, sind die streitigen Punkte nicht erledigt. Es war nicht daran zu denken, den Gegenstand auf diesen Blättern auch nur so weit, als es meine Kraft erlaubte, zu erschöpfen. Hier konnte der Zweck nur der sein, durch einen allgemeinen Umriss für die folgenden Einzelheiten eine Grundlage zu gewinnen und den Leser auf einen Standpunkt zu stellen, von dem aus wir den Verhandlungen dieser Geister folgen können, ohne sie durch Beistimmung oder Einrede öfter unterbrechen zu müssen. Vielleicht dient dieses Vorwort auch dazu, über Gegenstände die unsere Theorie und Kritik verschiedentlich schon für gelöst ansehen möchte, erneuerte Untersuchungen anzuregen. — Das

Vorangestellte wird auch hinreichen, Humboldt als Kunstkritiker zu charakterisiren. Seine Verhandlungen mit Schiller, endlich seine Beurtheilung des Göthe'schen Dichtergenius, werden das bisher Gesagte theils beweisen, theils ergänzen. Auf seine Kunsttheorie, die Methode sowohl als die Ergebnisse zurückzublicken, giebt uns sein Hauptwerk, die „ästhetischen Versuche“, leglich Anlaß.

Es ist nicht meine Absicht, alle Einzelheiten des Schiller-Humboldt'schen Briefwechsel in diese Erinnerungen einzurahmen. Nur das Wichtigste wollen wir entheben, und dann auf diese offen liegende Quelle für Humboldt's Leben und Wirken einen Jeden hinweisen, der etwa versäumt hätte, sich daran zu bilden und zu laben. Vieles, insonders die Mittheilungen Schiller's, aber auch viele Aeußerungen und Urtheile Humboldt's mögen für die Lebensbeschreibung und Beurtheilung des Einen unentbehrlich sein, während sie nicht gerade wesentlich sind, um den Andern zu charakterisiren. Ueberhaupt wird man den Briefwechsel selbst zur Hand nehmen müssen, wenn man einerseits in die Werkstatt des Dichters treten, andererseits den kritischen Geist seines Freundes und den Einfluß desselben in seinem ganzen Umfange, den Menschen Humboldt in seiner herrlichsten Erscheinung kennen lernen will.

Endlich werden einige Aufsätze, die Humboldt für die Horen liefert, uns Gelegenheit geben, noch eine spezielle Richtung zu berühren, in der seine Forschung und Denkweise abermals der Schiller'schen besonders nahe steht, nämlich in Betrachtung und Ergründung der Geschlechter und in der Verherrlichung des weiblichen insbesondere.

Einfacher sind die Verhältnisse unseres Humboldt zu dem andern großen Dichter, zu — Göthe. Daß er ihm

ichon persönlich bekannt war, bevor er 1794 nach Jena kam, daran ist nicht zu zweifeln, ebenso gewiß aber ist es, daß er demselben erst nach dieser Zeit, und durch Schiller, vertraulich nahe gekommen. Göthe sagt auch selbst, zur Zeit da der Schluß des *W. Meister* und die *Kenien* durch ganz Deutschland rumorten, in einem Briefe an Schiller, (12. Nov. 1795): man müsse die allgemeine Aufmerksamkeit für das Resultat nehmen und sich ganz im Stillen mit denjenigen freuen, die uns Neigung und Einsicht endlich am reinsten nähere. „So habe ich Ihnen das nähere Verhältniß zu Körnern und Humboldt zu verdanken, welches mir in meiner Lage höchst erquicklich ist.“

Wenn dieses Verhältniß auch nicht in dem Grade innig werden konnte, als das oben besprochene mit Schiller, so ist es doch eines der vertrautesten unter denen, die Göthe in den reiferen Jahren seines Lebens pflegte, und es hat ein langes Leben hindurch bestanden. Ja, wir dürfen dieses Band um so höher anschlagen, als es nicht durch ein specielles Bedürfniß geknüpft wurde, wie das Göthe's mit Meyer oder Zelter, und weil der jüngere Freund, dem er sich zuneigt, hier ein geistig ebenbürtiger und Kunstkenner und Kritiker obenein ist. Solche Genossen hat das Glück Göthen nur wenige gegönnt. Merck war einer, dann Herder, endlich Schiller und nächst ihm Humboldt und zum Theil, wenn auch mehr aus der Ferne, der ebengenannte Körner. Alle Antworten und Einwürfe, die Göthe von seinen übrigen Freunden erhielt, als er ihnen den *Wilhelm Meister* zugesendet, erschienen unerfreulich und keineswegs förderlich. „*Wilhelm von Humboldt's* Theilnahme,“ sagt er bei dieser Gelegenheit,¹⁾ „war indeß fruchtbarer, aus seinen

1) In den *Tag- und Jahreshften*: *Werke*, *Ausg.* letzter Hand, S. 50 und S. 46 ff. Ich citire, aus guten Gründen, noch immer diese Ausgabe von Göthe's *Werken*.

Briefen geht eine klare Einsicht in das Wollen und Vollbringen hervor, daß ein wahres Förderniß daraus erfolgen mußte.“ Da er unmittelbar hinzufügt, Schiller's Theilnahme nenne er zuletzt, sie sei die innigste und höchste gewesen, so geht schon aus dieser Zusammenstellung hervor, daß es nicht das Lob aus ihrem Munde ist, was ihn zu solcher Auszeichnung Beider bewegt; denn Schiller's Briefe über diesen Roman enthalten, bei der höchsten Begeisterung für dessen Urheber, zugleich die schärfste Kritik, die ein so außerordentliches und doch nicht ganz vollendetes Werk nur erfahren konnte.

Da wir den Briefwechsel zwischen Göthe und Humboldt noch nicht besitzen, so bleiben uns hier nur einzelne Stellen beizufügen, wo Göthe des Letzteren oder beider Brüder rühmend gedenkt. „Daß Lessing, Winkelmann und Kant,“ sagt er einmal zu Eckermann, ²⁾ „älter waren, als ich, und die beiden ersteren auf meine Jugend, der letztere auf mein Alter wirkte, war für mich von großer Bedeutung. Ferner: daß Schiller so viel jünger war und im frischesten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann; ingleichen daß die Gebrüder Humboldt und Schlegel unter meinen Augen aufzutreten anfangen, war von der größten Wichtigkeit. Es sind mir daher unnenubare Vortheile entstanden.“ In einem Aufsatz, der die Aufschrift führt: Einwirkung der neuern Philosophie spricht Göthe erst von Kant und Herder, dann von Schiller und dessen Einwirkung, dann von den Unterhaltungen mit Niethammer, und fährt dann fort: „Was ich gleichzeitig und späterhin Fichten, Schelling, Hegeln, den Gebrüdern von Humboldt und Schlegel schuldig geworden, möchte künftig

2) Gespräche. Erste Ausgabe. I. 220—21.

3) Werke, B. L. Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen, S. 54—55.

dankebar zu entwickeln sein, wenn mir vergönnt wäre, jene für mich so bedeutende Epoche, das letzte Zehent des vergangenen Jahrhunderts, von meinem Standpunkte aus, wo nicht darzustellen, doch anzudeuten, zu entwerfen."

Solche Andeutungen hat Göthe denn auch mehrmals in den Tages- und Jahreshesten gegeben, im Ganzen jedoch spärlich, und er kommt darin mehr auf Natur-, Erd- und Sprachkunde und eine gemeinschaftliche Thätigkeit in diesen Fächern zu sprechen, als auf Philosophie und dergleichen. So notirt er im Jahr 1794: „Alexander von Humboldt längst erwartet, von Bayreuth ankommend, nöthigte uns ins Allgemeine der Naturwissenschaft. Sein älterer Bruder, gleichfalls in Jena gegenwärtig, ein klares Interesse nach allen Seiten hinrichtend, theilte Streben, Forschen und Unterricht.“⁴⁾ Und (1795) setzt er hinzu: er sei von der bildenden Kunst ganz abgelenkt und zur Naturbetrachtung zurückgeführt worden, als gegen Ende des Jahrs die beiden Gebrüder von Humboldt in Jena erschienen seien. Göthe denkt aber an dieser Stelle abermals des Endes von 1794 wo Alexander von H. mit seinem Bruder in Jena zusammentraf, obschon er vielleicht im nächsten Jahre die Freunde wieder besuchte. „Sie nahmen beiderseits,“ fährt G. fort, „in diesem Augenblicke an Naturwissenschaften großen Antheil und ich konnte mich nicht enthalten, meine Ideen über vergleichende Anatomie und deren methodische Behandlung im Gespräch mitzutheilen.“⁵⁾ Sie forderten ihn dringend auf, seine Ideen zu Papier zu bringen, was Göthe auch sogleich befolgte, indem er an Mar Jacobi (den Sohn des Philosophen, der um diese Zeit in Jena studirte) das Grundschema einer vergleichenden Knochenlehre diktirte. Dadurch gewann er einen Anhaltspunkt für weitere Forschung. Fast mit den-

4) Werke, Th. 31. S. 33.

5) Ebendas., S. 45—46.

selben Worten gedenkt er, in den Nachträgen zur Osteologie, der damaligen Zusprache jener Brüder. „So benutzte ich viele Zeit, bis im Jahre 1795 die Gebrüder von Humboldt, die mir schon oft als Dioskuren auf meinem Lebenswege geleuchtet, einen längeren Aufenthalt in Jena beliebten. Ich trug die Angelegenheit meines Typus so oft und zudringlich vor, daß man, beinahe ungeduldig, zuletzt verlangte: ich solle das in Schriften verfassen, was mir in Geist, Sinn und Gedächtniß so lebendig vorschwebte.“⁶⁾ Wie Humboldt mit Schiller spekulirt, so geht er mit Göthe und seinem Bruder Alexander auf Naturbeobachtung ein, und fördert auch da durch Theilnahme und Interesse.

Nochmals kommt Göthe auf den Antheil beider Humboldt, da er (Frühjahr 1797) das reiche Leben, das damals in Jena vereint war, hervorhebt. „Die Universität Jena,“ sagt er in den Tages- und Jahreshften (B. 31. S. 72), „stand auf dem Gipfel ihres Floris; das Zusammenwirken von talentvollen und glücklichen Umständen wäre der treuesten und lebhaftesten Schilderung werth. Fichte gab eine neue Darstellung der Wissenschaftslehre im philosophischen Journal. Wolmann hatte sich interessant gemacht und berechnigte zu den schönsten Hoffnungen. Die Gebrüder von Humboldt waren gegenwärtig, und alles der Natur Angehörige kam philosophisch und wissenschaftlich zur Sprache. Mein osteologischer Typus von 1795 gab nun Veranlassung die öffentliche Sammlung so wie meine eigene rationeller zu betrachten und zu benutzen.“ Göthe schematisirte jetzt die Metamorphose der Insekten und Alexander von Humboldt belehrt die Freunde durch galvanische Versuche, die er anstellte. Auch hier spricht Göthe mehr vom Naturwissenschaftlichen, wir werden aber

6) Ebendas., B. 55. S. 175—76.

auch sehen, welche anderweite Berührungspunkte er mit dem ältern Humboldt hatte.

Göthe hatte ganz Recht zu behaupten, daß Jena um 1797 einen gewissen Höhepunkt des Glanzes erreicht hatte, der vom J. 1794 bis in die ersten des neuen Jahrhunderts auf diesem Orte haftete, 1797 bis etwa 99 aber am höchsten stand. Seit 1796 waren auch die Schlegel da, die Xenien brachten die heftigste Bewegung hervor, und wenn die Humboldt's 1797 auf Reisen gingen, so trat 1798 der junge Schelling auf, auch Tief kam zum Besuch, das Athenäum, das Organ der neu auftauchenden poetischen Schule, überbot noch den Lärm, bis es mit Schiller's Uebersiedelung nach Weimar und der Entfernung der Gebrüder Schlegel in Jena allmählig stiller wurde. Seit den Vorstellungen des Wallenstein war es Weimar, wohin aller Augen sich richteten.

So viel vorläufig über Humboldt's Verhältniß zu Göthe. Von seiner Ansicht über den Dichter, dessen Laufbahn und Wirken haben wir mehr als einmal zu handeln, denn zu wiederholten Malen hat er der Welt das unzweideutigste Bekenntniß darüber abgelegt, über den Lebenden sowohl als über den Todten.

Wenig erfahren wir von Humboldt's Verkehr mit den andern Geistern, die nächst Göthe und Schiller das Meiste zu dem Rufe des Weimarischen Lebens beitrugen — von Wieland und Herder. Daß er auch sie kannte, ist nicht zu zweifeln. Wie hätte sich Humboldt so etwas entgehen lassen — namentlich einen Mann, der so vielseitiges Interesse bot, wie Herder, der nach so vielen Seiten anregend und Impuls gebend wirkte und dessen Name nicht vergehen kann, wie sehr auch Wissenschaft und Kritik späterer Zeit seine Behandlungsweise überflügeln mag. In seiner Humanitätsrichtung war der ganze Charakter der Zeit ausgesprochen, er war gleich-

sam der Pannerträger in den Schlachten, in denen Göthe und Schiller und die ihnen Aehnlichsten nachhaltige Siege erfochten. Und wie berührten einzelne Richtungen dieses Mannes gerade Humboldt! Wie nah lag diesem das Gebiet, das Herder in den Ideen anbahnte, noch mehr das, was Herder über den Ursprung der Sprache aufgestellt und auf Hamanns Wege, über die Sprache selbst, zwar noch sehr unzureichend aber doch auch hier vorbereitend, philosophirte. Freilich konnte er gerade in so unangebauten Feldern noch am meisten glänzen, wenn auch einem Geist wie Humboldt schon damals die schwache Seite solcher Versuche nicht verborgen bleiben mochte, und wenn es ihn wie Alle, die Kant's Verdienste hoch hielten, höchlich an Herder verdrießen mußte, daß er zuletzt diesen großen Denker mit solchen unzureichenden Waffen und noch dazu plump und angeberisch bekämpfen mochte. — In den Briefen an Schiller spricht Humboldt mehrmals und sehr treffend von Herders Leistungen. Was er als Dichter spendete, erschien ihm keineswegs groß und gewaltig, im Allgemeinen aber artig und besonders durch seine Zartheit erfreulich. In Herders Dichtungen herrscht ein vorwiegend didaktisch = parabolisches Element, das in mancher Hinsicht an die Schiller'sche Ideendichtung streift. So fand auch Herder sich namentlich von Schiller's „Tanz“ angezogen — eine Wahl, die Humboldt sehr charakteristisch findet. In diesem Gedicht, sagt er, sei eine bei Herder oft wiederkehrende Idee dargestellt, und auch der Vortrag, ein Gleichniß, das zu einer kurzen Anwendung führt, sei ganz in Herder's Manier. „Hätte das Gedicht nicht,“ setzt er hinzu, „eine Klarheit, eine Kraft und eine Grazie, die es nur Ihnen eigen macht, so hätte ich es ohne Anstoß für ein Herder'sches nehmen können.“ Das ist sehr wahr, nur möchte ich den Vorzug nicht so sehr in die Grazie setzen. Was auch dieses Gedicht charakterisirt, ist vielmehr die Kraft

der Ideen, die Kraft und ein gewisser Glanz der Darstellung. Eines der bekanntesten Herder'schen Gedichte, Parthenope, fand H. ganz Herderisch, voll seiner Vorzüge, aber auch seiner Unarten. „Das Stück hat im Ganzen einen schönen, ergreifenden Gang, und einzelne unendlich liebliche Stellen, aber auch so viel Mystisches und ein so durchaus verbreitetes Halbdunkel, daß mancher leicht daran irre werden kann.“ Einiges war ihm ganz unverständlich. Als es gedruckt war, wollte es ihm doch etwas besser scheinen. — Desgleichen mißfiel ihm die allzufreie Art mit der Herder die antiken Sylbenmaße, z. B. das alcäische, behandelt, wodurch alle Kraft verloren gehe. Am meisten bewährt sich sein Dichtertalent in den Epigrammen und auch Humboldt findet ihn da besonders zart und griechisch, und selten matt. Doch kann er auch hier nicht umhin, eine Vergleichung derselben mit Schiller's gleichzeitigen Stücken dieser Art anzustellen. So trefflich die ersteren größtentheils seien, vermißt er doch etwas, was die Schiller'schen auszeichnet. „Fast nirgends ist der Gehalt so gediegen, die Diktion so rund und kurz, das Ganze so stark und vollendet.“ Gewiß, aber eben diese Schwere des Gehalts und Straffheit der Form macht, daß sie nicht die Zartheit und Lieblichkeit haben, die in den Herder'schen athmet. — Auch den Forscher und Kritiker zu beurtheilen, findet Humboldt in den Briefen an Schiller Veranlassung, und was er sagt, ist schlagend. Zu Schillers Horen von 1795 lieferte Herder den Aufsatz: „Homer ein Günstling der Zeit,“ worin er ganz nah an die Ideen rührt, die in den kurz zuvor erschienenen Prolegomenen F. A. Wolf's entwickelt worden waren. „Die Herder'sche Arbeit,“ schreibt Humboldt, „habe ich mit vielem Vergnügen gelesen. Sie ist zierlich und hie und da genialisch geschrieben, läßt viele Gedanken und noch mehr Bilder an dem Leser vorüberschweben, und ist ein sehr guter Horenaufsatz. Aber übrigens kehren meine alten Klagen hier verdoppelt

zurück. Nirgends ist Bestimmtheit, und so wenig ich in dieser Sache ein Fremdling bin, so kann ich mir, aller Mühe ungeachtet, noch keinen klaren Begriff machen, ob denn nach ihm nun die Ilias auch nur Einen Verfasser hat, wie er mir doch zu meinen scheint, und was eigentlich ein Rhapsode und noch mehr eine Rhapsodenschule war. Im Ganzen ist mir der Eindruck geblieben, daß Herder noch mit viel zu modernen Ideen zum Homer geht." Was ihn am meisten zum Nachdenken reizte, ihm den Aufsatz ordentlich werth machte, war das, was Herder über den Geschmack der Griechen in der Zusammenordnung sagt. Humboldt findet es wahr und bedauert nur, daß der Verfasser so kurz dabei verweilt. „Daß Herder,“ sagt er zuletzt, „Wolf's nur so gedenkt, daß Niemand sehen kann, wie wichtig sein Verdienst um diese Sache ist, bleibt doch ungerecht. Ohne Wolf, den Herder sehr benutzt hat, würden diese Herder'schen Ideen doch nur Vermuthungen und weiter nichts sein. Durch Wolf's Bemühungen kommt man doch auf wirkliche historische Wahrscheinlichkeit.“ Wolf trat auch gleich darnach mit einer sehr bitteren Erklärung gegen den damals noch ungenannten Verfasser dieses Horenaußsatzes hervor, worin er sich, in seiner Art, leidenschaftlich und gereizt bewies. Schillern war der Vorfall unangenehm, da er ein ungünstiges Licht auf sein Journal werfen konnte. Nicht weniger unangenehm war er Humboldt, aber, ohne der Freundschaft etwas zu vergeben, spricht er sich unparteiisch über beide Theile aus. Wolf's Angriff sei ihm unbegreiflich. Je weniger Gewicht der Aufsatz, seiner Behauptung nach, habe, desto geringer sei die Gefahr gewesen. Freilich habe Herder viele Blößen gegeben, manche Unwissenheit an den Tag gelegt und einen viel zu wenig festen, ernstern Gang genommen. Dagegen hätte Wolf die großen Vorzüge einer so geistvollen Arbeit nicht übersehen sollen. Allein Herder und Wolf, schließt er,

sind einmal incompatible Naturen. — Viel entschiedener noch drückt Humboldt seine Zufriedenheit über den kurz danach, gleichfalls in den Horen mitgetheilten Aufsatz: „Homer und Ossian“ von Herder aus. „Es ist ihm sehr gut gelungen, die Nebelgestalt des caledonischen Lyrikers gegen das heitere Licht der ionischen Epopöe zu stellen, und ich wüßte nichts, was über eine solche Vergleichung noch zu sagen übrig bliebe. Die Diktion ist höchst angemessen, lebendig und an einigen Stellen außerordentlich schön. Selbst die kleinen subjektiven Züge, die einem Herder'schen Aufsatz selten mangeln, findet man hier doch nur sparsam, und sie stören wenigstens nicht den Eindruck des Ganzen.“ — Daß Humboldt diesen Mann auch persönlich kannte, und genügend mit ihm verkehrte, geht, auch ohne weiteres Zeugniß, aus dem hervor, was er, in der Vorerinnerung zum Briefwechsel mit Schiller (S. 13—15) über Herder's Gesprächsweise mittheilt. „Nie vielleicht,“ sagt er, „hat ein Mann schöner gesprochen als Herder, wenn man, was bei Berührung irgend einer leicht bei ihm anklingenden Saite nicht schwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf. Alle seltenen Eigenschaften dieses mit Recht bewunderten Mannes schienen, so geeignet waren sie für dasselbe, im Gespräch ihre Kraft zu verdoppeln. Der Gedanke verband sich mit dem Ausdruck, mit der Anmuth und Würde, die, da sie in Wahrheit allein der Person angehören, nur vom Gegenstand herzukommen scheinen. So floß die Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch dem eignen Erahnen übrig läßt, und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken bestimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erschöpft war, so ging man zu einer neuen über, man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun selbst reden, aber man vermißte die Wechselseitigkeit des Gesprächs.“ Gerade

diese war ein Hauptvorzug des Schiller'schen Sprechens, mit dem er Herder's zusammenstellt. Diese Darstellung Humboldt's ist sehr charakteristisch, denn sie zeigt uns zugleich, warum Herder in Schriften oft unzureichend erschien, wo er als Sprecher in hohem Grade glänzte.

Hauptsächlich um mit Schiller an Einem Orte zu leben, ging Humboldt, mit sammt seiner Familie, im Frühjahr 1794 nach Jena.¹⁾ Schiller kam erst einige Wochen später (im Mai) aus seinem Geburtslande zurück, wo er längere Zeit sich aufgehalten hatte. Wir haben daher Muse noch der andern Geister zu gedenken, mit denen H. in dem damaligen Jena näheren oder entferntern Verkehr pflog, oder denen er nachher in Schiller's Hause begegnete.

Die philosophische Facultät bot natürlich das Hauptinteresse dar. Alle ausgezeichneteren Köpfe gehörten der Kant'schen Schule an oder schritten von ihr aus weiter. Vor allem leuchtet Fichte's Name hervor. Dann lehrte Niethammer. Auch Hofrath Schüz, der Philologe, und der Jurist Hufeland, waren Kantianer. Aber auch sonst war Geist und Leben in reicher Fülle vorhanden. Hier der Geschichtschreiber Woltmann, der noch dazu in den verschiedensten Fächern glänzen wollte, dort der Sprach- und Alterthumskundige Professor Ilgen, die Theologen Griesbach und Paulus, der Naturforscher und Mediciner nicht zu vergessen, mit denen H. theils durch eigne Studien, theils durch seinen Bruder und durch Göthe in Berührung kam, wie mit Batsch, Loder u. A. Hofrath Stark und Rath Hufeland,

1) Briefwechsel zwischen Sch. und H., S. 7. Diese Hauptquelle citire ich jetzt nur in wichtigern Fällen. Wo keine andre genannt ist, wird man den Beleg dort zu suchen haben und finden.

die berühmten Aerzte, kamen als solche in Humboldt's Haus. Sophie Mereau, die Dichterin, damals noch Gattin des Professors dieses Namens, wußte ästhetische Interessen in ihrem Kreise zu hegen, so daß von der trockensten Forschung bis zum heitersten Kunstgenuß fast keine Richtung zu denken ist, die in dem kleinen Orte nicht einen regsamen Vertreter gehabt hätte. Fast an jeder konnte der universelle Geist eines Humboldt Theil nehmen, von allen Seiten suchte er sich zu bereichern und während er, als Sechszwanzigjähriger, mit den Häuptern der Wissenschaft verkehrte und mit den Ersten und an Jahren Borgeschrittenen auf dem Fuße der Gleichheit umging, war er jugendlich genug, so bald er nur Geist spürte, mit dem Geringsten der Jünglinge, deren in so großer Zahl aus allen Gegenden Deutschlands nach dem berühmten Musensitze strömten, anmuthige und vertrauliche Gespräche zu pflegen.

Mit Schüz verband ihn die Vorliebe für Aeschylos, den dieser herausgab und Humboldt ins Deutsche zu übertragen versuchte. Dann liefert H. auch Beiträge für die Jenaische allgemeine Literaturzeitung, damals das erste kritische Institut in Deutschland. Dies gute Verhältniß zu Schüz dauerte auch über ihr dortiges Leben hinaus.²⁾ — Der junge dreiundzwanzigjährige Woltmann war geistreich genug, auch H. Interesse zu gewähren. Aber dieser behandelte ihn stets mit einer gewissen Ironie, und sah ihn, der als Dichter, als Kunsttrichter und als Darsteller der Geschichte des Alterthums excelliren wollte, in keinem dieser Fächer für voll an. Man spürte bald, daß er eigentlich ein Nachahmer Schiller's und im Fache der neuern Geschichte wirklich kein ungeschickter Nachfolger desselben sein werde. Als Aesthetiker findet H. ihn schwach, als Kritiker süßlich, affectirt und gedankenleer,

2) Chr. Gottfr. Schüz, in den Zeitgenossen, B. 4. 3—4 S. (Leipzig, 1832.) S. 26.

als Dichter meist abscheulich, und in seinem Collegium: Quellen der Geschichte, sprach er über die Alten wie Humboldt meint, mit vieler modernen Selbstgefälligkeit. Anfangs wußte er sich auch Schillern und Göthen interessant zu machen, bald aber zeigte sich, daß er, bei allem Geist, immer eine eitle und schwächliche Rolle spielen werde.

Von größerer Bedeutung war der Umgang mit Fichte und Niethammern, die damals gemeinschaftlich wirkten. Zu dem philosophischen Journal, das sie seit 1795 herausgaben, luden sie auch Humboldt ein, sie führten auch seinen Namen in der ersten Anzeige ihres Unternehmens unter den Mitarbeitern auf,³⁾ doch hat er, soviel man weiß, keinen Beitrag zu diesem Journal geliefert. — Wie Voltmann, trat auch Fichte in diesem Frühjahr seine Stelle in Jena an; er entwickelte jetzt die Fundamente der Wissenschaftslehre. Humboldt und Schiller hielten sich ziemlich in gleicher Annäherung und Entfernung von ihr. Beide konnten sich mit dieser Ueberschreitung des Kant'schen Systems nicht vereinen, wenn schon H. den großen Denker noch mehr beachtet zu haben scheint als Schiller und auch im Leben in läßlicherem Verhältniß mit ihm blieb, als dieser. Das geht aber aus allen Zeugnissen hervor, daß Fichte, dieser edle und hochstrebende Mann, ein äußerst unverträglicher, ja bis zur Bizarrerie selbstbewußter, und eigenwilliger Charakter war. Auch die Verbesserungssucht will ihre Gränze. Was in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung Deutschlands von unberechenbarer Wirkung war, erschien in gewöhnlicheren Zeitläuften fast als Carrikatur. Nicht leicht hatten zwei Männer so viel Verwandtes, wie Schiller und Fichte, zumal in ihrer sittlichen Begeisterung. Aber während Schiller dabei auch die volle Humanität zu erfassen

3) Intelligenz-Bl. der A. L. Z., 3. Jan. 1795.

weiß und die Strenge des Urtheils mit hoher Selbstverleugnung verbindet, herrscht bei Fichte ein moralischer Rigorismus und ein Geltendmachen des Ich, die uns noch seine Werke oft verbittern, die aber im Leben noch viel unerfreulicher wirken mußten. Eben daraus floß auch der reformatorische Ungestüm, der erst in seinen letzten Lebensjahren den erwünschten Boden fand, im gewöhnlicheren Lauf der Dinge aber ihn in unablässige Händel verwickelte. Humboldten entging es nicht. Einmal meldet er Schillern, er habe mit Fichten sehr Interessantes gesprochen, und zwar über Schiller selbst und sein philosophisches Talent, und theilt ihm Fichte's Worte und selbst die Art der Betonung mit. „Sie kennen seine Manier,“ setzt H. einfach hinzu. Ein andermal schreibt Humboldt: an dem Weltverbesserer (einem Epigramm von Schiller) habe Freund F. etwas zum Vorschmack, bis die Romanze fertig sei. Unter der letztern zielt er wohl auf Schillers treffendes Spottgedicht: „die Weltweisen.“ Fichte's späteres großartiges nationales Wirken hat H. gewiß in seinem ganzen Werthe erkannt, wie er ihm auch in andrer Hinsicht noch ein ehrendes Denkmal gesetzt hat, indem er sein Verdienst um die deutsche philosophische Diktion heraus hob und bei dieser Gelegenheit sagte: eine Gestaltung des philosophischen Styls von ganz eigenthümlicher Schönheit finde sich, nach den Griechen, bei Deutschen, einzeln bei Kant, besonders aber in Fichte's und Schelling's Schriften; 4) wo aber, meiner Ansicht nach, das Wort „Schönheit“, wenigstens auf Fichte, nicht zu passen scheint. — Humboldt stand bei Fichte in großer Achtung. Fichte ließ sich durch ihn bei Fr. Jacobi einführen; 5) an Reinhold, der über die Unverständlichkeit der Wissenschaftslehre Klage geführt, schrieb er

4) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. CCLI.

5) Jacobi's auserlesener Briefwechsel, II. 183. 215. Fichte's Leben und litt. Briefwechsel, vom Sohne, Th. II. (1831) S. 180. 183.

(2. Juli 1795), seine Lehre komme wieder Andern, z. B. Schillern, v. Humboldt, mehreren seiner Zuhörer verständlicher vor, als nicht leicht ein andres philosophisches Buch. 6) Nur einige Monate später gerieth er mit Schiller in Streit, Schiller wollte in einer Arbeit, die Fichte für die Horen eingesendet, eine Nachahmung oder Parodie seiner Briefe über ästhetische Erziehung finden und forderte eine Aenderung der Stelle. Fichte vertheidigte sich gegen diesen Vorwurf und berief sich auf Göthe's und Humboldt's Ausspruch, was wenigstens eine äußerliche Verständigung mit Schiller herbeiführte. 7)

Ein viel zutraulicheres Verhältniß verband Humboldt mit Ilgen, dem nachmaligen berühmten Rector von Schulpforte. Mit ihm konnte er sich im Gebiet der Sprache und Alterthumswissenschaft, selbst der Philosophie der Sprache ergehen. Ilgen war auch ein guter Gesellschafter und sah gern Freunde bei sich. Schiller und Fichte waren ihm zugethan und aus dem Munde der Wittve Ilgen's wissen wir, daß auch die Gebrüder Humboldt gar manche Stunde in diesem Hause verlebten. Sie ließ uns zugleich das damalige Leben in Jena von einer andern Seite schauen, nämlich von der äußeren Erscheinung, und führte auch Humboldt von dieser Seite vor Augen. Es war, sagte die Genannte, 8) um die äußere Eleganz der dortigen Geister, Göthe und Woltmann 9) ausgenommen, schlecht bestellt, und

6) Fichte's Leben, II. 230.

7) Ebendas., S. 316—18. Vergl. Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, I. 174, 179—80.

8) Bei Laube, in dessen Modernen Charakteristiken (1835), Th. I. S. 366 ff. Wir hören nämlich aus guter Quelle, daß der Verfasser einen Theil seiner Mittheilungen der Unterhaltung mit dieser Augenzeugin verdankt. Das Uebrige ruht auf zu vagen Gerüchten.

9) Auch bei Göthe wollte es mit der Eleganz nicht viel sagen, obwohl er in seiner Stellung schon etwas mehr thun mußte. Woltmann aber galt allgemein, freilich nicht bloß des Außern wegen, für einen Becken.

Humboldt machte keine Ausnahme. Doch war er besorgt für seinen Anzug, was er jedesmal, wenn er bei Ilgen speiste, bethätigt haben soll, indem er, wenn die Tafel aufgehoben wurde und die Männer sich zum Kaffee in ein andres Zimmer begaben, regelmäßig sich entfernte, den Rock zu wechseln, weil er sein Staatskleid vor Ilgen's Tabacksrauch retten wollte. Humboldt habe das Rauchen gehaßt. Das Staatskleid selbst sei aber sehr unscheinbar gewesen und er sei zu Ilgen's Rauchwolken in einem Kleide zurückgekehrt, „das ein reputirlicher Barbier unserer jetzigen Tage verschmählt haben würde.“ Gern versetzen wir uns in das einfachere Leben jener Zeit zurück, wo des Geistigen so viel geboten und genossen wurde, daß man nach Weiterem nicht viel fragte, und der innere Gehalt so viel mehr wog als die äußere Ueberkleidung.

Im Mai (1794) kehrte Schiller mit den Seinigen aus Schwaben zurück. Für ihn hatte Jena durch Humboldt's Anstiedelung einen großen Reiz gewonnen. Welch eine Quelle der Bildung, der Anregung, der Erheiterung und des Genusses, so ganz im Sinne Schiller's, war die Nähe dieses Freundes! Nunmehr knüpfte sich zwischen beiden Familien ein Band für das ganze Leben. Denn auch Schiller's Gattin fand in Frau von Humboldt ihre Jugendfreundin wieder. „Die angenehmste und interessanteste Gesellschaft für Schiller's Frau,“ sagt ein Augenzeuge,¹⁾ „war die Frau von Humboldt: ein liebenswürdiges, idealisches Bild schöner Weiblichkeit, die in allen ihren Handlungen, Bewegungen und Reden eine ungesuchte Anmuth hatte, ohne es selbst zu wissen. Sie war nicht, was man nach Regeln schön heißt, aber sie besaß

1) (Görß:) Jena zur Zeit Schiller's, im Morgenblatt 1837 Nr. 86. S. 342.

einen Reiz in ihrem Umgang, der, von allen Männern erkannt, bei der größten Unbefangenheit ihr die Achtung aller sicherte.“ Und Schiller's Schwägerin sagt: die innige Verbindung mit diesen lieben und durch so viele Vorzüge ausgezeichneten Menschen war eine der schönen Lebensblüthen, die das Geschick uns darbot.

Am Markt, gerade gegenüber von Schiller's Wohnung, hatte Humboldt die seinige aufgeschlagen.²⁾ „Wir sahen uns täglich zweimal“, sagt er, „vorzüglich aber des Abends allein und meistens bis tief in die Nacht hinein.“ Da erging man sich in philosophischen und ästhetischen Gesprächen, von deren Umfang und Bedeutung wir uns jetzt aus dem Briefwechsel dieser Männer wohl einen Begriff machen können. Es wurden Gegenstände verhandelt, die in das innerste Leben Beider eingriffen. Häufig gingen diese Unterredungen von der Poesie des klassischen Alterthums aus, wo dann besonders Humboldt seine Schätze aufschließen konnte, und gerade diese Unterredungen, und was daran sich knüpfte, halfen die ästhetisch-philosophische Krisis beschleunigen, von der wir oben gehandelt haben. So reifte Schiller für den Umgang mit Göthe heran, der bald darnach beginnen sollte.

Wer den damaligen Unterhaltungen dieser Männer hätte beizuhören³⁾ und uns die schönsten Momente überliefern können! Wie lüftern macht uns das Wenige, was ein Freund des Humboldt'schen Hauses, Wilhelm von Burgsdorf, der sie in Jena besuchte, darüber an Rabel nach Berlin schrieb. Dieser Besuch fällt zwar in die Epoche des zweiten Humboldt'schen Aufenthalts zu Jena. Er charakterisirt aber dieses

2) Schiller schreibt es an Jacobi, 25. Jan. 1795. S. Jacobi's Briefwechsel, II. 196.

3) Die Frauen und einzelne intime Freunde des Hauses waren meist, oft auch jüngere Männer zugegen. Leider war kein Edermann unter ihnen.

Zusammenleben mit Schiller durchaus. „Humboldt's“, schreibt Burgsdorf⁴⁾, „sind alle Abende regelmäßig bei Schiller, von acht bis nach zehn Uhr. Den zweiten Abend ging ich gleich mit und seitdem immer. Es ist mir unendlich viel Werth, Schiller so zu sehen. Er lebt nur in seinen Ideen, in einer ewigen Geistesihätigkeit, das Denken und Dichten [nämlich Beides 1796!] ist sein ganzes Bedürfniß, alles andere achtet und liebt er nur, insofern es sich an dies, sein eigentliches Leben knüpft. Humboldt ist ihm daher sehr viel werth. Diese Stunden sieht er als seine Erholungstunden an, und spricht von allem, doch sehr bald auf seine Art. Ich spreche wenig, aber doch nicht gar zu wenig, und wird es mir zu abstrakt, so spiele ich mit dem Bauspield, kurz alles hat glücklicherweise eine recht häusliche Tournüre genommen [wie sie B. in Jena zu finden nicht erwartet haben mochte]. Humboldt ist hier in seiner vollkommensten Assiette, und daher liebenswürdiger als je. Mit Schiller ist er ohne allen Zwang, und mitunter eben so komisch, als wir ihn nur je gesehen haben. Denken Sie sich dabei, wie interessant er ist, wenn er, statt der Lust die Sachen kurz abzuthun und zu frivolisiren, die beständige Lust hat sie auszusprechen, — wenn er, statt in dem Andern irgend etwas anderes, als wovon gerade die Rede ist, zu bekämpfen, — nur bei der Sache selbst bleibt; wenn es ihm immer im Sprechen, — wie sonst im Denken, — um die Wahrheit selbst zu thun ist; ich meine, wenn er zu dem Andern immer spricht, wie zu seinem eigenen Verstande, wenn er nicht seine Meinungen aus Verachtung des Andern zu früh fallen läßt oder zu lange durchsetzt.“

4) In einem Brief vom 21. Nov. 1796, mitgetheilt von Barnhagen, Gallerie von Bildnissen aus Kabel's Umgang und Briefwechsel, I. 113—16.

Von Schiller's Größe im Gespräch hat Humboldt selbst eine Schilderung hinterlassen.⁵⁾ Schiller, sagt er, erschien für das Gespräch ganz eigentlich geboren. Von dem geringfügigsten Gegenstand aus, den der Zufall an die Hand gab, leitete er die Unterredung zu einem allgemeinen Gesichtspunkt, nach wenigen Zwischenreden sah man sich in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Diskussion versetzt. Dabei behandelte er den Gedanken immer als ein gemeinsam zu gewinnendes Resultat, er schien immer des Mitredenden zu bedürfen, und ließ ihn nie müßig werden, während es doch meist seine Idee war, die zu Tage gefördert wurde. Wenigstens leitete er die Richtung des Gedankens, und wußte durch alle Abschweifungen eine Unterredung zu ihrem Ziele zu führen; denn er ruhte nicht, bis er bei diesem angelangt war. — Humboldt vergleicht sogar die höchsten Momente dieser Gespräche mit den gehaltvollsten Erzeugnissen seiner Muse. Das Reich der Schatten schien ihm ein treues Abbild des persönlichen Schiller. „Jetzt,“ schrieb er nach dem Empfang des Gedichts, „jetzt, da ich vertraut mit ihm geworden bin, nahe ich mich ihm mit denselben Empfindungen, die Ihr Gespräch in Ihren geweihtesten Momenten in mir erweckt.“ Derselbe Ernst, dieselbe aus einer Fülle der Kraft entsprungene Leichtigkeit, dieselbe Anmuth, und vor Allem dieselbe Tendenz, dies Alles, wie zu einer fremden überirdischen Natur, in Eins zu verbinden, leuchte auch aus dem Gedicht hervor. So begeistert spricht Humboldt von Schiller's Gesprächen. Er selbst, der Mitredende, hat leider Niemand gefunden, der seinen Antheil, sein Ringen mit dem großen Genossen recht nach dem Leben gezeichnet hätte.

5) In der Vorerinnerung zum Briefwechsel mit Schiller, S. 13—15.

Wie ihre Briefe, so zeugten ihre Unterhaltungen für die Wahlverwandtschaft ihrer Naturen, wodurch aber nicht ausgeschlossen war, daß sich auch mancher Unterschied der Meinung, mancher Gegenstand des Streites hervorthat, was nur dazu diente, ihre Ansichten zu schärfen und höherer Klarheit entgegen zu führen. Mußte doch der so anders vorgebildete, so vielseitige, in so glücklichen Verhältnissen aufgewachsene Humboldt manches Ding ganz anders anschauen, als Schiller, der großentheils seinem Genie und seiner Willenskraft dankte, was er besaß, oder errungen hatte. Hier dient ein Beispiel für viele. Man erzählt uns,⁶⁾ daß Schiller und Humboldt eine ganz verschiedene Meinung über den Muth hatten, und darüber stritten. Humboldt behauptete nämlich, daß der Muth durchaus nicht Sache der Uebung, sondern bloß ein Werk der Nerven sei, also nichts Willkührliches, sondern bloß Folge einer zufälligen Stimmung, die man sich nicht selbst geben könne. Schiller dagegen betrachtete ihn als Resultat der innern moralischen Kraft, die geübt, durch Uebung verstärkt und auch von physisch Schwächlichen auf einen hohen Grad gebracht werden könne.

Der Hauptgegenstand ihrer Unterhaltungen war ohne Zweifel das, was Schiller's Geist in dieser wichtigen Epoche beschäftigte. Nach einer längeren Unterbrechung seiner Arbeiten kehrte dieser jetzt mit doppelt regem Streben nach Thätigkeit nach dem durch Humboldt für ihn so verschönten Musensitze an der Saale zurück. Der Umgang mit diesem, sowie der bald darauf beginnende mit Göthe, trugen nicht wenig dazu bei, seine geistige Lebendigkeit zu erhöhen. Die Dichtung lag zwar immer noch in der Ferne. Dagegen war er, nach mehrjährigen Forschungen, so weit vorgeschritten, um in so

6) Göriß, a. a. D.

anregender Umgebung und so fördernden Gesprächen schneller zu einem gewissen Abschluß seiner theoretischen Bestrebungen zu gelangen. Mit jedem Tage näherte er sich der letzten großen Produktionsepöche. Die „Briefe über ästhetische Erziehung“ waren angefangen; er arbeitete sie im Laufe des Jahres aus und bahnte sich damit wie mit den nächstfolgenden Abhandlungen den Weg zur Praxis, wie zu der innigeren Verbindung mit Göthe. Schon in „Anmuth und Würde“ waren die Gegenstände verhandelt, die in diesen Briefen ein breiteres und tieferes Fundament bekommen. Es baut sich in Beiden die Philosophie und Aesthetik unsers Dichters auf, eine Philosophie, die man, der starren Sittenlehre Kant's gegenüber, ästhetisch nennen könnte, und eine Aesthetik, in der die Anmuth und Schönheit ihre Stelle neben dem Erhabenen einnimmt, und worin durch Ableitung der ästhetischen Wirkungen aus den Gesetzen der Einbildungskraft, d. h. aus den möglichen und nothwendigen Wirkungen auf diese, die Ergründung eines objektiven Kriteriums des Schönen angebahnt wird. Der Endpunkt, auf welchen alles bezogen wird, ist die Totalität in der menschlichen Natur durch das Zusammenstimmen ihrer geschiedenen Kräfte. Hierdurch gelang es, die Engen des Kant'schen Systems zu erweitern und die sittlichen und ästhetischen Probleme auf eine bis dahin noch nicht dagewesene Stufe der Wahrheit zu führen. „Niemals vorher“, sagt H., „sind diese Materien so rein, so vollständig und lichtvoll abgehandelt worden. Es war damit unendlich viel, nicht bloß für die sichere Scheidung der Begriffe, sondern auch für die ästhetische und sittliche Bildung gewonnen.“ Kunst und Dichtung waren als dasjenige dargestellt, woran der Mensch erst zum Bewußtsein der ihm inwohnenden, über die Endlichkeit hinaus strebenden Natur erwacht. Ueber den Begriff der Schönheit, über das Aesthetische im Schaffen und Handeln,

also über die Grundlagen aller Kunst, sowie über die Kunst selbst, enthalten diese Arbeiten, nach Humboldt's Ausspruch, alles Wesentliche auf eine Weise, über die es niemals möglich sein werde, hinauszugehen. In diesem ganzen Gebiet möchte schwerlich eine Frage vorkommen, deren richtige Beantwortung sich nicht bis zu den in diesen Abhandlungen aufgestellten Principien hinaufführen lassen werde.⁷⁾

Die Wichtigkeit dieser Abhandlungen, für die Welt sowohl als für den Verfasser selbst, ist anerkannt, und, ohne die Mängel zu verschweigen, von Hoffmeister auf das würdigste beleuchtet worden. Uns interessirt aber hier vorzüglich der Antheil und Einfluß, der unserm Humboldt dabei zufließt. Dieser Einfluß ist entschieden. Im anregenden Umgang mit dem verwandten Genius vermochte Schiller die Probleme die ihn noch immer beschäftigten, leichter und schneller zu bewältigen. Dies will noch mehr sagen, wenn man bedenkt, daß er diese theoretische Durchbildung erlangt haben mußte, ehe es ihm möglich ward, zu neuer Schöpferthätigkeit überzugehen. Die Ideen, welche die Grundlage seines intellektuellen Strebens ausmachten, mit denen sein poetisches Schaffen unauflöslich verschwistert war, mußten, da sie einmal Gegenstand der Betrachtung und des Nachdenkens geworden, bis zu ihren Endpunkten hin rein ausgesponnen vor ihm liegen. Bis dahin konnte er nichts anderes ergreifen. Daß er früher dahin kam, dazu wirkte der Verkehr mit Humboldt bedeutend mit. — Auch sonst mag⁸⁾ der mitphilosophirende Freund auf die Uebearbeitung und den Ausbau der „Briefe über ästhetische Erziehung“ manchen fördernden Einfluß gehabt haben, wie denn eben so gewiß Humboldt's Aufsätze für die „Horen“ unter Schiller's Obhut gediehen, und die

7) Briefwechsel zw. Sch. u. W. v. H., Vorerinn. S. 26. 27.

8) Auch nach Hoffmeister's Ansicht, a. a. D., III. 23.

ästhetisch=philosophischen Leistungen Beider, wie sie nachmals zu Tage gefördert worden, überhaupt, nächst dem Genius der Urheber, zu einem großen Theil der bildenden Gemeinschaft zu danken sind, in der sie damals sowohl unter sich, als kurz darauf auch mit Göthe lebten.

Denn auch dieses Glück sollte noch hinzukommen — der Umgang mit Göthe. Die nächste Veranlassung dazu gaben die Horen, ein Unternehmen, das Schiller mit dem jungen Buchhändler Cotta in Tübingen projektirt hatte, und das in Jena zur Ausführung kommen sollte.

Durch die Vereinigung der ersten schaffenden und denkenden Köpfe Deutschlands und durch eine ununterbrochene Reihenfolge werthvoller Leistungen dieser Männer in Vers und Prosa sollten die Horen ein bis dahin nicht gesehenes Zeugniß unsrer litterarischen Cultur und noch ein Steigerungsmittel derselben abgeben. Schiller war der Mann, an der Spitze eines solchen Unternehmens zu stehen, aber die Zeitläufte waren zu hinderlich, das Publikum zu unempänglich, der gediegenen Mitarbeiter und ihrer Beiträge zu wenig, um das Journal länger als einige Jahre flott zu halten. Auch entspricht nur der erste Jahrgang (von 1795) und der Anfang des folgenden dem beabsichtigten Zwecke.

Wie hätte man fortdauernde Anstrengung auf ein Unternehmen wenden sollen, das das Glück so wenig begünstigte? Der Anfang aber war wirklich großartig, wenn es auch nur Wenige waren, die mit ihren Beiträgen den Ausschlag gaben.

Bald nach seiner Rückkehr aus Schwaben verband sich Schiller zu diesem Zweck mit einigen Jenaer Genossen, dann wandte er sich zuerst an Göthe, hierauf an Kant und Herder, endlich schickte er nach allen Weltgegenden Einladungen an

die angesehensten oder geeigneten Männer. Bald konnte er sich auf das Gewicht der Namen berufen, die ihren Beitritt erklärt hatten. Die Einladung, die er (30. Sept. 1794) an Hofrath Schüz, den Herausgeber der Litteraturzeitung, ergehen ließ, sagt schon: „In Weimar sind Göthe und Herder, hier in Jena Hr. v. Humboldt, Fichte und Woltmann als Mitarbeiter und Mitbeurtheiler beigetreten.“ Dem fügt er die Liste der Uebrigen an, die ihre Theilnahme bis dahin zugesagt hatten. Am 10. December konnte er mit einer Liste von 25 großentheils bedeutenden Namen — darunter die ersten Dichter und Schriftsteller jener Zeit — vor das Publikum treten.

Humboldt's Antheil an den Horen war, wie wir eben hörten, ein sehr bedeutender; Schiller legt auf ihn auch noch bei andern Anlässen besonderes Gewicht. In seinem ersten Schreiben an Göthe (13. Juni 1794) spricht er im Namen der schon Verbundenen. Beiliegendes Blatt, sagt er, enthalte den Wunsch einer ihn unbegrenzt hochschätzenden Gesellschaft, die in Rede stehende Zeitschrift mit seinen Beiträgen zu beehren, über deren Rang und Werth nur Eine Stimme unter ihnen sein könne. Mit größter Bereitwilligkeit unterwerfen sie sich allen Bedingungen, unter welchen er seinen Beitritt, der für das Ganze entscheidend sei, zusagen wolle. In Jena hätten die H. Fichte, Woltmann und Humboldt sich zur Herausgabe der Zeitschrift vereinigt und ihr gemeinsamer Wunsch sei es, daß Göthe diesem engern Ausschusse beitreten möge, von dem wenigstens immer Einige die einlaufenden Manuscripte begutachten sollten. — Auch an Kant schrieb Schiller (selbigen Tags) im Namen dieses engern Vereins, mit ähnlichen Ausdrücken der Verehrung, wenn schon nicht mit gleichem Verlangen nach einer so engen Verbindung, wie an Göthe. Auch in dem Briefe an Jacobi (24. August) hob er besonders die Namen Göthe, Herder,

Garve, Engel, Fichte, beide Humboldt als Theilnehmer hervor. Humboldt war auch selbst thätig, Schiller's Aufforderungen zu unterstützen und mehrere seiner Bekannten zur Theilnahme zu bewegen. Er wandte sich auch an Jacobi, der ihm zusagte und wiederholt versprach. Auch Alexander von Humboldt wurde herangezogen; Engel mag von unserm H. bewogen worden sein und von Genß wissen wir, daß er auf dessen und Schiller's Aufforderung geschichtliche Darstellungen für die Horen versprach und sein Augenmerk auf das Leben der Maria Stuart warf, welches jedoch erst erschien, als die Horen schon zu Ende gegangen waren. — Von Humboldt selbst nahm Schiller zwei größere Aufsätze gleich in die ersten Hefte des Journals auf, welche außerdem nur Beiträge von dem Herausgeber, Göthe, Herder, Fichte, A. W. Schlegel, Engel und Professor Meyer enthielten!

Göthe erklärte auf die an ihn ergangene Einladung, er werde mit Freuden und ganzem Herzen von der Gesellschaft sein. Eine sehr interessante Unterhaltung versprache es schon, sich über die Grundsätze zu vereinigen, nach welchen man die eingesendeten Schriften zu prüfen habe, um aus dieser Zeitschrift, in Gehalt und Form, etwas Ausgezeichnetes zu machen. Damit empfiehlt er sich Schillern und seinen geschätzten Mitarbeitern aufs Beste. Kurz darnach kam er selbst nach Jena, und bei dieser Gelegenheit wurde der Grund des Bundes mit Schiller gelegt, an dem unser Humboldt in so hohem Grade Theil nehmen durfte, und bei dessen Erwähnung er noch im Jahr 1830 sagt, daß Beide durch diese Freundschaft, „in der sich das geistige Zusammenstreben unlösbar mit den Gesinnungen des Charakters und den Gefühlen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt, und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht hätten.“

Nach die Horenangelegenheiten wurden während der Anwesenheit Göthe's durchgesprochen und das Verfahren, das man hierbei beobachten wollte, festgestellt. Göthe war es, der, wahrscheinlich um sich der Verantwortlichkeit zu entziehen und zugleich den Geschäftsgang zu vereinfachen, das entscheidende Gewicht immer mehr in Schiller's alleinige Hände leitete, so daß, als überdies Zwistigkeiten mit Fichte eintraten, eigentlich nur Göthe, Herder und Humboldt noch über wichtigere Artikel zu Rathe gezogen wurden. Zuletzt trat auch Herder mehr und mehr zurück, so daß Schillern zuletzt nur Göthe und, wenn er in der Nähe war, Humboldt, als beratende Freunde, zur Seite standen.

So ward dieses Unternehmen eingeleitet. Schiller's, Göthe's, Herder's Beiträge gaben den Schwung; unter den übrigen Arbeiten gehören die unseres Humboldt bei weitem zu den gehaltvollsten und besten. Sie stehen den ästhetischen Briefen seines großen Freundes würdig zur Seite.

Noch in anderer Weise wünschte Schiller Freund Humboldt im Interesse der Horen zu betheiligen. Er verabredete nämlich mit dem Herausgeber der allgemeinen Litteraturzeitung, daß in diesem wichtigen Organe alle Vierteljahr eine Recension der Horen und zwar von Mitarbeitern der letztern und auf Unkosten ihres Verlegers geliefert werden solle und schlug Schüz vor, die Recensionen zwischen ihnen beiden, Herrn v. Humboldt, Fichten und Körnern zu vertheilen.¹⁾ Das war eine etwas grobe Machination, um das liebe Publikum zur Theilnahme zu zwingen. Der Plan zerschlug sich wieder, die Litteraturzeitung lieferte, außer einer allgemeinen Begrüßung, nur eine einzige eigentliche Beurtheilung

1) Vergl. Schiller's und Göthe's Briefwechsel, I. S. 46—47. 80. 89. 105—6. 282. 283. 285. 288; Schiller an Humb., 4. Jan. u. 9. Jan. 1796; und besonders: Christian Gottfr. Schüz, Darstellung seines Lebens, von Fr. K. J. Schüz, II. 419—22.

der Horen und zwar nur der poetischen Beiträge in den neun ersten Stücken. Diese, namentlich über die Beiträge Göthe's und Schiller's hochinteressante Besprechung war von A. W. Schlegel.

Von dem oben erwähnten Aufenthalt Göthe's in Jena (Juli 1794) begann auch für H. die nähere Bekanntschaft mit dem großen Dichter. Empfehlen Sie mich in Ihrem Circle, schreibt dieser schon 25. Juli an Schiller. „Unvermuthet wird es mir zur Pflicht, mit nach Dessau zu gehen und ich entbehre dadurch ein baldiges Wiedersehen meiner Jenaischen Freunde.“ Inzwischen rückten Schiller und Göthe sich durch Briefwechsel näher. Im September lud Göthe Schillern zum ersten Mal in sein Haus nach Weimar ein, eben als dieser damit umging, Göthen einen Aufenthalt in seinem Hause anzubieten. Denn er war eben ganz allein, selbst die Gattin war verreist. „Außer Humboldt sehe ich selten jemand, und seit langer Zeit kommt keine Metaphysik über meine Schwelle.“¹⁾ Er ging jedoch auf Göthe's freundliche Aufforderung ein und da dieser noch nachträglich beigefügt hatte: „Vielleicht besucht uns Herr v. Humboldt einmal, vielleicht gehe ich mit Ihnen zurück“ (10. Sept.), so begleitete H. Schillern bei diesem ersten Besuche nach Weimar. „Herr von Humboldt“, schreibt Schiller, „den Ihre Einladung sehr erfreut, wird mich begleiten, um einige Stunden mit Ihnen zu verleben.“ H. ging jedoch alsbald nach Jena zurück, die sich erst nähernden Geister dem ungestörtesten Verkehr überlassend.

Von jetzt an begrüßt Göthe fast in jedem seiner Briefe an Schiller „Humboldt und die Damen“ oder „die Frauen

1) Sch. an G. 7. Sept.

und Humboldt“, und Humboldt läßt diese Grüße in seinem und der Seinen Namen „freundschaftlich“ erwidern. Kein Anderer stand den beiden Dichtern so nahe. Es knüpfte sich auch alsbald ein Briefwechsel mit Göthe an, der fast vierzig Jahre, von nah und fern, fortgesetzt wurde. Da die Bekanntmachung dieser Correspondenz noch zu erwarten steht, so müssen wir hier vorerst mit den Winken fürlieb nehmen, die in Schiller's und Göthe's Briefen zerstreut sind.²⁾

Von Zeit zu Zeit besuchte nun Göthe die Jenaischen Freunde und Humboldt wiederholt seine Gegenbesuche in Weimar. Im November begleitete er den Bruder, der in Jena gewesen war und nach Frankfurt abreiste, bis Weimar. „Herr von Humboldt“, schreibt G. 27 Nov. an Sch., „ist neulich zu einer ästhetisch-kritischen Session gekommen; ich weiß nicht wie sie ihn unterhalten hat.“ „Herr von Humboldt“, antwortete Sch., „der sich Ihnen aufs beste empfiehlt, ist noch ganz voll von dem Eindruck, den Ihre Art, den Homer vorzutragen, auf ihn gemacht hat, und er hat in uns allen ein solches Verlangen darnach erweckt, daß wir Ihnen, wenn sie wieder auf einige Tage hieher kommen, keine Ruhe lassen werden, bis Sie auch eine solche Sitzung mit uns halten.“ — Im Jänner traf Göthe wieder einmal in Jena ein. Am 18. März schreibt er: „Herr von Humboldt wird recht fleißig gewesen sein; ich hoffe auch mit ihm mich über anatomica wieder zu unterhalten. Ich habe ihm einige, zwar sehr natürliche, doch interessante Präparate zurechtgelegt. Grüßen Sie ihn herzlich und die Damen.“ Den April brachte Göthe fast ganz bei den Jenaer Freunden zu; im Mai ward er durch einen Besuch Humboldt's aufs

2) Wo in diesen Briefen der so oft wiederkehrende Name Humboldt ohne weitere Bezeichnung vorkommt, ist, einige wenige Fälle ausgenommen, die leicht zu erkennen sind, stets unser Humboldt gemeint.

angenehmste überrascht; im Juni kommt er abermals nach Jena und H. geleitete ihn nach Weimar zurück.

Die Arbeiten, die Göthe zu den Horen lieferte, oder sonst unter der Feder hatte, sandte er den Freunden im Manuscript zu. So (5. Dez. 1794) die Unterhaltungen der Ausgewanderten fürs erste Horenstück. Er habe daran gethan, was die Zeit erlaubte. Schiller oder Humboldt sehe es ja vielleicht noch einmal durch. Dann sendete er den Wilhelm Meister, dessen letzte Bearbeitung ihn in diesen Jahren beschäftigt. Schon auf die Lektüre des ersten Buchs schreibt Schiller (9. Dez.): „Herr von Humboldt hat sich recht daran gelabt und findet, wie ich, Ihren Geist in seiner ganzen männlichen Jugend, stillen Kraft und schöpferischen Fülle.“ Und Göthe antwortet am 10.: „Da ich nebst der Ihrigen auch Hrn. v. Humboldt's Stimme habe, werde ich desto fleißiger und unverdroffener fortarbeiten.“ In den ersten Tagen des neuen Jahres übersendet er den Freunden Exemplare vom ersten Bande des Romans, „das zweite Exemplar für Humboldts.“ Und so später auch die folgenden Theile. Doch sendete er die nächsten Bücher schon im Manuscript an Schiller, so das dritte, und am 11. Febr. das vierte, mit der Bitte, anzustreichen, was ihm bedenklich vorkomme. „Herrn v. Humboldt und den Damen empfehle ich gleichfalls meinen Helden und seine Gesellschaft.“ Die Freunde waren entzückt; Schiller machte, nebst wenigen Randzeichen, nur eine wichtigere Bemerkung, bei Gelegenheit des Geldgesenks, das Wilhelm von der Gräfin durch die Hände des Barons erhält und annimmt. Ihm dächte — und so schien es auch Humboldt — daß nach dem zarten Verhältnisse zwischen den Theiligten ein solches Geschenk und durch fremde Hand nicht angeboten und nicht angenommen werden dürfe. Schiller machte zugleich einen Vorschlag zu einer leichten Veränderung. Göthe erklärte, diesen Desideriis hoffe

er abhelfen zu können und bei dieser Gelegenheit noch manches Gute im Ganzen zu wirken. Und sendet dann im Juni auch den Anfang des fünften Buches im Manuscript an die Freunde, welcher Schillern in den höchsten Enthusiasmus versetzte. Humboldt las den Schluß davon erst in Berlin. „Das fünfte Buch“, schreibt er (31. Aug. 1795) nach dem ersten Eindruck an Schiller, „ist sehr interessant und ganz im Geiste seiner Vorgänger. Indes ist der Knoten mit der Person, in deren Armen Meister sich fühlte, doch noch mehr bloß zerhauen, als es, dünkt mich, sogar fürs erste noch erlaubt war. Meisters Einschlafen ist nicht natürlich.“

Da wir einmal dieses zwar als Ganzes nicht vollkommene, aber trotzdem herrliche Göthe'sche Werk berührten, wird es am Platze sein, die Zeitfolge zu unterbrechen und auch die spätern Urtheile anzureihen, die H. darüber fällt. Wir müssen uns freilich auf zerstreute Aeußerungen stützen, da der Humboldt=Göthe'sche Briefwechsel leider nicht vorliegt. Ueber H.'s Ansicht können wir jedoch nicht zweifelhaft sein. Schiller meldete ihm, er führe Göthen gar Manches über den Meister zu Herzen und dieser nehme es sehr gut auf. Humboldt erwiedert, von diesem Werke, wenn es auch freilich bei einem solchen Umfange, in einigen Stücken werde mangelhaft sein müssen, verspreche er sich sehr viel. (25. Aug. 1795.) Die Bekenntnisse der schönen Seele erregten ihm hohes Interesse, er bewunderte die Treue und Natur der Schilderung, die tiefen psychologischen Blicke und die große Bekanntschaft, die Göthe auch mit dieser Seite der menschlichen Seele bewiesen. ³⁾ Die Art der Schwärmerei, die in diesem Individuum gezeichnet ist, widere ihn in allen ihren Metamorphosen immer auf gleiche Weise an — was ihm ein Beweis von der großen Kunst sei, mit der G. den

3) In dem Briefe an Sch. vom 31. Aug. 1795.

Charakter fontenirt habe. Gerade dieser Charakter sei der beste für diesen Stoff gewesen, und es scheine ihm ein eigenthümliches Verdienst des Meister, daß die Charaktere so ganz nach den Forderungen des Romans gebildet seien. „Vorzüglich ist dies am Meister sichtbar, der mir wie ein Ideal eines Romanencharakters vorkommt, immer so geneigt ist, sich zu verwickeln, und so nie die Kraft hat, die geschürzten Knoten wieder zu lösen, und sich daher unaufhörlich dem Zufall in die Hände giebt.“ Ueber den Unterschied von Roman und Drama hätte sich Göthe, nach seiner Ansicht, ausführlicher oder bestimmter erklären sollen. Die Gegensätze, die er aufstelle, seien nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch nicht so contrastirend von einander geschieden, daß sie nicht noch sollten leicht verwechselt werden können.⁴⁾

Die interessanteste Diskussion eröffnete sich aber, als eben der Schluß der Lehrjahre erschienen war, doppelt interessant, weil auch Schiller und Körner brieflich daran Theil nehmen. Es fällt in die Zeit, da Humboldt eben wieder zu längerem Aufenthalt in Jena anlangte (Novbr. 1796.) Es handelte sich um die Zulänglichkeit des Hauptcharakters in jenem Romane. Körner war es, der in einem an Schiller gerichteten, ganz diesem Romane gewidmeten Schreiben⁵⁾ die Erörterung veranlaßte. Körner's Urtheil sprach unbedingt zu Gunsten des Hauptcharakters. Dagegen nun erhob sich Humboldt, ohne deßhalb geringer von dem Werke selbst zu denken. Man hatte ihm Körner's Brief mitgetheilt und er sprach seine Meinung unmittelbar gegen Göthe aus. Dieser war auch über Humboldt's Schreiben hocherfreut, und sendete das Botum sofort (26. Nov.) an Schiller, mit den Worten: „Es ist doch tröstlich, solche

4) Gleichfalls an Schiller geschrieben (4. Dez.)

5) Schiller theilte es 1797 in den Horen mit.

theilnehmende Freunde und Nachbarn zu haben: aus meinem eigenen Kreise ist mir noch nichts dergleichen zugekommen.“⁶⁾ Hierauf folgte ein Brief von Schiller (28 Nov.), ebenfalls an Göthe gerichtet. Dieser sucht sich zwischen die beiden Kritiker zu stellen, kommt aber zuletzt wohl auf das ungünstigste Resultat. Humboldt's Erinnerungen gegen Körner's Brief schienen ihm, sagt er nicht unbedeutend, obgleich er, was Meisters Charakter betreffe, auf der entgegengesetzten Seite zu weit gehe. Körner habe dagegen diesen Charakter zu sehr als eigentlichen Helden des Romans betrachtet; der Titel und das alte Herkommen, in jedem Roman ic. einen Helden haben zu müssen, habe ihn verführt. Wilhelm sei zwar die nothwendigste aber nicht die wichtigste Person. Dies sei eben eine Eigenthümlichkeit dieses Romans, daß er keine solche wichtigste Person brauche. Die Dinge um Meister stellen die Energien dar; er nur die Bildsamkeit. Humboldt dagegen sei gegen diesen Charakter auch viel zu ungerecht, und er begreife nicht, wie H. die Aufgabe des Romans wirklich für gelöst halten könne, wenn Meister das besinnungs- und gehaltlose Geschöpf wäre, wofür er ihn erkläre. Wenn nicht wirklich die Menschheit, nach ihrem ganzen Gehalt, in dem Meister hervorgerufen und ins Spiel gesetzt sei, so sei der Roman nicht fertig, und wenn Meister dazu überhaupt nicht fähig sei, hätte G. diesen Charakter nicht wählen dürfen. Es sei allerdings ein Uebelstand für den Roman, daß er, in der Person des Meister, mit so einem Mittel Ding zwischen Individualität und Idealität schliesse. Ohne entschiedene Individualität und Bestimmtheit versage er uns die nächste Befriedigung, die wir fordern,

6) So sagte er auch noch später zu Eckermann (I. 121), daß er unter den früheren Gleichzeitigen „kaum einen einzigen Mann von Bedeutung zu nennen wisse, dem er durchaus recht gewesen wäre.“

und da er nur dem Vermögen nach ideal sei, so verspreche er zwar eine höhere und die höchste Befriedigung, aber wir müssen ihm diese auf eine ferne Zukunft creditiren.

Humboldt dachte also mindestens eben so ungünstig über die Persönlichkeit des Helden, aber er wollte das Werk als Ganzes nicht nach der bessern oder geringeren Qualität desselben beurtheilt wissen, wenn diese nur, wie er überzeugt war, zureicht, der Idee des Romans und seinem Gesamtorganismus als Hebel zu dienen. Sehen wir hier gar nicht auf die sonstigen Gebrechen des Romans und namentlich die zu absteckende Composition der letzten Bücher, so möchten wir uns in Betreff des Hauptcharakters auf Humboldt's Seite stellen und die Schiller'sche Betrachtungsweise hier für etwas zu abstrakt ansehen. Wäre die Composition des letzten Theils nicht so gedrängt und übereilt worden, dann würde wohl auch die Erfüllung der Hoffnungen, die Meister noch immer mehr erweckt als realisirt, durch seine Verbindung mit Natalien weit mehr verbürgt erscheinen. So aber, wie der Dichter den Helden entlassen, können wir es Humboldt nicht verdenken, wenn er ihn für noch zu schwankend ansieht, um als ein solcher Repräsentant der Bildung gelten zu dürfen, für den ihn Körner nimmt. Die Idee dieser Bildung liegt in der Totalität des Werks, in Meister selbst aber mehr die Fähigkeit und Wahrscheinlichkeit, sie zu erreichen.

Von Humboldt's eigenen Arbeiten während dieser Zeit haben wir zuerst die Beurtheilung von Jacobi's Woldemar zu nennen, die in der Allgemeinen Litteraturzeitung (1794, Nr. 315—17) erschien, und jetzt im ersten Bande seiner gesammelten Werke (S. 185—214) zu lesen ist. Dieser sehr gehaltvolle Aufsatz berührt die interessantesten Probleme der Psychologie und Ethik, und er behauptet seinen

Werth auch abgesehen von dem vielleicht zu günstig beurtheilten Werke. Der philosophische Theil der Recension ist freilich bedeutender als der kunstrichterliche. Dies ist aber auch natürlich, da der Werth des Buches weit mehr im Gehalt, als in der ästhetischen Form ruht, und jenen zu beleuchten, die freundliche Absicht des Beurtheilers war.

In der Einleitung entwickelt er gleich die treffendsten Ansichten über philosophische Systeme überhaupt, über das Verhältniß der Urheber zu diesen Systemen und die möglichen Arten die Geschichte der Philosophie zu behandeln. Auch in diesem Aufsatz zeigt sich der Kantianer, aber der freie Kantianer, der noch kein vollendetes System kennt und auf Jacobi's Ansichten um so leichter einzugehen vermag, als es sich diesmal lediglich um praktische Philosophie handelt. Die Darstellung des Entwicklungsgangs in diesem Romane ist eben so gelungen, wie die Darlegung der Principien der praktischen Philosophie des Verfassers. Nach unsrer Ansicht ist freilich die Charakteristik, die H. von den Figuren des Jacobischen Werkes giebt, gelungener als diese Figuren selbst; und zu leugnen ist nicht, daß er auch hier eine Darstellung, weil sie ihm psychologisch genügt und auch sonst hohes Interesse erregt, für poetisch befriedigender ansieht, als sie in der That ist. Sonst enthält die Darlegung ungemeyn viel Herrliches, namentlich über Liebe, Sinnlichkeit, auch über H.'s Lieblingsthema, die Eigenthümlichkeit der Geschlechter, und manches Bruchstück tiefkönniger Lebensphilosophie. Am wichtigsten jedoch erscheint mir das, was ihn befreit von jedem starren Kantianismus zeigt. So stellt er die Tugend als das Höchste dar, die nicht mehr Kampf, sondern Gewöhnung ist, und nimmt, wie Jacobi, einen rein menschlichen Instinkt an, auf dem alle Tugend zuletzt beruhe — einen Trieb nach innerer und äußerer Uebereinstimmung, aus dem sich unter anderem der nothwendige

Zusammenhang der Glückseligkeit mit der Tugend streng beweisen lassen werde. Er zeigt uns damit, daß der Kantianismus das in sich aufnehmen könne und müsse, was Jacobi einseitig besaß, was ihn auszeichnet. Die Annahme des eben berührten Instinkts liege zwar schon in dem recht verstandenen Moralsystem der kritischen Philosophie. Jacobi mache aber, auf seinem Wege, die Verbindung zwischen dem Moralgesetze und der wirklichen Natur des Menschen einleuchtender und gebe dadurch „zur Aufbaumng einer von allen Seiten genügenden Philosophie die trefflichsten Winke.“ „Die neuere Philosophie,“ sagt H., „hat zu sehr durch fremde Hand verknüpft, was, seiner Natur nach, schon verschwistert ist. Es bleibt einer künftigen vorbehalten, durch ein noch tieferes Eindringen in die Natur des sittlichen Gefühls, und seiner Wirksamkeit in dem ganzen Wesen des Menschen, das streng darzuthun, wofür die Empfindung des natürlichen, aber gut gestimmten Menschen selbst so laut spricht.“ Doch findet er Jacobis Ansichten weder hier, noch in seinen philosophischen Abhandlungen, zur Genüge entwickelt; dazu fehlt es an strenger Analysis und folgerechter Entwicklung der Begriffe, kurz an der Strenge des Systems, die man von ihm immer noch zu fordern hatte, und zu der er in der That nie gelangt ist.

Der schwächere Theil des H.'schen Aufsatzes ist die ästhetische Beurtheilung Woldemars, der Darstellung sowohl als der dargestellten Verhältnisse. Es entgeht ihm allerdings nicht, daß dem Verfasser die Charaktere doch nur als Behikel dienen, seine Moralbegriffe zu entwickeln. Es streift auch an dem Vorwurf einer gewissen Unnatürlichkeit der dargestellten Verhältnisse, und bestärkt uns, auch ohne es zu wollen, in der Vermuthung, daß der Verfasser Schuld ist, wenn wir zu den vorgeführten Charakteren und Situationen keinen rechten Glauben fassen. Denn, H. mag noch so

Treffliches sagen, nicht die Wahl, sondern die Behandlung, entscheidet meist die poetische Wahrscheinlichkeit. Humboldt bemerkt auch die beunruhigende Spannung, die die Hauptcharaktere hervorbringen, das Selbstgeschaffene in ihren Leiden, und billigt auch die Auflösung des Ganzen nicht. Allein er bemüht sich, die volle Weiblichkeit Henriettens zu beweisen, was ihm nicht gelingt, und gesteht überhaupt nicht ein, daß das Werk mehr das Erzeugniß mühsamer Reflexion und Absicht, als des dichterischen und schaffenden Genius ist.

Wir dürfen wohl behaupten, daß dieser Aufsatz zum Theil dem Antheil seine Entstehung dankt, den die Persönlichkeit Jacobi's H. eingeflößt hatte. Er sendete auch denselben Jacobi'n schon im Manuscript zu, und dieser war, wie seine Antwort zeigt,¹⁾ höchst erfreut, und im Ganzen recht befriedigt davon. Auch Göthe, dem Woldemar dedicirt war, freute sich über dieses Urtheil. „Danken Sie“, schreibt er an Schiller (1. Okt. 1794), „Herrn v. Humboldt für die Recension des Woldemar; ich habe sie so eben mit dem größten Antheil gelesen.“

Sehr interessant ist, jetzt zu lesen, wie diese Recension gleich nach ihrem Erscheinen, von zwei jüngeren Köpfen aufgefaßt wurde, von einem in Jena studirenden Mediciner, David Beit, und von dessen Freundin Rahel in Berlin, die wie wir wissen, auch mit Humboldt gut bekannt war. Auch Beit lernte H. in Jena kennen. Er empfahl diese „prächtige“ Recension seiner Freundin; sie sei wirklich ein Kunstwerk. Nebenher werden sie aus dieser Recension beurtheilen können, „wie viel Einheit H. in seine Studien zu bringen wisse, wie sehr er — gleich Andern — Lieblingsideen habe, und wie wenig das gründliche Nachdenken durch

1) Brief an Humboldt vom 2. Sept. 1794, in Fr. Jacobi's auserl. Briefwechsel. II. 173—81.

ein mehr eitles als gerechtes Streben nach Vielseitigkeit verloren habe.“²⁾ Rahel hatte die Recension schon gelesen, ehe dieser Brief anlangte. Man habe sie für zu schwer ausgeschrieben, schrieb sie dem jungen Freunde; sie habe sie aber sehr verständlich gefunden, und bewundere sie im höchsten Grade. Sie sei weit genialer als Woldemar selbst, denn sie leiste alles, was der Beurtheiler leisten solle, Jacobi dagegen gebe nicht, was er solle, er gebe nur die Hülle eines Systems, nicht Charaktere, die es von selbst finden ließen, nicht die Darstellung eines lebendigen aus der Natur gegriffenen Exempels. Das Werk komme ihr vor, wie eine Skizze zur Recension. Rahel empört die Unnatur und Gespreiztheit der Jacobi'schen Figuren. Nur diese, nicht äußere Umstände brächten die Verlegenheiten dieser Personen hervor. Die Heloise, oder Werther, oder Tasso hätte H. vornehmen sollen, dann würde man das Vergnügen haben, zwei Genie's zu gleicher Zeit zu bewundern und eines das andere bewundern zu sehen. Humboldt's eigne Entwicklungen fand sie kostbar, und die Urtheile über ihn unbegreiflich. „Für einen außerordentlich philosophischen Kopf ließen Sie Humboldt immer gelten, und rühmten ihn, und erhoben ihn! aber die Menschenkenntniß wollten Sie ihm absprechen. Hat er denn nie mit Ihnen gesprochen, wie er in dieser Recension geschrieben hat? oder haben Sie ihn total nicht verstanden! Sonst müßten Sie sich ja tief vor dieser Menschenkenntniß gebeugt haben.“ Denn mit dieser und mit seinem philosophischen Geiste, habe er in dieser wunderbaren Recension bestimmt, was Menschenkenntniß sei, und sie als eine Kunst zergliedert und festgesetzt. — Zeit fand dies Urtheil so gründ-

2) Diese ganze Correspondenz (von Nov. u. Dez. 1794) findet sich in Barnhagen von Ense's Bildnißgalerie aus Rahel's Umgang 2c. I. 42—47, und in Rahel's Briefen vom 15—17ten Nov. u. 10. Dez. desselben Jahres.

lich und originell, daß er dem, den er allein für würdig hielt, davon Kenntniß zu nehmen, das Geeignete daraus vorlas — unserm Humboldt selbst. „Er hat sich nicht gewundert,“ schreibt Veit an Rahel, „aber unendlich gestreut; er hat mir eingestanden, daß er noch kein so richtiges Urtheil weder über den Woldemar, noch über seine Recension gehört habe; er giebt Ihnen in allem Recht. . . Von dem Urtheil über die Matthiſſon'sche Recension hat er nichts zu lesen bekommen; er ist von Schiller und allem Schiller'schen so bezaubert, daß ich diese Seite gar nicht berühre. — Besonders lieb war es ihm, daß Sie die Einleitung nicht schwer fanden; Brindmann und Geng, sagte er, hätten dieses Geschrei in Berlin erhoben; und er begreife besonders Geng gar nicht.“ Rahel begriff wieder dieses Zugeständniß nicht. Hat er denn über Woldemar eingestimmt, fragte sie nochmals; dann habe er ja der ganzen Welt Sand in die Augen gestreut. Keineswegs, aber die Einwürfe, die er gewiß auch in Jena zu hören bekommen, mochten ihm fühlbar gemacht haben, daß er das Werk doch allzu freundlich betrachtet habe.

Im folgenden Jahre gab Fr. Schlegel eine Beurtheilung des Woldemar, die, gerade im Gegensatz der Humboldt'schen, das Peinliche dieses Werks, die Unnatur der Verhältnisse und den Egoismus des Helden, in wirklich übertriebener Weise, heraus hob.³⁾ Den 22. Nov. 1796 kündigt Schiller Göthen einen Besuch unsres Humboldt an und fügt dann bei: „Er wird Ihnen auch von einer Recension des jungen Schlegel's über Woldemar und von einem fulminanten grünen Brief Jacobi's über diese Recension erzählen, was Sie sehr belustigen wird. Es steht auch schon etwas über

3) Sie findet sich auch in N. W. und Fr. Schlegel's Charakteristiken und Kritiken. Königsberg, 1801. I. 1—46.

unsere Xenien in diesem Briefe.“ Es scheint also, daß es H. nicht anfocht, auch die Schattenseite dieses Buches beleuchtet zu sehen, und daß die Vorliebe für Jacobi sich etwas gekühlt hatte. Es findet sich auch von einem Briefwechsel zwischen Beiden in spätern Jahren keine Spur.

Von Beziehungen und Begegnissen während des fernern Aufenthalts zu Jena (1794 — 95) läßt sich Folgendes anmerken: H.'s Bruder, Alexander, kam ein- oder zweimal zum Besuch dahin. Da waren denn galvanische und anatomische Untersuchungen an der Tagesordnung, und auch der ältere Bruder nahm daran Theil. Wie sich Göthe, in seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten, durch Beide angeregt fühlte, darüber haben wir ihn selbst gehört. — Alexander unternahm im J. 1795 eine Reise durch die Alpen und Oberitalien, von der er erst im folgenden Jahre heimkehrte.

Das Verhältniß zu Schiller brachte Wilhelm v. H. sehr bald auch in nähere Berührung mit denen, die Schillern innig verbunden waren, oder sich in Jena seines näheren Umgangs erfreuten. Vor allem mit dem Appellationsrath Körner in Dresden. H. lernte ihn vielleicht schon im Sommer 1794 persönlich kennen, und zwar in Weissenfels, wo Schiller eine Zusammenkunft mit Körnern hatte. Bald waren Humboldt und Körner auch in Briefwechsel; denn wie hätten diese nächsten Freunde und Rathgeber unseres Schiller nicht auch für einander ein großes Interesse fassen sollen! Dazu war Körner derselben philosophischen Richtung zugethan, und ein feiner Kunststrichter, der sich sogar noch weniger als H. von der genialen Kraft des Dichters fortreißen ließ.

Im Herbst 1794 kam auch ein jüngerer Landsmann Schiller's, Friedrich Hölderlin, nach Jena, und blieb

bis ins nächste Jahr daselbst. Ein herrlicher Dichtergeist, der leider unter unseligem Geschick so früh verstummte. Schiller nahm sich des jungen Mannes, der ihm geistig so verwandt war, den er erweckt hatte, sehr an und sah ihn viel in seinem Hause. Humboldt gedenkt seiner nur bei Gelegenheit des Schiller'schen Musenalmanachs für 1796, wo er von einem seiner Gedichte (Der Gott der Jugend) rühmt, daß es ein sehr schönes Sylbenmaaß habe, und von einem andern, das bei Seite gelegt wurde, sagt, es scheine ihm, obgleich es nicht ohne poetisches Verdienst sei, doch im Ganzen matt und erinnere so sehr an die Götter Griechenlands, eine Erinnerung, die ihm sehr nachtheilig sei. Allerdings hatte sich dieses große Talent noch nicht in voller Eigenthümlichkeit entwickelt. — Eine durch Geist und Charakter ausgezeichnete Frau, Charlotte von Kalb, in deren Hause Hölderlin kurz zuvor gewesen und die jetzt wieder in Weimar lebte, kam um dieselbe Zeit auch oft nach Jena, den von ihr hochverehrten Schiller und ihren Schübling Hölderlin zu sehen. Daß sie auch Humboldt kennen lernte, ist nicht zu zweifeln.

Von den jungen Männern, die Humboldt damals bekannt wurden, nannten wir David Weit, einen sehr begabten Kopf, der sein nachheriges Leben in Hamburg, als praktischer Arzt, verbrachte. Seine oben citirte Correspondenz mit Rachel läßt auch auf Humboldt und den Umgang mit ihm noch mehrere Blicke fallen. Am 21. Okt. 94 schreibt er: „Bei Humboldt genieße ich alle mögliche Freundschaft und gute Aufnahme. . . . Heute fragte er mich nach Ihnen. Ich. Es ist die Einzige, mit der ich in einer suivirten Correspondenz stehe. H. Es ist auch die Einzige, mit der ich in Berlin gerne umgegangen bin; ich wüßte sonst niemand; sie ist erstaunend geschickt und witzig. Grüßen Sie sie doch ja meinethwegen, und sagen Sie ihr, daß ich

wirklich recht oft an sie denke; hören Sie? vergessen Sie nicht! — Alles wörtlich.“ Und 3. Nov. schreibt er wieder: „Ich bitte mir Ihr Urtheil über Humboldt aus. Ich werde nur von Menschen betrogen, die mir kleine Anvertrauungen machen, und dafür größere, und endlich große erlangen. Von Leuten dieses Verstandes, dieser Feinheit und Bemühung, sich überall durch eine edle Art, aber doch nothwendig zu machen, verspreche ich mir das Vergnügen, welches aus dem Nachdenken und der Mühe entspringt, nicht Freundschaft.“ Rahel antwortet (16. Nov.): Näheres wisse sie nichts über H. „Wenn ich sagte, verlassen Sie sich nicht zu sehr auf ihn, so meint' ich, verlassen Sie sich nicht zu sehr auf sich und das Verhältniß, das zwischen Ihnen beiden sein kann, und sein Sie immer fein, zurückhaltend, artig (im System Sinne, lieber Jünger), und was er sich erlaubt (im Urtheil hauptsächlich), erlauben Sie sich nicht.“ Diesmal sei es zu „sorgliche Freundschaft“ gewesen, was aus ihr gesprochen. Dann berührte sie Schiller's Recension der Matthiſſon'schen Gedichte.¹⁾ Sie wisse selbst, daß sie Hr. v. Humboldt so sehr gut fand, und die eine Idee so besonders, „daß der Mensch dahin zurückkommen müsse, aber nicht stehen bleiben, von wo aus ihn die Natur schiebt.“ Alles das habe sie nur noch auffässiger gegen jene Recension gemacht. — Vorher (10. Nov.) klagt Beit über den Gesellschaftston, der in Jena herrsche, den Mangel alles feinern Gesprächs und wahren Wises. „Nur bei Humboldt exercire ich mich noch; für den und seine Frau habe ich freilich nicht Aufmerksamkeit und Lebensart genug.“ . . „Gestern“, fährt er fort, „habe ich Schiller zum erstenmal gesehen; ich finde Humboldt's Urtheil sehr wahr: Göthe hat mehr ein allgemein schönes Männergesicht; Schiller nur Eine Art

1) Sie war erst vor kurzem erschienen.

davon, und die Art, die sich mit dem Angenehmen sehr verträgt, ohne die Stärke zu verlieren.“ Noch folgende Stelle entlehne ich Veit's Briefen und zwar dem vom 1. Dez.: „Als ich neulich“, schreibt er, „mit Humboldt spazieren ging (ungefähr zu der Zeit, da ich Ihnen zum erstenmal die Matthiffon'sche Recension erwähnte), sagte ich ihm bei Gelegenheit: „Erinnern Sie sich wohl noch des Laokoon, Herr von Humboldt? Die Hauptideen werden Sie darin finden; und vieles Uebrige in Maimon.““ Er kannte das Letztere nicht, und erinnerte sich des Erstem nicht mehr, war aber überzeugt, daß Lessing diese Stücke höchstens berührt habe; er weiß, daß Schiller den Lessing sehr studirt hat, und den Maimon unendlich hochhält. Es ist über Schiller hier gar nicht zu reden.“

Unter den eignen Arbeiten Humboldt's aus dieser Epoche nehmen zwei Aufsätze, die er für Schiller's Horen lieferte, den ersten Rang ein: I. Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur, (Horen, 1795 St. 2. S. 99—132. Gef. W. B. IV. S. 270—301) und II. Ueber männliche und weibliche Form (Horen, 1795, St. 3. S. 80—103; St. 4. S. 14—40. Gef. W. B. I. S. 215—61). Sie entstanden in der zweiten Hälfte des Jahres 1794, also zur Zeit des regsten Ideentaushes mit Schiller. Sie sind aber durchaus sein Eigenthum, ja eine Art Mittelpunkt seiner Ideenwelt. Denn, obwohl er auch hier sich mit Schiller berührt, und seine Ideen mannigfach im Umgang mit ihm geklärt haben mag, so ließe sich doch eher nachweisen, daß Schiller durch Humboldt angeregt worden sei, seinen Genius anhaltender diesem Gegenstande zuzuwenden. Auch verfolgte ihn Schiller nirgends in solche Tiefe, wie H., er bemächtigt

sich desselben nicht als Forscher im strengen Sinne, aber in einer Reihe lyrischer, lyrisch-didaktischer und epigrammatischer Gedichte, z. B. „Würde der Frauen“, „die Geschlechter“, „Jugend des Weibes“, „die schönste Erscheinung“, „Forum des Weibes“, „Weibliches Urtheil“, „das weibliche Ideal“, 2c. — die sämmtlich in die Jahre 1795 und 96, also in die Epoche des nächsten und nächstvergangenen Umgangs mit Humboldt fallen — in diesen Gedichten pflückt Schiller gleichsam die Blüthen ab, die diese Gefilde tragen, und durchschlingt sie mit dem Immergrün seiner Muse, während Humboldt in die Tiefe hinabsteigt und das lautere Erz aus dem Schacht des Gedankens holt. Die Verehrung der Weiblichkeit, die begeisterte Darstellung derselben lag unmittelbar in Schiller's Wesen, ja sie war dem ganzen Kreise eigen, in dem er sich schon länger bewegte,¹⁾ aber zu manchem genialen Blick, den er in das Verhältniß der Geschlechter warf, würde er ohne die Anregung desjenigen, der diese Probleme zu einem speziellen Studium gemacht, nicht so leicht gelangt sein. Auch hier theilten sich gleichsam die Rollen zwischen Humboldt, dem eigentlichen Forscher, und den beiden Dichtern, von denen der eine, als intellektueller und idealischer, sich in allgemeiner Verherrlichung oder in Darstellung einer idealisch abstrakten Weiblichkeit (Thecla, Johanna) manifestirt, der Andere aber die Schönheit und Herrlichkeit des Geschlechts in den unendlichen Formen der Erscheinung, von der höchsten Natürlichkeit bis zur reinsten Idealität, zur unmittelbaren Darstellung bringt.

Die Forschungen, denen diese Aufsätze gewidmet sind, schlingen sich durch Humboldt's ganzes Leben fort, sie verknüpfen sich mit allen Richtungen und Gebieten, auf denen

1) Professor Fischenich in Bonn, auch ein Freund Schiller's, hatte (schon 1792) vor, ein Werk über die Frauen zu schreiben.

er in verschiedenen Zeitabschnitten weilte; in der Periode aber, in der wir jetzt stehen, dominiren sie beinahe und schließen sich nur an rein ästhetische an. Wenn in den frühesten Jahren eine politische Richtung überwog, welche Impulse für's ganze Leben nachließ, wenn in den Jahren, wo er von den öffentlichen Geschäften auferhuh, die Tendenz seines Forschens (in der Ergründung des Entwicklungsganges der Sprache des Menschen) eine historisch-intellektuelle wurde, so müssen wir die vorherrschende Richtung seiner mittlern Forschungsperiode die anthropologisch-ästhetische nennen. Gerade für diese Richtung war ihm auch die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften fast unentbehrlich, und er versäumte auch die günstigen Gelegenheiten nicht, die sich ihm, wie kaum einem Andern, auch für dieses Gebiet des Wissens darboten. Denn es galt, im ganzen Reiche der organischen Natur den Erscheinungen nachzuspüren, die bei dem Menschen nur in höherer Form wiederkehren, und vielleicht da Licht zu finden, wo noch kein geistigeres Wesen die gewöhnlichen körperlichen Funktionen verdunkelt. Auch in diese Region folgte H., mit immer reger Neugier, mit Forschung und Grübeln, in derselben Absicht, wie nachher bei Entzifferung des Sprachgeistes, nämlich um in den Geheimnissen der Geschlechtsverbindung den Zusammenhang der geistigen und sinnlichen Natur in seiner Tiefe zu erfassen.

Eine eigentliche Darlegung des von H. in diesen Aufsätzen entwickelten Ideenganges würde die uns gesteckten Grenzen übersteigen, und von dem Reichthum der darin niedergelegten Schätze nur einen schwachen Begriff geben. Sie gehören zu dem Interessantesten, was H. niedergeschrieben hat, und dienen für die Richtung und den Standpunkt seines Geistes, die ich in dem Vorangehenden zu charakterisiren versuchte, als zureichender Beleg. Hier zeigt er sich durchaus als ganz origineller Denker; Gegenstand und Behandlung

sind eigenthümlich und neu. Wir würden diese Aufsätze eher nach als vor der Naturphilosophie entstanden glauben, gäbe uns nicht die Gesundheit und Frische der Behandlung, die größere Klarheit, und die analytische Methode Merkzeichen genug, daß diese Aufsätze, trotz der tiefen Versenkung in das Reich der Empirie, noch vor dem Wendepunkt der neuern Philosophie verfaßt sein möchten. Dagegen ist es allerdings merkwürdig, wie jene Gegensätze und Gegenwirkungen, die durch das All der ganzen Natur reichen, die Analogien des geistigen und körperlichen Daseins, und mehr dergleichen Wahrnehmungen, durch welche eine nachfolgende Spekulation solches Aufsehen erregte, womit sie einen solchen Umschwung hervorbrachte, schon in diesen Abhandlungen zu einem großen Theil, aber in aller Stille, zu Tage treten. H. erkennt auch Vorgänger an und spricht bescheiden von dem, was „die neuere philosophische Naturkunde“ schon geleistet habe, worunter er damals nichts verstehen konnte, als die Arbeiten Einheimischer und Fremder seit Linné und Buffon und die Erklärungsversuche, die die großen in dem letzten Decennium gemachten naturwissenschaftlichen Entdeckungen hervorgerufen hatten. Still, wie diese Aufsätze in die Welt traten, wirkten sie auch nur, und der Tumult, den der geniale Schöpfer der Naturphilosophie erregte, mußte sich erst wieder gelegt haben, damit es besonnenen Forschern, wie z. B. Burdach, gelingen konnte, ohne Aufgeben neuer Bereicherungen, an die glückliche Bahn der Nachfolger und Erweiterer des Kant'schen Systems wieder anzuknüpfen.

Die zweite dieser Abhandlungen führt von der Anthropologie unmittelbar in die Aesthetik hinüber. „So wie sich beide Geschlechter zum Ideal reiner und geschlechtsloser Menschheit, so verhält sich auch ihre beiderseitige Schönheit zum Ideal der Schönheit. In beiden ist die Menschheit ausge-
drückt, denn jedes stellt die beiden, in ihr vereinten Naturen

dar; nur daß in jedem eine dieser beiden Naturen das Uebergewicht hat. Eben so kommt nun auch beiden Schönheit zu, aber in jedem herrscht nur ein Bestandtheil derselben, ohne jedoch den andern auszuschließen. . . . Wie in der veredelten Menschheit das Gebot der Vernunft als der freie Wunsch der Neigung, und die Stimme des Affekts als der Ausdruck des vernünftigen Willens erscheint, so erscheint in der hohen Schönheit die Gesetzmäßigkeit der Form als ein freies Spiel der Materie, und die Geburt der Willkühr als ein Werk des Gesetzes. . . . Wie die Menschheit specificirt ist, so wird es auch jederzeit die Schönheit sein.“ In jeder wirklichen Erscheinung des Menschlichen und Schönen wird ein Geschlechtscharakter vorherrschen, größere Bestimmtheit der Formen oder größere Naturfreiheit des Stoffs. Um aber schön zu sein, muß jede dieser Erscheinungen beide Vorzüge in sich vereinen, und nur das Uebergewicht des Einen unterscheidet sie vom Ideal. „Denn erhaben über den Kampf, in dem alles Wirkliche durch seine Schranken verwickelt wird, und von der Eigenthümlichkeit frei, welche die Gattungen von einander unterscheidet, behauptet das Ideal der Schönheit, so wie das Ideal der Menschheit, das vollkommenste Gleichgewicht. Der Formtrieb und der Sachtrieb werden daher gleich befriedigt, und tauschen in freiem Spiel ihre gegenseitigen Funktionen aus.“ So war Humboldt von einer ganz andern Entwicklung aus zu dem Begriff des Schönen gelangt, den Schiller in den ästhetischen Briefen aufgestellt hatte. Beider Forschungen hoben und trugen sich wechselseitig. — Den ästhetischen Theil zu rechter Klarheit zu bringen, hatte H. den guten Gedanken, an den Gestalten der griechischen Götterwelt einen gewissen Stufengang der Entwicklung des Schönen nachzuweisen, indem er an einer jeden zeigt, wie ihre individuelle Schönheit in der größern Betheiligung des Geschlechtscharakters oder in der Annäherung an

das geschlechtslose Ideal, der höchste Grad der Schönheit aber in der möglichsten Verschmelzung der Geschlechtscharaktere, zumal männlicher Kraft und Bestimmtheit mit weiblicher Anmuth, ruhe. Diese Entwicklung ist an sich ein Musterstück eindringender und schöner Darstellung.

Die zweite Abhandlung citirte bald nach ihrem Erscheinen Fr. Schlegel mit großer Anerkennung; über die erste schrieb Fr. Jacobi voll Bewunderung an den Verfasser¹⁾. Nur den Eingang fand er, nicht ohne Grund, zu abstrakt, und meinte, die Menge großer und herrlicher Ideen, wovon die Abhandlung überfließe, hätte so gestellt werden können, daß das Thema mehr aus ihnen, als sie aus dem Thema hervorgegangen wären. Humboldt selbst hegte noch wenig Hoffnung, mit seinen Ansichten durchzudringen, und er fühlte dies nie stärker, als nach der Lektüre des Schiller'schen Gedichts: „die Würde der Frauen.“ „Mir war es“, schreibt er darnach an Schiller (11. Sept. 1795), „ein in der That unbeschreibliches Gefühl, Dinge, über die ich so oft gedacht habe, die vielleicht noch mehr, als Sie bemerkt haben, mit mir und meinem Wesen verwebt sind, in einer so schönen und angemessenen Diktion ausgeprägt zu finden. Was man so denkt und prosaisch hinschreibt, ist doch nur so ein Hin- und Herschwagen, etwas so Todtes und Kraftloses, vorzüglich etwas so Unbestimmtes und Ungeschlossenes; Vollendung, Leben, eigene Organisation erhält es nur in dem Munde des Dichters, und dies habe ich lange nicht so sehr, als hier, gefühlt.“ Darauf entgegnete Schiller (5. Okt.): „Zweifeln Sie gar nicht, mein theurer Freund, daß Ihre Ideen über das Geschlecht endlich noch ganz current und als wissenschaftliche Münze ausgeprägt werden, sobald Sie nur noch eine ausführlichere Darstellung daran wenden. Diese ist

1) 14. April 1795, in Jacobi's Briefw. II. 219—22.

allerdings noch nöthig, und die Sache verdient sie auch so sehr. Ich warte jetzt nur auf einige öffentliche Stimmen des Beifalls über „Würde der Frauen“, und eine schickliche Gelegenheit, um es öffentlich zu sagen, wie viel in jenen Aufsätzen liegt.“

Ueber den Aufsatz über männliche und weibliche Form hat jüngst Fr. v. Müller ²⁾ ein bedeutendes Wort gesagt, womit wir den Abschnitt beschließen. „Als Humboldt diesen Aufsatz schrieb, hatte er noch nicht Italien gesehen, kannte mithin die Antike nur aus Abgüssen und viele der reizendsten Kunstgebilde des Alterthums gar nicht. Um so bewundernswerther ist der sichere und scharfe Blick, mit welchem er die Grundformen classischer Götter und Heroengestalten erfasst und unserm geistigen Auge vorüberführt, um so unverkennbarer die glückliche Anlage seiner Natur, die Urtypen des Schönen klar und rein in sich aufzunehmen, in ihrer tiefsten Eigenthümlichkeit zu ahnen und zu erforschen. Ganz gleichzeitig erschienen in den Horen Schiller's Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Nirgends tritt die innige Verwandtschaft des Ideenganges beider Schriftsteller entschiedener hervor. Sie scheinen — möchte man sagen — im Glanze [?] der Diktion, in poetisch-reizender Umkleidung der abstraktesten philosophischen Ideen um die Palme mit einander zu ringen. Nicht leicht hat Humboldt's Sprachgewandtheit sich anmuthiger entwickelt, nicht leicht den schwierigen Stoff siegreicher bezwungen und alles Abstruse, Trockene glücklicher vermieden als eben in diesem Aufsatze, dem wir in Rücksicht auf Klarheit und Anschaulichkeit allerdings vor jenen theilweise auf allzu fein und dialektisch ausgesponnenen Ideen beruhenden Briefen den Preis — dürften wir uns anmaßen ihn auszutheilen — zusprechen möchten.“

2) In der Neuen Senaischen Literaturzeitung, 1—2. Jan. 1843.

Noch lieferte Humboldt eine Anzeige der kleinern Ausgabe der Odyssee von F. A. Wolf (Halle, 1794) für die Allgemeine Literaturzeitung (16. Juni 1795; jetzt in den Ges. W. B. 1. S. 262—70). Es war eine öffentliche Anerkennung, die er den Verdiensten Wolfs um die Herstellung des Homerischen Textes darbrachte. Wir haben schon früher (S. 216—17) die Stelle ausgezogen, wo er sich über die Bedeutung auch der geringsten Detailsforschung ausspricht, wenn sie nur überhaupt mit Geist betrieben werde. Wie oft, fügt er hinzu, werde man durch anscheinende Spitzfindigkeiten gerade auf die Dinge geleitet, die man jetzt so oft im Munde führe, auf Sprachphilosophie, Geist des Zeitalters u. s. f., über die es freilich bequemer sei, oberflächlich zu räsonniren, als gründliche historische Untersuchungen anzustellen ¹⁾).

Im Mai 1795, gleich nach beendigtem Drucke der Prolegomena ad Homerum, besuchte Wolf diesen Vertrauten seines Geistes in Jena. Humboldt hatte auch Göthe schon veranlaßt, das merkwürdige Buch zu lesen. Göthe, bei seiner Neigung zum homerischen Epos, faßte großes Interesse dafür und lernte Wolf bei dieser Gelegenheit persönlich kennen, der von nun an sich diesem bedeutenden Geisterkreis anschloß ²⁾. Humboldt war hoch erfreut über den „göttlichen Besuch“ dieses Freundes.

Wie sehr H. für das Wohl seiner Freunde besorgt war, zeigt sich recht, als Wolf (1796) schwankte, ob er einen Ruf nach Leyden annehmen solle oder nicht. H., der Sache selbst durchaus abgeneigt, führte dem Freunde alle möglichen Mo-

1) Man vergl. damit den interessanten Brief von Humboldt an Wolf, v. 3. Juni 95, bei Varnhagen von Ense, Denkw. B. 4. S. 307—10.

2) S. Humboldt's eben bezeichneten Brief an Wolf; Körte, Wolf's Leben u. Studien, I. 277; Göthe's Werke, B. 31. S. 46.

mente der Ueberlegung zu Herzen und schrieb unter andern: „Die Entscheidung der Sache ist, dünkt mich, sehr einfach, und kommt Alles auf Einen Punkt an: ist Holland in der Lage, daß Sie auf eine ungestörte Thätigkeit und auf einen ruhigen Genuß Ihrer unverkürzten Einkünfte zählen können oder nicht? — Ist das Erstere, so ist keine Wahl. Die Stelle ist zu vortheilhaft, die Muse selbst, die sie verspricht, zu reizend und die Nähe wahrhaft wichtiger Bibliotheken zu einladend, als daß Sie anstehen sollten, das Anerbieten mit offenen Armen anzunehmen. — Ruhfenius beruhigt Sie hierüber sehr; allein dieser ist bekanntlich, wie die meisten dortigen Gelehrten, ein Patriot und sieht die Revolution vielleicht aus Parteigeist mit zu günstigen Augen an. — Ueber das, was ich für die Wissenschaft wünschen soll, bin ich in hohem Grade zweifelhaft. Auf der Einen Seite ist es ein reizender Gedanke, daß Sie in der Nähe von Hülfsmitteln sein sollen, mit denen schon so mittelmäßige Menschen, wie z. B. Brunck, oder doch so langsame wie die Holländer, so viel geleistet haben. Auf alle Fälle, glaube ich, müssen Sie sich, mein lieber, theurer Freund, einer Divinations-Gabe anvertrauen, die Sie ja sonst so gut begleitet.“³⁾ — Wolf entschied sich, in Halle zu bleiben.

Im Juni 1795 verließen Humboldt's Jena in der Absicht, nach einem kurzen Aufenthalt zu Tegel, im Oktober wieder zurückzukehren. H. traf aber seine Mutter sehr krank an und hauptsächlich darum konnte er sich diesen Winter nicht und erst im Herbst des nächsten Jahres in die ihm so werth gewordenen Jenaischen Verhältnisse zurückbegeben.

Für Humboldt wie für die Freunde war diese lange

3) Körte, a. a. D. I. 314—15.

Trennung schmerzlich. „Humboldt“, schreibt Schiller (2. Okt. 1795) an Göthe, „kommt diesen Winter nicht mehr, welches mir sehr unangenehm ist.“ Und an Humboldt schreibt er: „Ihre längere Abwesenheit beklagt Göthe sehr. Auch der Anatomie wegen hat er sich auf ihr Hiersein im Winter gefreut.“ Am schmerzlichsten war es H., von Schiller so lange getrennt zu sein, hauptsächlich dann, wenn er um dessen Befinden Sorge tragen mußte. Wie willkommen, meinte er dann, würde es Schillern sein, täglich ein paar Stunden zu verplaudern. So aber habe er, wenn Göthe nicht da sei, schlechterdings Niemand. Das bringt H. sogar auf den Gedanken, Schiller solle sich lieber in Weimar ansiedeln, um mit Göthe leben, und in Herder's und Anderer Umgang einige Erholung genießen zu können. Fast in jedem Brief spricht H. seine Sehnsucht nach Schiller's Umgang, oft mit der innigsten Behmuth, aus. Mehr als je fühlte er, daß seine eigne Thätigkeit fremder Erweckung, Nahrung und Unterhaltung bedürfe. „Ich habe mich“, schreibt er (4. Aug. 95), „so sehr an das gesellschaftliche Denken gewöhnt, daß mir bei längerer Entfernung für meinen Ideen-vorrath bang werden würde. Desto mehr nehme ich meine Zuflucht zu Erinnerungen und ich bringe den besten Theil meiner Zeit in Gedanken bei Ihnen zu.“ Immer mehr fühle ich, wie sie Beide zum Umgang mit einander geschaffen seien, und wie, ohne ihn, aller seiner Beschäftigung Leben und Kraft fehle. Und auch Schiller vermißt seinen Freund nicht weniger.

In diesen Zeitraum fällt daher der wichtigste Theil des Briefwechsels mit Schiller; der in Jena begonnene Ideentausch ward schriftlich fortgesetzt, so daß diese Trennung der Freunde für uns zum Gewinn wird. Jedes Blatt ihrer nunmehrigen Correspondenz gewährt ein Zeugniß dieser einzigen Verbindung, nirgends findet sich Leere, alles reizt und

ergreift den empfänglichen Leser. Wie herrlich ist es, diese Geister in solcher Vertraulichkeit zu finden, wie zeigt sich Humboldt's Liebenswürdigkeit und wahrhafter Adel, wie fühlen wir uns angeheimelt, wenn er seine und der Gattin Grüße an Lolo beifügt oder wenn er dem kleinen Carl sagen läßt, wie oft Li (seine Tochter Caroline) von ihm spreche. Dieser Briefwechsel war Beiden der einzige Ersatz in der Trennung, ja oft die einzige Communication, in der sie mit der Außenwelt standen.

Dazu kam noch ein besonderer Anlaß, ununterbrochene Correspondenz zu unterhalten, nämlich der erste Schiller'sche Musenalmanach, der im Herbst 1795, unter H.'s Obhut, in Berlin gedruckt ward, und die gleichzeitige endliche Rückkehr Schiller's zur Dichtung. Dieser sendet nun dem begierigen Freunde die neuesten Erzeugnisse seiner Muse, theils zur Aufnahme in den Almanach, hauptsächlich aber, um sein Votum darüber zu vernehmen. H. ordnete die Gedichte, die Schiller, zum Theil ohne die Verfasser zu bezeichnen, für den Almanach übersendete, und überwachte den Druck, so weit es in der Entfernung von mehr als einer Meile von Berlin möglich war. „Wie beruhigt es mich“, schreibt Schiller, „daß ich dies Geschäft in Ihren Händen weiß.“ Fast alle ihm zugehenden Gedichte beurtheilte H. bei diesem Anlaß kurz und tüchtig und bewährte dabei zugleich die Sicherheit seines Urtheils, indem er die anonymen Arbeiten, namentlich Schiller's und Herder's, auf der Stelle erkennt und Beide, die sich damals nahe genug berührten, kaum einmal verwechselt. So werden, außer diesen, auch Göthe und Hölderlin, Matthiffon und Kosegarten, die Mereau und selbst die geringsten Dichter beiläufig beurtheilt, wobei wir im Allgemeinen seine Rücksicht auch gegen die allergeringsten bemerkbar finden, obschon er bei dem Meisten, was die neuern jüngern Dichter hervorbrachten, zu fragen sich gedrungen

sah, ob es ihnen denn nicht selbst Langeweile mache, so gewöhnliche Gedanken und Bilder in Reime zu bringen.

Aber auch sonst wußte er seine Entfernung von den Freunden in ihrem Interesse zu nützen. Nicht nur daß er seine Berliner Bekannten, Engel, Göcking, Kamler, Genß ic. zur Theilnahme an Schiller's Unternehmungen warb, oder zur Thätigkeit für sie anspornte, erfreute er Schiller wie Göthe auch dadurch, daß er ihnen die Urtheile, deren ihm, bei seinen Besuchen in Berlin, über einzelne ihrer Arbeiten, über die Horen und den Almanach überhaupt, unaufhörlich zuströmten, zur Ergötzlichkeit oder Belehrung, referirte.

Und damit wenigstens die andern Freunde des Schiller'schen Umgangs mit Bequemlichkeit genießen könnten, stellte er Göthen und Körnern für ihre Besuche in Jena seine dortige Wohnung zur Verfügung.

In Jegel führte er mit den Seinen ein sehr einsames und durch Krankheiten vielfach gestörtes Leben. Seine eigne Gesundheit war schon in Jena nicht so rüstig wie früher, nun besserte es sich zwar, aber bald ward er von einem Augenübel befallen, das ihm sogar das Lesen erschwerte. Die alte Humboldt erholte sich nur auf kurze Zeit und gab zu keiner dauernden Hoffnung Raum. Bald mußte er auf ein ander Gut seiner Mutter reisen, und dringende Geschäfte besorgen. Auch Frau von Humboldt war nicht selten unpaß, und wieder ein andermal galt es einen schnellen Ritt, um den Arzt, Dr. Marcus Herz in Berlin, zu consultiren und dann zum Krankenbett des Knaben zurückzueilen.

Obwohl er übrigens fast ohne gesellschaftliche Cristenz war, nur selten Besuch empfing und manchmal in sechs Wochen nicht nach Berlin kam, war er doch durch die be-

zeichneten Störungen und durch seine Stimmung überhaupt, besonders in der ersten Zeit seines Aufenthalts zu Tegel, fast zu jeder Arbeit im strengen Sinne unfähig. Zum Niederschreiben kam er ohnehin schwer, ja er schämte sich ordentlich, so wenig für die Horen liefern und Schillern, wenn es an Manuscript fehlte, nicht einen Theil der Last abnehmen zu können, obschon gerade dieses räsouuirende Fach zur Genüge in den Horen vertreten war und diese schweren Aufsätze überhaupt die Leser mehr zurückschreckten als anzogen. Man werde, sagte er sich dann zum Trost, seinen Produktionen schwerlich zu viel Geschmack abgewinnen, und dies mache ihn auch kälter für Dinge, die, wie er sich bescheiden ausdrückt, doch am Ende mehr schriftstellerische Ausführungen, als große wissenschaftliche Erweiterungen seien. Schiller ließ diese Einwendungen nicht immer gelten. „In der That, liebster Freund,“ schrieb er 7. Dez., „rechne ich für den nächsten Jahrgang der Horen sehr auf Ihre Mitwirkung. Sie müssen sich durch das Schicksal Ihrer ersten Aufsätze gar nicht abschrecken lassen; denn hier war die Materie mit einer erstaunlichen Trockenheit behaftet, auch liegt es so entschieden am Tage, daß der Gegenstand für die Stumpfsinnigkeit der Leser nur zu fein und zu scharf behandelt war. Sobald Sie faßlichere Materien wählen und sich die Sache selbst leichter machen, so werden Sie auch andere Wirkungen sehen. Ich möchte doch einmal etwas mehr Historisches von Ihnen ausgeführt sehen. Hier würde der Gegenstand Ihre Tendenz zur Schärfe und Intellektualität in Schranken halten und auf der anderen Seite würden Sie mehr Verstandesgehalt in den Gegenstand legen.“ Was ihm Schiller ein andermal auf solche Bekenntnisse erwiederte, haben wir schon früher (S. 280 bis 81) mitzutheilen gehabt.

Welche Fülle von Geist legte Humboldt, gerade in

dieser Zeit, in den Briefen an Schiller nieder! Einer regeren Thätigkeit für die übrige Welt stellte sich bei ihm vieles in den Weg: die Ungeneigtheit, seine Gedanken so vielen andern auszuspinnen, eine Ueberfülle von Ideen und am Ende ein gewisses Zagen, wenn er bedachte, wie ganz anders es wirke, wenn eine Dichterkraft, wie Schiller, sich solcher Ideenmasse bemächtige. Am meisten hielt ihn sein unablässiges Studiren ab. Die Lektüre griechischer Dichter, um diese Zeit besonders Aristophanes, wechselte mit dem Studium physiologischer und naturhistorischer Schriften. Er selbst fühlte manchmal, daß ihm der Müßiggang wohlthue, sei es in geselligen Zerstreungen oder im Genusse der Landluft, weil er dann desto freier in allen Ideen herum-schweifen konnte. Und es ergreift uns eine beinahe schmerzliche Bewunderung, wenn wir ihn alsbald (28. Sept. 95) wieder an Schiller schreiben sehen, er sei in den letzten Wochen wieder ungemein fleißig gewesen und bringe den größten Theil des Tages an seinem Schreibtisch zu. „Ich weiß nicht,“ sagt er, „durch welche Verbindung von Umständen ein großer Durst des Wissens plötzlich, wie von Neuem, in mir erwacht ist, aber sehr lange habe ich ihn nicht in gleichem Grade gefühlt. Ich überlasse mich dieser Neigung um so mehr, als ich gar keinen Muth habe, so lange ich von Ihnen abwesend bin, etwas nur irgend Würdiges hervorzubringen. Und überhaupt sind doch meine Gesichtspunkte jetzt zu fest, als daß ich fürchten dürste, in eine vage Gelehrsamkeit auszusichweisen, die ich gewiß am meisten geringschätze. Alles, was ich anfangs, ergreife ich doch aus Einem Gesichtspunkte, und niemals unterlasse ich, aus allem Gesammelten die Resultate zu ziehen, die diesen Gesichtspunkt angehen. Dies vorausgesetzt, kann ich kaum der Begierde widerstehen, so viel als nur immer und irgend möglich, sehen, wissen, prüfen zu wollen. Der Mensch

scheint doch einmal da zu sein, Alles, was ihn umgiebt, in sein Eigenthum, in das Eigenthum seines Verstandes zu verwandeln. Ich möchte, wenn ich gehen muß, so wenig als möglich hinterlassen, das ich nicht mit mir in Berührung gesetzt hätte. Diese Begierde ist mir immer eigen gewesen, und hat mich nur oft leider irre geführt, so daß sie sich selbst ihren Zweck vereitelte. Im Wissen und im Leben habe ich mich immer selbst durch zu große Verbreitung gestraft. Ich habe nach Allem gegriffen und vergessen, daß Jedes festhält, und Manches die Kraft verzehrt. Mit dem Leben bin ich nun zu großer Ruhe gekommen, und mit dem Wissen ist der Kampf, Gottlob! gefahrloser.“

So kam es denn, daß er, im Verhältniß zu seiner Kraft, immer wenig producirte, und besonders in jenen Jahren, wie er selbst sagt, zwar immer reich an Plänen war, aber arm an Ausführungen. Seine Pläne und Arbeiten in diesem Zeitabschnitt betrachten wir unten näher, hier haben wir es nur mit den allgemeinen Umrissen seines damaligen Lebens zu thun.

Die Einsamkeit seines Tegeler Aufenthalts wurde noch am öftersten durch den Besuch von Genz unterbrochen, „der ihm ein angenehmer Umgang war“. — Da die Mutter, um ärztlicher Hülfe näher zu sein, im December in die Stadt gezogen war, ging H. im Anfang des folgenden Jahres auch dahin, und kehrte wohl erst nach dem Carneval aufs Land zurück. In Berlin verschlang ihn der Strudel der Welt, er hatte so viele alte Bekannte, durch seine Gattin knüpfte sich manches neue Verhältniß, selbst Rahel, eine langjährige Freundin, fühlte sich durch sie, die ihr fremd war, ihm näher und verwandter.

Schon jetzt lag eine größere Reise nach Italien in H.'s nächsten Lebensplänen. Doch vor dem Frühjahr 1797

war an die Ausführung derselben nicht zu denken. Er dachte erst einige Zeit bei seinem Schwiegervater in Burgörner zuzubringen; dann wollte er noch einen längern Aufenthalt in Jena nehmen. „Es ist mein Plan, nie einen festen Wohnort zu haben, sondern zwischen diesem und eigentlichen Reisen ein Mittel zu halten.“ (Br. an Sch., 23. Dft. 95.)

Ob er das Frühjahr und den größten Theil des Sommers in Tegel oder in der Stadt lebte, ob Alexander, den er erwartete, ihn besuchte, ist nicht klar. Den 24ten Juni schreibt Schiller an Göthe: H's. Mutter werde bald sterben und das halte ihn wahrscheinlich in Berlin fest.

Ehe wir uns jedoch der abermaligen Rast in Jena nähern, müssen wir ausführlicher von den Verhandlungen die er in der so eben geschilderten Epoche mit Schiller pflog, ferner von den Plänen und Arbeiten sprechen, die ihn während eben dieser Zeit beschäftigt hatten.

„Ich bin begierig zu sehen,“ schrieb Humboldt (4. Aug.¹⁾, „wie Sie den Uebergang von der Metaphysik zur Poesie gemacht haben. Das wunderbare Phänomen, daß Ihrem Kopfe beide Richtungen in einem so eminenten Grade eigenthümlich sind, ist an sich nicht leicht zu fassen, und giebt bei genauer Untersuchung gewiß nicht geringe Aufschlüsse über die innere Verwandtschaft des dichterischen und des philosophischen Genie's. . . . Beide so verschiedene Richtungen entspringen aus einer Quelle in Ihnen, und das Charakteristische Ihres Geistes ist es gerade, daß er beide besitzt, aber auch schlechterdings nicht Eine allein besitzen könnte. Wo ich sonst etwas Aehnliches kenne, ist es der

1) 1795. Alle diese Verhandlungen gehören, wo nichts weiter bemerkt ist, in dieses Jahr.

Dichter, der philosophirt, oder der Philosoph, der dichtet. In Ihnen ist es schlechterdings Eins, darum ist aber freilich Ihre Poesie und Ihre Philosophie etwas Anderes, als was man gewöhnlich antrifft. . . . Man könnte sagen, daß in beiden mehr und eine höhere Wahrheit sei, als wofür man gewöhnlich Sinn hat, in der Poesie mehr Nothwendigkeit des Ideals, in der Philosophie mehr Natur und Wesen, insofern es der bloßen Form, dem System, entgegensteht.“ Was den Dichter und Philosophen sonst ganz trennt, der große Unterschied der vollständigen Individualität und der Wahrheit der Idee, ist, nach H.'s Meinung, für Schiller gleichsam aufgehoben. Er erfasse das Nothwendige, aber zugleich individuell; dies setze aber eine ungeheure Selbstthätigkeit in ihm voraus. Denn je eminenter die Geisteskraft sei, desto mehr vermöge sie sich auf das Nothwendige zu richten. Darum glaube er auch so fest an den Wallenstein und an das vollkommenste Gelingen der höchsten poetischen Versuche. Doch da gerathe er in eine ordentliche psychologische Auseinandersetzung, daß er nur wünschen müsse, es möge auch für diesen Brief Schiller's Ausspruch gelten: „daß sie sich verstünden, wo sie sonst Niemand verstehe.“

Schiller ließ nunmehr den begierigen Freund nicht lange warten, denn bald langte in Tegel ein größeres und kleineres Gedicht desselben nach dem andern an und versetzte den Freund in immer neues Entzücken. Das Jahr der Ideendichtung war angebrochen. Kurz nach einander erschienen, neben einer großen Zahl Epigramme, die Macht des Gefanges, der Tanz, Natur und Schule, das Reich der Schatten, die Ideale, die Würde der Frauen u. s. w. und endlich der Spaziergang. H. bewundert, charakterisirt sie alle; am kleinsten Epigramme weist er den ideellen Gehalt, an größeren Gedichten die bewundernswürdige Durchführung des Gedankens nach; oft

erfreut er sich, Schiller's eigenste, oft die ihnen gemeinsamen Ideen so herrlich gefaßt zu erblicken. Wie hätte H., seiner ganzen Naturanlage nach, nicht gerade von diesen Erzeugnissen des Schiller'schen Genius entzückt sein sollen, welche größtentheils auch solche Leser am gewaltigsten ergreifen, die sonst dieser Gattung weniger zugethan sind. Denn, wenn je, so ist es Schillern in den besten dieser Stücke, wie schon früher in den Künstlern gelungen, nicht etwa bloß eine Lehre mit poetischem Schmuck zu umkleiden, sondern wirklich dichtend zu philosophiren, und philosophirend zu dichten und in dieser merkwürdigen Verbindung alles, was die Dichtkunst anderer Zeiten und Völker in dieser Richtung geleistet hatte, in Schatten zu stellen. Mag die Gattung an sich etwas Anomales sein! Wer so groß darin erscheint, wie Schiller, stellt sich auch damit den größten und normalsten Dichtern an die Seite; er wird auf die denkendsten, edelsten Geister eine Wirkung haben, so groß und manchmal größer, als die lauterste Dichtung. Humboldt hat vollkommen Recht, gerade in diesen Poesien etwas Außerordentliches zu finden, die die meisten Kunststrichter mehr nur als Uebergang und Vorübung gelten lassen. Er erkannte mit Recht darin eine Erweiterung der Kunst.

Freilich sah er, fortgerissen von der Macht Schiller'scher Dichtung und bestochen von der Hoheit des Styls und dem tiefen Gehalt, auch das minder Gelungene oft für vollkommen an; eine störende Mischung der Bilder frappirt ihn nicht; eine weit zu unanschauliche Darstellung gewährt ihm das reinste Vergnügen, da er ja, der Eingeweihte und Hochgebildete, sie rasch sich anzueignen und wahrhaft zu genießen vermag; endlich stempelt er sogar die Eigenheiten dieser intellektuellen Dichtung zu Normen des Schiller'schen Dichtergenius überhaupt und gefällt sich mit Schiller in Theoremen, bei welchen das eigentlichst Poetische gar nicht bestehen könnte.

Dennoch behalten auch diese Humboldt'schen Beurtheilungen und Charakteristiken, einmal als solche, die Schiller selbst zu lesen erhielt, dann als Zeugnisse des ihm wahlverwandtesten Geistes, ganz unschätzbaren Werth, wie denn auch diejenigen, welche sich nach ihm am tiefsten in Schiller's Genies versenkten,²⁾ nicht verabsäumt haben, die Aussprüche dieses edlen Geistes am gehörigen Orte zu nuzen. Bedenken wir ferner, wie sehr unser Schiller, bei seinen damaligen Forderungen an sich und der Zaghaftigkeit, mit der er die Dichterbahn von neuem betrat, der Ermunterung bedurfte, so steigen diese ermuthigenden Zusprüche eines befreundeten Geistes noch höher in unsern Augen. Diese ermuthigende Wirkung hatten sie in der That. „Ihre Briefe, lieber Freund,“ schreibt Schiller (21. Aug. 95) „sind mir ein rechter Trost, und ob ich gleich von dem liebevollen Begriffe, den Sie sich von mir bilden, den Antheil abziehen muß, den Ihre Freundschaft daran hat, so dienen sie mir doch zu einer fröhlichen Ermunterung, deren ich weit öfter Bedarf als entrathen kann.“

Wir lauschen, in diesem Briefwechsel, gleichsam den Geburtswehen des Dichters; ein ganzer Cyclus herrlicher Werke entsteht vor unsern Augen. Unter den ersten Gedichten war es vorzüglich die Macht des Gesanges, die Humboldt, und mit Recht, zu hoher Bewunderung hinriß. Wir vergessen die Fehler vor der Gewalt dieser Dichtung, in der man wirklich gleichsam ein Bild des Schiller'schen Dichtervermögens selbst erblicken kann. H. wünschte, daß Schiller, was auch Göthe vom Reime sage, ihm immer getreu bleiben möge. Seine Dichtungsart scheint ihm eine

2) So die neuesten Commentatoren und Biographen Schiller's, vor allem Götzinger und Hoffmeister — die sonst auch meinen Dank und meine Achtung zwischen den Zeilen lesen mögen.

ganz eigene Verwandtschaft mit dem Reime zu haben; er erinnere sich keiner Stelle in Schiller's Gedichten, sagt er, wo der Reim dem Gedanken geschadet habe, während er mit dem Wohl laut eine Symmetrie verbinde, die unsrer Sprache nichts weniger als überflüssig sei. Damit wolle er jedoch nicht sagen, daß ihm die reimfreien Dichtungen des Freundes weniger willkommen seien.

Mit einer gewissen Feierlichkeit sendete Schiller das Reich der Schatten (jetzt: die Ideale und das Leben überschrieben), und nach dessen Empfang stimmte H. einen unbedingten Jubel an. Schiller fühlte wenigstens, daß ein Andern, als er und Humboldt, noch Einiges werde deutlicher gesagt wünschen. „Aber nur, was Ihnen noch zu dunkel scheint,“ schreibt er dem Freunde, „will ich ändern, für die Armseligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen.“ H. aber erwiedert, 21. Aug.: „Wie soll ich Ihnen, liebster Freund, für den unbeschreiblich hohen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat. Es hat mich seit dem Tage, an dem ich es empfang, im eigentlichsten Verstande ganz beseßen, ich habe nichts Anderes gelesen, kaum etwas Anderes gedacht, ich habe es mir auf eine Weise zu eigen machen können, die mir noch mit keinem anderen Gedichte gelungen ist, und ich fühle es lebhaft, daß es mich noch sehr lang und anhaltend beschäftigen wird. Solch einen Umfang und solch eine Tiefe enthält es, und so fruchtbar ist es, woran ich vorzüglich das Gepräge ihres Genies erkenne, selbst wieder neue Ideen zu wecken. Es zeichnet jeden Gedanken mit einer unübertrefflichen Klarheit hin, in dem Umriß eines jeden Bildes verräth sich die Meisterhand, und die Phantasie wird unwiderstehlich hingerissen, selbst aus ihrem Innern hervorzuschaffen, was Sie ihr vorzeichnen. Es ist ein Muster der didaktisch-lyrischen Gattung, und der beste Stoff, die Erfordernisse dieser Dichtungsart

und die Eigenschaften, die sie im Dichter voraussetzt, daran zu entwickeln. Ich habe an einzelnen Stellen studirt, zu finden, wie Sie es gemacht haben, um mit der vollkommenen Präcision der Begriffe die höchste poetische Individualität und die völlige sinnliche Klarheit in der Darstellung zu erreichen, und nie hat sich mir die Produktion des Genies so rein offenbart, als hier. . . . Es trägt das volle Gepräge Ihres Genies und die höchste Reife, und ist ein treues Abbild Ihres Wesens."

Weiter folgen wir H. nicht in die detaillirte Bewunderung eines Gedichts, welches freilich zu den großartigsten Flügen des Dichters gehört, aber weit entfernt ist, die höchste poetische Individualität und die völlige sinnliche Klarheit zu besitzen, und auf keinen Fall als eines der gelungensten Werke seiner Ideendichtung angesehen werden kann. Auch hier ist es die Tiefe des Gehalts, die Begeisterung für eine ihm ebenso angehörende Idee, das Staunen, so etwas in den Formen der Poesie verkörpert zu sehen, was ihn so gewaltig zu einem Gedicht zog, von dem er doch selbst sagt, „daß man erst durch eine gewisse Anstrengung verdienen 'müsse, es bewundern zu dürfen."

Sehr charakteristisch ist es, daß Humboldt einem viel unmittelbarer ans Gemüth greifenden Gedichte, den Idealen, nicht solche Gunst zuwenden konnte. Es ging freilich aus der Gattung, die Schiller bisher cultivirt hatte, heraus, und näherte sich der reinen Dichtung. Schiller selbst wußte es mit den ästhetischen Abstraktionen, die sie sich aus der Ideendichtung gebildet hatten, nicht zu vereinen, er erklärte es für „zu individuell wahr." Auch Humboldten war es nicht allgemein genug, er war von Schiller's eigenster Art so ergriffen, daß ihm nur in diesem Bereich die Gewalt des Dichters entschieden dünkte. Und in Bezug auf dessen Lyrik liegt allerdings in dieser Meinung viele Wahrheit.

Eben so charakteristisch war der Widerspruch, in welchem sich sämmtliche kritische Freunde, denen Schiller seine neuesten größern Gedichte vorgelegt hatte, über sie vernehmen ließen, Göthe nämlich, Humboldt, Körner und Herder. Jeder hatte ein andres zum Liebling erkoren: Göthe die Ideale, Körner Natur und Schule (jetzt „der Genius“ benannt), Humboldt die Macht des Gesanges (das Reich der Schatten hier ungerechnet), und Herder den Tanz. Göthe's Vorliebe erklärte Humboldt ganz falsch. Wenn ihm selbst die Ideale zu sehr auf die wirkliche Empfindung gerichtet waren, wie Natur und Schule zu scharf auf den Gedanken, so spricht er gerade damit aus, was Göthen bewog, jenes Gedicht allen gleichzeitigen Erzeugnissen Schiller's vorzuziehen. H. blieb dabei, der Macht des Gesanges den Vorzug zu geben; da walte der reine Dichtergeist vor, und es berühre gerade die Seite, auf die es ihm immer eigen sei, vorzüglich gerichtet zu sein, es berühre die innerste und unergründlichste Natur des Menschen, den unbegreiflichen Zusammenhang und Uebergang des Gedankens und der Empfindung, und bestimme durch seinen Schwung die Einbildungskraft auf eine dem Gegenstand des Gedichts ausschließend eigenthümliche Weise zu wirken.

Endlich schloß Schiller diesen Cyclus von Produktionen mit einem Gedicht, das mit Recht alle Stimmen, die wir oben aufgeführt haben, vereinigte und dem auch Humboldt vor allen den Preis zuerkannte — das ist die Elegie oder der Spaziergang. „Wohin man sich wendet,“ ruft H. aus (23. Okt.), „wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht, aber vorzüglich stark wirkt das Leben, das dies unbegreiflich schön organisirte Ganze beseelt. Ich gestehe offenerzig, daß unter allen Ihren Gedichten, ohne Ausnahme, dies mich am meisten anzieht, und mein Inneres am lebendigsten und höchsten bewegt. Es hat den

reichsten Stoff, und überdies gerade den, der mir, meiner Ansicht der Dinge nach, immer am nächsten liegt. Es stellt die veränderte Strebsamkeit der Menschen der sichereren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Gesichtspunkt beide zu übersehen, und verknüpft somit alles Höchste, was ein Mensch zu denken vermag. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginmens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, Alles umschließt es in wenigen, leicht zu übersehenden, und doch so wahren und erschöpfenden Bildern. Das eigentliche poetische Verdienst scheint mir in diesem Gedichte sehr groß; fast in keinem Ihrer übrigen sind Stoff und Form so mit einander amalgamirt, erscheint Alles so durchaus als das freie Werk der Phantasie. . . . Vorzüglich schön ist die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Bilder, die es aufstellt. . . . Die Schönheiten der Diktion im Einzelnen erreichen ganz und gar die Größe der Anlage des Ganzen. Jeder Ausdruck giebt ein schönes Bild, und die meisten einzelnen Distichen laden zu einem eigenen Studium ein."

Bei solchen Lobeserhebungen ließ es H. keineswegs bewenden, sondern er machte wirklich fast jedes einzelne Gedicht, und besonders die größeren, zu einem besondern Studium, prüfte alle Einzelheiten, dem Gedanken und der Form nach, und, weil ihm da das Wichtigste zu bemerken blieb, besonders Sprache, Rhythmus, Reim und Versbau. Im Spaziergang sowohl, als in den Idealen, im Tanz, in Natur und Schule, dem Reiche der Schatten u. u. machte er feingefühlte Ausstellungen, denen Schiller großentheils Folge gab, und trug dadurch nicht wenig bei, diese Dichtungen einer durchgehenden Classicität zu nähern. Verse und Zeilen wurden weggeworfen, hinzugedichtet, und der Dichter weiß es dem Freunde höchlich Dank, daß er ihm

besonders in Rücksicht des Sylbenmaßes das Gewissen schärft. Es ist hier nicht vergönnt, uns in diese interessanten Wechselreden beider Männer, so sehr es der Gegenstand werth wäre, zu vertiefen. Hier genügt das Zeugniß, das Schiller selbst dem Freunde giebt. „Denken Sie doch“, schreibt er ihm, „in einem müßigen Augenblicke darüber nach, was Sie im Versbau der Elegie noch etwa einem Streit unterworfen glauben. Da Sie zu blöde und schamhaft sind, selber mit der Muse Kinder zu zeugen, so adoptiren, oder erziehen Sie mir vielmehr die meinigen. Dafür sollen Sie auch die Vaterfreuden mit mir theilen.“ Und kurz darnach schreibt er ihm von der Knebel'schen Uebersetzung einzelner Elegien des Propertius: sie sei im Ganzen recht brav und im Einzelnen hoffe er noch Verbesserungen; denn er habe darauf aufmerksam gemacht. „Es war auch billig, daß ich Andern mittheilte, was ich aus Ihren Bemerkungen über meine Arbeiten gelernt habe.“ (Sch. an H., 17. Dez. 95).

Jetzt fühlte sich Schiller durch den Erfolg dieser Dichtungen und den Beifall seiner kunstsinigen Freunde, namentlich Humboldt's, so ermuthigt daß er Größeres zu unternehmen dachte. Lange schon lagen ihm die dramatischen Pläne der Maltheser und Wallenstein's im Sinne, jetzt zog ihn plötzlich die Idee einer romantischen Erzählung an und da zeigte sich recht die Ungewißheit und das Schwanken, in welchem er sich noch immer befand. Er war noch im Zweifel, ob er für dramatische oder epische Dichtkunst geboren sei, und schon daran, sich für letztere zu entscheiden, als ein befreundeter Genius ihn kräftig auf seine eigenste Bahn wies und diesen Zweifel verschuchte. Nun wollte er auch darüber ganz ins Klare kommen, ob seine Dichtart wirklich, wie er selbst meinte, und wie der Freund versicherte, ihre eigne Berechtigung habe und neben der für ihn, wie er wohl fühlte, unerreichbaren Weise Göthe's und

der Griechen, stehen und gelten dürfe. Diese eben bezeichneten inneren Kämpfe riefen die Verhandlungen hervor, von denen wir jetzt zu handeln haben, die eine über Schiller's Dichterbestimmung, die andere über Schiller's Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung.

Um den Zweifel über seinen Dichterberuf los zu werden, wandte er sich an Humboldt. Einerseits zu den Malthesern hingezogen, die sich an seine jetzige lyrische Stimmung anknüpften und gerade ein einfaches, heroisches und erhabenes Sūjet boten, wie er es liebte, wünschte er von der andern Seite sich in allen Fächern und Formen zu versuchen, die Erzählung hatte sich im Geiste schon gestaltet und es schien ihm fraglich, ob nicht in diesem Gebiet ein Kranz zu gewinnen sei, wie er ihm im Dramatischen noch nicht zu Theil geworden. „Denken Sie, lieber Freund,“ so schloß er diese Consultation H.'s, „denken Sie noch einmal recht streng über mich nach, und schreiben mir dann Ihre Meinung. Poesie wird auf jeden Fall mein Geschäft sein; die Frage ist also bloß, ob episch (im weiten Sinne des Worts) oder dramatisch?“

Warum wandte er sich aber an Humboldt? Warum nicht lieber an Göthe, den erfahrenen Meister? Von diesem hätte er schwerlich ein Votum erwarten können, das seiner Unsicherheit ein Ende gemacht hätte. Göthe hätte ihn an seinen Instinkt gewiesen und noch waren Beide einander nicht so nahe gerückt, daß Schiller ein ganz auf seine eigenste Dichternatur eingehendes Urtheil von ihm hätte hoffen können. Er erkor eben darum denjenigen zu seinem poetischen Gewissensrath, der seine Eigenheit am tiefsten würdigte und, weniger noch als selbst Körner,³⁾ einen

3) Vergl. oben S. 315.

Uebergang aus dieser Eigenthümlichkeit in die allgemeine classische Bahn wünschte.

Humboldt fühlte alle Schwierigkeiten, die der Beantwortung jeder solchen Frage entgegen stehen, und bat daher den Freund, es ihm zu Gute zu halten, wenn er mehr einer gewissen Divinationsgabe, als einem sicheren Raisonnement folge. Am schwersten, erklärte er in diesem Schreiben vom 16. Okt. (1795), sei das auszusprechen, was Schillern als Dichter charakterisire, obgleich man es bei ihm genauer als bei irgend einem deutschen Dichter fühle. Man könne Göthe z. B. bis auf einen hohen Grad der Wahrheit in seinen letzteren Produktionen mit den Griechen, in seinen früheren mit Shakespeare vergleichen; man habe das letzte auch mit Schiller's früheren Stücken gethan. Diese seien ihm zwar jetzt leider nicht gegenwärtig genug, er sei jedoch a priori von der Unrichtigkeit dieses Urtheils überzeugt. Vorzüglich klar aber sei ihm dessen Dichtercharakter, wenn er ihn gegen die Griechen halte. „Unter allem mir bekannten Griechischen ist keine Zeile, von der ich mir Sie als den Verfasser denken könnte, und zwar liegt der auffallende Unterschied nicht in dem Grade erreichter Vollendung, sondern, man möchte auch darüber, wie man wolle, urtheilen, wieder offenbar in der Gattung. Dennoch finden sich alle wesentlichen Schönheiten der griechischen Poesie innerhalb des Kreises nicht bloß dessen, was Sie von Ihren Arbeiten fordern, sondern auch dessen, was Sie einzeln und bei Einzelnem in so hohem Grade geleistet haben. Was Sie unterscheidet, kann auch nicht irgend einem Einfluß des Nationalcharakters, oder der zufälligen Lage der Litteratur, es kann nur den Fortschritten des Zeitalters beigemessen werden. Es ist Ihnen und nur Ihnen eigen, und ist so innig mit den Forderungen des poetischen Genies verbunden, daß es sogar eine wesentliche Erweiterung desselben ausmacht.

Sie fühlen, was ich sagen will; alle Ihre dichterischen Produkte zeigen einen stärkeren Antheil des Ideenvermögens, als man sonst in irgend einem Dichter antrifft, und als man, ohne die Erfahrung, mit der Poesie für verträglich halten sollte. Ich verstehe aber hierunter gar nicht bloß das, wodurch Ihre Poesie eigentlich philosophisch wird, sondern finde eben diesen Zug auch in der Eigenthümlichkeit, mit der Sie das behandeln, was rein dichterisch, also Künstlererfindung ist. . . Um es in seiner ganzen Allgemeinheit auszudrücken, muß ich es lieber gleichsam einen Ueberschuß von Selbstthätigkeit nennen; eine solche, die sich auch den Stoff, den sie bloß empfangen könnte, noch selbst schafft, aber sich hernach mit ihm, wie mit einem bloß gegebenen verbindet. . . Dies nun drückt Allem, was Ihnen angehört, ein ganz eigenes Gepräge von Hoheit, Würde und Freiheit auf, führt ganz eigentlich in ein überirdisches Gebiet über, und stellt die höchste Gattung des Erhabenen, die durch die Idee wirkt, auf. Darum besitzen Sie einen so intensiv großen Reichthum, bieten dem Leser, wenn ich so sagen darf, überall mehr Tiefe als Fläche, und machen sich mit Einem Wort alle Vortheile zu eigen, welche die innige und durchgehende Verbindung von Ideen mit dem Gefühle, wenn dies nicht dadurch an Wärme verliert, gewährt. Eben daher wird es auch entspringen, wenn man an Ihren Charakteren und Schilderungen, ungeachtet der größten Wahrheit und Consequenz, doch oft wenigstens die Farbe der Natur selbst vermißt hat.

„Nehme ich nun“, fährt er fort, „die dramatische (hier doch eigentlich die tragische oder besser heroische) Poesie . . als die lebendige Darstellung einer Handlung und eines Charakters, als eine Schilderung des Menschen in einem einzelnen Kampf mit dem Schicksal, so finde ich die Eigenthümlichkeit, die Sie charakterisirt, hier in ihrem wahren

Gebiete, da hier die Hauptwirkung durch das Gefühl des Erhabenen geschieht. Alles drängt sich hier dem Moment der Entscheidung entgegen, die Kraft des Geistes und des Charakters muß sich zur höchsten Anspannung sammeln, um die Macht des Schicksals zu überwinden, und sich ganz in sich selbst zurückziehen, um ihr nicht zu unterliegen. Diesen Zustand in seiner ganzen Größe zu schildern, fordert die höchste und reinste Energie des Genies. Das Verhältniß des Menschen zum Schicksal darzustellen, ist eigentlich die Darstellung einer Idee; je selbstthätiger und freier hier das Genie wirkt, je größeren Idengehalt es in das Gefühl zu verweben weiß, desto größer ist die Wirkung. Diese hervorzubringen, halte ich Sie geschaffen; wenn Sie hier Ihren Gegenstand glücklich wählen, so wird Sie hier Keiner erreichen. Die bewundernswürdige Tiefe Ihres Geistes steht hier an ihrer Stelle; es wird eine lyrische Stimmung erfordert, die Ihnen, im Ganzen genommen, mehr, als eine epische, eigenthümlich ist. . . Auf der anderen Seite aber setzt das Dramatische gerade Ihnen große Schwierigkeiten entgegen. Neben dem Erhabenen beruht seine Wirkung auch größtentheils auf dem Rührenden, es fordert mannigfaltig bewegte Leidenschaften und fein nuancirte Empfindungen. Wie viel Sie auch hier durchaus vermögen, haben Sie zur Genüge gezeigt. . . Nur ist aber hier die Frage, nicht sowohl, ob Sie hier der Natur wirklich treu sind, sondern mehr, ob Sie ihr treu zu sein scheinen? . . . Ich habe im vergangenen Winter einmal die weiblichen Charaktere des Carlos sehr genau untersucht und bin nirgends auf etwas gestoßen, was ich nicht wahr nennen möchte, aber es bleibt ihnen ein schwer zu bestimmendes Etwas, ein gewisser Glanz, der sie von eigentlichen Naturwesen unterscheidet. Soll ich mich einmal nicht fürchten, in subtile Hypothesen zu verfallen, so kann ich mir

diese Erscheinung nach meiner Voraussetzung sehr wohl erklären. Wenn es richtig ist, daß Sie der Natur, gleichsam ehe sie vollkommen auf Sie einwirken kann, schon selbstthätig entgegen eilen, wenn Sie nicht sowohl aus ihr schöpfen, als, durch sie begeistert, ihr Bild in sich durch eigene Kraft schaffen, so muß dies da am meisten sichtbar sein, wo die Natur selbst, wenn ich so sagen darf, am meisten Natur ist. . . Charaktere, die Göttern unglaublich gelingen, Götzens Frau, Götz selbst, Klärchen, Gretchen, würden Ihnen große Schwierigkeiten machen.“ Nicht in dieser, sondern in der heroischen Gattung werde Schiller's Stärke ganz sichtbar sein. Auf alle Fälle verdiene es erwogen zu werden, ob nicht die dramatische Poesie, noch mehr als jede andre, verlange, daß der Dichter unmittelbar aus der Natur schöpfe. Wenigstens sei nirgends das Gegentheil, auch nur im kleinsten Grade, so sichtbar. Doch rühre dies vielleicht auch aus einer nicht ganz rein ästhetischen Stimmung, aus einer geringern Empfänglichkeit für die Einwirkung der Kunstform her.

„Verglichen mit der dramatischen, halte ich die epische Poesie nicht so fähig, Ihre ganze Stärke zu entwickeln. . . An sich braucht auch das eigentlich Epische (nicht aber die große Epopöe) eine leichtere, lachendere, mehr malende Phantasie, als Ihnen, in Vergleichung mit der Tiefe der Ihrigen, eigen scheint. Gewiß würden Sie auch hier mit großer Würde auftreten, aber Sie würden eine Ihnen selbst nachtheilige Wahl treffen.“ Daß er an und für sich des Epischen mächtig sei, daran sei nicht zu zweifeln. Vorzüglich in seinen neuern Gedichten, von den „Göttern Griechenlands“ an, sei eine Gattung gegeben, die er allein gestempelt habe, und die mit allem Reichthum epischer Schilderungen den höchsten lyrischen Schwung vereinige. Aber den höchsten Kranz werde doch die dramatische Poesie, und zwar in der einfach heroischen Gattung, darreichen.

Dieses ganze Consilium ist ein Meisterstück. „Es stellt Schiller's wahre, tragische Größe ins Licht, und verschleiert seine Mängel so, daß sie doch kenntlich genug durchschimmern.“ 4)

Demnach gab Humboldt, besonders für den Moment, den Malthesern den Vorzug, auch vor dem Wallenstein, der allerdings an sich bei weitem größer und tragischer sei und auch gewiß in demjenigen Kreise liege, für den Schiller bestimmt sei. Auf alle Fälle müsse er aber im Dramatischen darauf rechnen dürfen, ein Werk ohne Unterbrechung zu vollenden.

Zur Zeit, da Schiller diesen „ihm in jeder Rücksicht interessanten“ Brief erhielt, war er schon in der Arbeit begriffen, sich selbst über die Frage: inwiefern er, bei dieser Entfernung von dem Geiste der griechischen Poesie, noch Dichter sein könne, und zwar noch besserer Dichter, als der Grad jener Entfernung zu erlauben scheine? einen definitiven Aufschluß zu geben, und die Ergebnisse seines Nachdenkens in der berühmten Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung niederzulegen. Schiller war auf das Resultat gekommen, daß ein Produkt immer ärmer an Geist sei, je mehr es Natur sei, und er stellt nun die Frage, ob der moderne Dichter nicht besser thue, das Ideal, als die Wirklichkeit zu bearbeiten und sich auf diesem seinem eignen Gebiete vollkommen zu machen, als in einem fremden, wo ihm alle Bedingnisse ewig fehlen würden, sich von den Griechen übertreffen zu lassen? Diese Frage solle H., noch bevor er die Abhandlung empfangen, beantworten, was dieser in seinem Briefe vom 6. Nov. that. In der Hauptsache ganz einig mit Schiller, will er nicht einmal einräumen, daß dieser so entfernt von den Griechen sei, und will selbst die eigentliche Sprachkenntniß so wenig

4) Schwab, a. a. D., S. 549 — 50.

als wichtigen Maßstab der Vertraulichkeit mit denselben gelten lassen, daß er der Meinung ist, Schiller würde weniger fein und richtig über die Griechen denken, wenn er sie selbst griechisch zu lesen gewohnt sei. Das, wodurch er den Griechen so verwandt sei, sei der reine Dichtergeist, der in ihm nur etwas verstärkt sei, was er mit Schiller Geist nennen wolle, der ihn aber nicht hindere, zugleich ganz, nur nicht bloß Natur zu sein. „Diesen Charakter“, sagt er, „theilen Sie mit allen Modernen, nur ist diese Eigenthümlichkeit in Ihnen 1) stärker, als irgendwo, darum sind Sie, wenn ich so sagen darf, der modernste, 2) reiner (vom Zufälligen am meisten gesondert), und darum nähern Sie allein unter allen mir bekannten Dichtern sich den Griechen, ohne doch einen Schritt aus dem den Neuern eigenthümlichen Gebiete herauszugehen.“ Nachdem er hierauf auf sehr feine Art den Geist der griechischen Dichtung entwickelt und gezeigt hat, wie die Phantasie der Griechen sich durchweg treuer unter der Einwirkung der sie umgebenden Natur hielt und dadurch jene so bewundernswerthe Klarheit, Ruhe und Würde empfing; wie ihr aber auch durch die ebendamit gegebene Befangenheit in den Grenzen einer gewissen Sinnenwahrheit eine Art Dürftigkeit und Ungeistigkeit eigen war, welche den gehaltvollsten Produkten der Neuereu gegenüber fast wie Leere erscheine, — nachdem er dies vorausgeschickt, fährt er also über die Neuereu fort: „In ihnen ist nicht jene Offenheit der Sinne, jenes ruhige Anschauen; die immer nach mannigfaltigen Richtungen ausgebildete Geistesform zeigt sich auf eine hervorstechende Weise. Daher ihr größerer Gehalt; daher aber auch ihre große Verschiedenheit unter einander, da diese Richtungen zufällige und nationale Gründe haben. So ist bei den Italienern und Engländern eine ausschweifende Phantasie, bei den ersteren eine mehr üppige und sinnliche, bei den letzteren

eine mehr tiefe und schwärmende. Bei den Deutschen ist Geistes- und Empfindungsgehalt hervor-
 stechend, und in Ansehung des letzteren ist Göthe, vorzüglich in seinen Theaterstücken, die weder den Griechen noch den Engländern nachgeahmt sind, in *Edmont*, *Faust*, *Tasso* vorzugsweise original. In Ihnen endlich, lieber Freund, ist freilich der Gedankengehalt überwiegend, aber mit Unrecht würde man Sie darauf einschränken. Wenn ich mir Ihre Eigenthümlichkeit, ohne alle die mannigfaltigen Hindernisse, welche Zeit, Gesundheit, Studium und Sprache Ihnen entgegensetzen, denke, so ist Ihre Geistesform reiner und nothwendiger als irgend eine andere gestimmt, und dadurch glaube ich den paradox scheinenden Schatz rechtfertigen zu können, daß auf der einen Seite Sie, da Ihre Produkte gerade das Gepräge der Selbstthätigkeit an sich tragen, das direkte Gegentheil der Griechen, und ihnen doch unter allen Modernen wiederum am nächsten sind, da aus Ihren Produktionen, nächst den griechischen, am meisten die Nothwendigkeit der Form spricht, nur daß Sie dieselbe aus sich selbst schöpfen, indem die Griechen sie aus dem Aublick der gleichfalls in ihrer Form nothwendigen äußeren Natur nehmen. Daher denn auch die griechische Form mehr dem Sinnenobjekt, die Ihrige mehr dem Vernunftobjekt ähnlich sieht, obgleich jene auch am Ende auf einer Vernunftnothwendigkeit beruht, und die Ihrige auch natürlich [aber auch immer zureichend?] zu den Sinnen spricht. Allein sich diesem Ihrem Ideale zu nähern, muß Ihnen ungleich schwerer werden.“ — Noch später spricht H. mit Bewunderung, von der Art, wie dieser ganz moderne Dichter sich den Geist griechischer Dichtung angeeignet habe und führt vor allem die „*Kraniche des Ibycus*“ und „*das Siegesfest*“ als Beleg an,⁵⁾ ohne uns, namentlich bei

5) Vorerinn. zum Briefw. S. 18—21.

dem Iektorn, zu überreden, daß hier in der Behandlung von etwas Griechischem die Rede sein könne. Wir bewundern vielmehr die ganz selbstständige Aneignung griechischer Sagen- und Dichterwelt.

Gespräche mit Göthe brachten Schillern um diese Zeit ernstlich auf den Gedanken, selbst das Griechische zu treiben und er wünschte Humboldt's Rath, wie er es damit am besten anzufangen habe. Den gab dieser auch, bedauerte jedoch schon die Zeit, die darüber verloren gehen würde, und deutete auch dadurch an, wie geringe Frucht er für Schiller von einer Originallektüre erwartete, und wie wenig er ein direktes Einlenken desselben in die classische Bahn wünschte.

Indem er in solcher Weise Wahrheiten erfaßt, die den Kunstrichtern damaliger und späterer Zeit meist entgingen, dabei aber doch über die Forderungen zu sehr hinwegsieht, deren Erfüllung selbst dem genialsten Dichter zugemuthet werden muß, war er doch nicht so blind für diese Richtung eingenommen, daß er auch den theoretischen Folgerungen, die Schiller daraus ziehen wollte, in ganzer Ausdehnung beigestimmt hätte. Dieser sendete ihm die schon erwähnte Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung zum Theil noch im Manuscript zu; den Rest las H. in den Horen, und nun entspann sich abermals eine sehr wichtige Verhandlung. Für Humboldt⁶⁾ war diese Arbeit vom allerhöchsten Interesse, sie berührte die höchsten Punkte ihrer Kunstansicht, sie war von der entschiedensten praktischen Bedeutung, und es war hier von neuem zu bewundern, mit welcher genialer Hand ihr Urheber, der jetzt auch in der Spekulation zur Praxis hinleitete, diese folgenreichen Forschungen bewältigte. H. erkannte sogleich, daß damit eine neue

6) Vergl. die Briefe an Schiller v. 14. u. 18. Dec. 95.

Äpöche der ästhetischen Kritik begonnen habe, daß die hier entwickelten Ansichten eine Revision beinahe aller früheren Kunsturtheile nöthig mache. Den unbestimmten Meinungen habe Schiller eine Sprache geliehen; worüber sich jetzt kaum mit den Eingeweihtesten habe reden lassen, das könne und werde nun Gemeingut werden; ihm selbst habe er fast zu allen Zweifeln, in denen er zuweilen noch in seinem Urtheil über Dichter geschwankt, die Auflösung, und zu seinen Haupturtheilen den bestimmten deutlich ausgesagten Grund gegeben. Das bewunderte er am meisten, daß Schiller die Verschiedenheit der Dichter so unmittelbar aus dem möglichen Umfange des dichterischen Genies, und diesen selbst geradezu aus dem Begriff der Menschheit ableitete. Einer solchen Tiefe und Consistenz könne sich kein bisheriges System der Aesthetik rühmen, ja es sei das größte Wort, was je über die Poesie gesagt worden, daß sie bestimmt sei, der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben. Er stimme in alle Urtheile, die Schiller fälle, gänzlich mit ihm überein; einige seien in der That außerordentlich gelungen, vor allem die Beurtheilung Klopstock's und Göthe's. Voltairen habe auch er nie einen eigentlichen Geschmack abgewinnen können, und über Ardinghello habe er sich schon in Göttingen lebhaft mit Schlegel gestritten. Von den einzelnen Ideen dünkt ihm der von Schiller aufgestellte Unterschied zwischen musikalischer und plastischer Poesie besonders fruchtbar; er fühlte sich dadurch auch in seinen Betrachtungen über griechische Dichtung gefördert.

Nur Einen Einwurf erhob er, und mit diesem traf er zugleich den wesentlichsten Mangel der Theorie des Freundes, ja diese würde durch Beseitigung dieses Mißstandes erst ihre Vollendung und in Folge davon wahrscheinlich die allgemeinere Aufschrift: „über antike und moderne Dichtung“ bekommen haben. H. erinnert nämlich, daß nicht bloß (wie

auch Schiller annimmt) immer von beiden Ingredienzen etwas in jedem Dichter sich befinde, sondern daß auch die naiven Dichter schon im hohen Grade sentimentalisch seien, daß ferner die sentimentalischen Dichter, der Form nach, auch naiv sein müssen, da sie ihre Idee eben auch zu individualisiren verpflichtet seien. Er greift dann besonders die Stelle an die mit der Unterscheidung der absoluten Darstellung und der eines Absoluten schließt. „Hier bin ich zwar,“ sagt er, „mit Ihnen ganz einig, daß der naive Dichter den Gegenstand mit allen seinen Grenzen darstellt, so wie der sentimentale vielmehr alle Gränzen des seinigen entfernt. Aber ich möchte darum nicht sagen, daß die naive Poesie bloß der Form nach, die sentimentale [bloß] der Materie nach ein Unendliches sei.“ Der naive Dichter, und selbst Homer, hat so gut ein Ideal in sich, wie der modernste, aber weil er es nie abgesondert gedacht hat, sondern es noch in der Natur findet, die ihn umgiebt, stellt er es auch in der sinnlichen Gestalt dar, wie es ihm in den Gränzen der Natur erschien. Im sentimentalischen Dichter ist die Absonderung des Ideals von der Wirklichkeit vor sich gegangen, er hat also ein Unendliches der Materie nach, aber er muß doch auch dieses Ideale individualisiren, sonst hört er sogar auf, Dichter zu sein. Ganz einstimmend mit Humboldt, hat schon Hoffmeister ⁷⁾ erklärt, daß beide Dichtungen nicht der Art, sondern nur dem Grad und der Zeit nach verschieden sind. Die alte Poesie mag mehr real, die neuere mehr ideal sein, die Darstellung muß hier wie dort anschaulich und individuell sein, d. h. sie muß das geistige Menschenleben, dieses eigentliche Objekt aller Dichtkunst, dem innern Sinn vorführen. Dann, aber

7) Man vergleiche dessen vortreffliche Entwicklung, a. a. O. III. 74—91.

nur dann, wenn sie auch naiv ist, kann man die sentimentale Dichtung für eine höhere Stufe, ja für den Gipfel der Poesie ansehen, und sie wird diesem Höchsten der Kunst da am nächsten kommen, wo sie, wie es bei Shakespeare und Göthe der Fall, beide Vorzüge in eminentem Grade vereinigt. Es liegt klar am Tage, daß der Irrthum, in welchen Schiller's Theorie verfiel, auf seiner eignen Dichtungsweise ruht und mit allen zusammenhängt, was man an dieser tadeln kann. Vom Dichter Schiller wurde auch Humboldt fortgerissen, gegen den Theoretiker kann er schon entschiedner Stand halten, Schiller vertheidigte zwar seine Darstellung gegen diese Humboldt'schen Einwürfe, aber es glückt ihm nicht, uns für seine Ansicht zu gewinnen. Sie ist durchaus irrig.

Aber auch Schiller entfernte sich mehr und mehr aus seinen Abstraktionen, während Humboldt von diesen Erörterungen nicht abläßt. Er verhandelte nunmehr die Frage, in wie fern die individuell bestimmte Geistesform sich mit Idealität vertrage? und wiederholte den Satz: „daß die Ausbildung des Individuums nicht sowohl in dem vagen Anstreben zu einem absoluten und geistigen Ideal, als vielmehr in der möglichst reinen Darstellung und Entwicklung seiner Individualität bestehe.“ Ernstlich und nachdrücklich nahm er das Individuelle, das Charakteristische gegen das einförmig Allgemeine in Schutz, eine Richtung, die bei ihm, wie wir wissen, nicht neu war, jetzt aber um so wirksamer wieder hervortrat, um gewisse ästhetische Einseitigkeiten, die eignen, wie die des Freundes, zu bannen. Schiller erklärte auch, nach kurzem Bedenken, daß diese Idee von einer unabsehbaren Consequenz für alles Moralische und Aesthetische sei, und wünschte, H. möchte dieselbe in einer ausführlicheren Charakteristik der griechischen Götterideale, wozu er in den Horenaufsätzen schon den Anfang gemacht hatte, weiter nachgehen.

Schiller's Mittheilungen bezogen sich von nun an fast nur auf seine poetischen Vorhaben. Ein Hauptplan, mit dem er sich damals noch trug war eine Art Fortsetzung des „Reiches der Schatten“: die Vermählung des Hercules mit der Hebe, die er als Idylle behandeln wollte. Diesen Plan, bei dem es dem Dichter mit Recht schwindeln konnte, kündigte er dem Freunde in Tegel als ein Höchstes an, das er, gleichsam als Abschluß der Ideendichtung, wagen wolle. Hier blieb es aber auch beim Plane. Die Xenien nahmen ihn bald ganz in Anspruch, und auch von diesem, dem ersten mit Göthe begonnenen Unternehmen, gab er (4. Jan. und 1. Febr. 1796) dem Freunde vertrauliche Kenntniß. Anfangs wollte er sogar, daß Dieser und Körner die vorhandene Epigrammenmasse fortiren und etwa ein Drittel für den Almanach auslesen sollten. Noch im Sommer⁸⁾ hatte er die Absicht, H. die Xenien wenigstens im Manuscript zukommen zu lassen, ohne daß diesem daraus eine Spur werden sollte; wer der Verfasser jeder einzelnen sei. Aber auch daraus wurde nichts; eine nähere Mitwissenschaft hätte hier auch wirklich manches Unangenehme gehabt. — Während dieses halbpoetischen Zwischenspieles faßte Schiller schon ernsthaft den Entschluß, auf die Bahn zurückzukehren, auf welcher er schon in früher Jugend so viel geleistet und die ihm Humboldt so dringend empfohlen hatte — zur Tragödie. Nur im Gegenstande ging er von H.'s Votum ab, denn er wählte nicht die Maltheser, sondern Wallenstein, und legte schon, nicht nur durch diese Wahl, sondern zugleich durch ganz entschiedene Erklärungen gegen seinen bisherigen Rathgeber, an den Tag, daß er es jetzt auf eine viel realistischere Behandlung, viel feinere Charakterdarstellung und einen entschiedeneren Wettkampf mit Göthe ab-

8) Schiller's und Göthe's Briefw. II. 68 (27 Juni).

gesehen habe, als H. nur irgend erwartet haben mochte. Wie sehr war Schiller unter diesen Verhandlungen fortgeschritten! Der Brief vom 21. März gehört zu dem Besten, was er jemals über sich selbst gesagt hat. Bis zu H.'s Rückkehr nach Jena hofft er mit dem Plane ziemlich zu Stande zu sein, womit die interessanteste Unterhaltung schon im Voraus verkündet war.

Mit Göthe war auch schon ein Briefwechsel im Gange. „Göthe,“ sagt Humboldt im Dec. 1795 zu Schiller, „leibt und lebt in seinen Briefen, so wie man ihn im Gespräche sieht. Manchmal ist mir das schon äußerst frappant gewesen.“ — Schiller hatte, gleich im ersten Briefe nach H.'s Abgang von Jena, diesem den Plan des Faust exponirt, wie ihm Göthe denselben mitgetheilt. Auf diesen Brief, den wir schmerzlich vermiffen, erwiedert Humboldt: „Für die ausführliche Nachricht von Göthe's Faust meinen herzlichsten Dank. Der Plan ist ungeheuer; Schade nur, daß er eben darum wohl nur Plan bleiben wird.“ Wir wären begierig zu wissen, wie er (1833) die dennoch bewirkte Ausführung angesehen haben mag? — Von Göthe's Dichtungen dieser Zeit gewährten ihm, nächst dem Meister, besonders die Beiträge zum Schiller'schen Musenalmanach, zwar nicht gleichen, der „Besuch“ und die „Meeresstille“ aber, so wie die Venetianischen Epigramme um so größeren Genuß. Die letztern las er mit wiederholter Freude. „Sie zeichnen den Göthe'schen Charakter sehr in seinen wesentlichsten und gefälligsten Zügen.“ Das Märchen (am Schlusse der Unterhaltungen der Ausgewanderten) hielt er für ganz vorzüglich, und es ärgerte ihn, daß die Leute für ein leichtes schönes Spiel der Phantasie so wenig Sinn haben. „Es strahlt ordentlich hervor. Es hat alle Eigenschaften, die ich

von dieser Gattung erwartete, es deutet auf einen gedankenvollen Inhalt hin, ist behend und artig gewandt, und versetzt die Phantasie in eine so bewegliche, so oft wechselnde Scene, in einen so bunten, schimmernden und magischen Kreis, daß ich mich nicht erinnere, in einem deutschen Schriftsteller sonst etwas gelesen zu haben, das dem auch nur von fern ähnlich käme.“ (H. an Sch., 20. Nov. 95).

— Ganz außerordentlich befriedigte ihn die Idylle: Alexis und Dora. Göthe theilte das Belobungsschreiben, das er von H. erhalten hatte, auch Schillern mit, und fügte bei (1. Juli. 96): „Sowohl das viele Gute, was er sagt, als auch die kleinen Erinnerungen nöthigen mich auf dem schmalen Wege, auf dem ich wandle, desto vorsichtiger zu sein.“ Schiller fand, daß H. sehr viel Wahres über das Gedicht gesagt habe. Einiges schien er ihm jedoch nicht so empfunden zu haben, wie er selbst es empfand. So sei die treffliche Stelle: „Ewig sagte sie leise“ — nicht sowohl ihres Ernstes wegen schön, der sich von selbst verstehe, sondern weil das Geheimniß des Herzens in diesem einzigen Worte auf einmal und ganz, mit seinem unendlichen Gefolge, herausstürzt. Ganz richtig. „Die Kleinigkeiten, die er tadelt,“ sagt Schiller noch, „verlieren sich in dem schönen Genuß des Ganzen; indessen möchte doch einige Rücksicht darauf zu nehmen sein, und seine Gründe sind nicht zu verwerfen. Zwei Trochäen in dem vordern Hemipentameter haben freilich viel Schleppendes, und so ist es auch mit den übrigen Stellen. Der Gegensatz mit dem für einander und an einander ist freilich etwas spielend, wenn man es strenge nehmen will; und strenge nimmt man es gern mit Ihnen.“ Da das Gedicht noch ungedruckt war, konnte Göthe noch vor der ersten Publikation desselben das Anstößige entfernen; den etwas spielenden Gegensatz hat er doch stehen lassen, ich glaube, mit Recht.

In H.'s eignen Vorhaben und Unternehmungen dieser Zeit machen sich, wie wir schon angedeutet, mehr Pläne und Vorarbeiten bemerklich, als wirkliche Ausführungen. Lebte er doch manche Zeit beinahe nur für Schiller! Doch auch die Vorfälle sind interessant genug, und wir berühren sie flüchtig. Schon von Jena nahm er den Plan mit, Bossens Louise zum Gegenstand von Betrachtungen zu machen. Vermuthlich sollte es ein kleiner Horenaufsatz werden. Schiller fürchtete fast, sie würden bei dieser Materie, die er im Aufsatz über naive Dichtung auch berührte, einander ins Gehege kommen. H. erklärte aber, er werde sich gern auf das Gebiet der Idylle beschränken und dachte darauf, die Idyllendichter mehrerer Nationen hineinzuziehen, wobei er Gelegenheit hätte, seine „Grille“ von der Aehnlichkeit der Griechen und Deutschen ins Licht zu setzen. Es wurde aber so wenig daraus, als aus der Beurtheilung des Reinecke Fuchs von Göthe, wozu ihn Schiller anreizte, damit etwas Ordentliches über dieses Werk in der Allg. Litteraturzeitung gesagt würde. Schiller wollte sie, da sie in ihren kritischen Grundsätzen so sehr harmonirten, als die seinigen in die Litteraturzeitung geben. Aber am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn ein Horenaufsatz daraus entstanden wäre. H. theilte dem Freund (2. Febr. 1796) sogleich sehr treffende Ansichten über den Fuchs mit, kam aber doch nicht zur Ausarbeitung. Allem, was ihm schon längst über die epische Dichtung auf dem Herzen lag, wurde erst Luft, als Göthe's Hermann geboren war. Ein andermal drückte Schiller den Wunsch aus, H. möchte etwas zur Erklärung des Reiches der Schatten,¹⁾ etwa in einem Aufsatz für Genz's Monatschrift ins Publikum schicken. Er machte den Vorschlag ganz unmaßgeblich, doch

1) Es bedurfte also doch der Erklärung, selbst für die bessere Leserklassen!

H., obschon nicht abgeneigt, fand es sonderbar als Commentator Schiller's auftreten zu sollen. So unterblieb es zuletzt.

Ernstlicher wurden die Pläne und Arbeiten gehegt, die auf das Alterthum Bezug hatten. Zwar, was er aus Aristophanes übersezte, blieb nur Bruchstück, so wie sich auch später Schiller noch an einem allerliebsten „Fragment“ ergötzt, das H. dagelassen hatte und das auch Göthen mitgetheilt wurde.²⁾ Seit dem Spätjahr 1796 aber trug H. sich mit der Idee, in einem besondern Aufsatze ein Bild des griechischen Dichtergeistes mit wenigen charakteristischen Zügen und mit einigen hervorstechenden Beispielen zu entwerfen. Er hatte, wie er selbst sagt (Br. an Sch. 6. Nov. 1795) damals fast sämmtliche griechische Dichter mehr als Einmal und mit großer Sorgfalt gelesen. Das Thema war eigentlich eine Charakteristik des griechischen Geistes überhaupt, traf also beinahe mit dem Haupttheile des Werkes zusammen, das er sich vor Jahren zu liefern vorgesetzt hatte.³⁾ Um aber nicht gleich etwas zu Großes zu beginnen, wollte er zunächst nur den dichterischen Geist der Griechen vornehmen und damit es nicht werde wie mit dem Horenaufsatz, der auch, statt eine Reihe projectirter Aufsätze anzufangen, sie hätte beschließen sollen, wollte er diesmal zuerst an den beschreibenden Theil gehen und die Resultate nach und nach zu einer größeren Allgemeinheit zusammenziehen. Und ob zwar eigentlich die epische Poesie vorangehen sollte, beschloß er doch, weil vom Homer gerade jetzt so viel gesprochen sei, mit der lyrischen anzufangen. Da habe er auch das meiste vorgearbeitet. Dieser Theil solle wieder in drei Hauptmassen zerfallen, und Pindar die Grundlage

2) Briefw. zw. Sch. u. G., III. 52—53. 60.

3) Siehe oben S. 229.

bilden. Auch auf die römischen und neuern Hauptdichter werde in Contrast und Aehnlichkeit Rücksicht genommen werden. Die Hauptschwierigkeit bleibe immer die philosophische Theorie der Dichtwerke, die weder in den Köpfen der Leser, noch in Büchern bestimmt vorhanden sei, die man zum Theil erst auffinden und dann auf ungezwungene und präcise Weise der Arbeit einflechten müsse. In diesem Theile sei ihm aber durch Schiller schon unglaublich vorgearbeitet. Schiller nahm diesen H.'schen Vorsatz mit großer Freude auf, auch der Horen wegen, und trieb, indem er sofort einzelne Vorschläge und Winke beifügte, lebhaft zur Ausführung an. Schwerlich aber dürfte mehr als eine Schilderung Pindars ausgearbeitet worden sein. Zum Druck gelangte nichts davon; wir müssen die einzelnen herrlichen Schilderungen, die sich in seinen Schriften zerstreut finden, als einigen Ersatz betrachten, der freilich nach dem Ganzen nur desto lüfterner macht.

Nicht sowohl den Plan einer eignen Arbeit, als vielmehr den Stoff zu einer ganzen Reihe Aufsätze Mehrerer entwickelte H. in seinem merkwürdigen Schreiben an Schiller vom 2. Febr. 1796. Es schien ihm jetzt, gegen das Ende eines Jahrhunderts, an der Zeit, Rechnung über die Fortschritte zu halten, die der menschliche Geist und Charakter gemacht hatte, und die er erst noch machen müsse. In diesem Sinne breitet er, nur so gelegentlich, gleich die Grundgedanken einer Philosophie der Geschichte aus, indem er von dem Satz anhebt, daß aus der ganzen Geschichte der Menschheit sich ein Bild des menschlichen Geistes und Charakters ziehen lasse, zu welchem alle Jahrhunderte und Nationen mitgewirkt haben. Dieses Bild sei eigentlich das Höchste, was den Menschen, als denkendes und freihandelndes Wesen, interessire, das letzte Resultat all unsers Denkens und Thuns, und für den Menschen, der blos seiner Bildung lebe, der eigentliche Zweck aller Thätigkeit. All sein Streben müsse

darauf gerichtet sein, dieses Gesamtbild mit der Wirklichkeit zu vergleichen und daraus praktische Vorschriften und Maximen zu ziehen. Wollte man in solcher Weise auf das letzte Jahrhundert zurückblicken, so würde man nach allen Richtungen hin den reichsten Stoff zur Untersuchung finden. Der baarste Gewinn lasse sich diesmal im Reiche der Wissenschaften aufzählen. Im Gebiete der Kunst und der Sitten müsse man mehr die einzelnen Künstler und Menschen aufführen, die durch die That den bisherigen Begriff erweitert hätten, z. B. nachweisen, von welchen neuen Seiten Schiller die lyrische Dichtkunst gezeigt, welch' eine Erweiterung in einem anderen Gebiete Göthe sei u. s. w.

Am Schlusse dieses herrlichen Briefes zieht er noch eine der Ideen hervor, die er sich selbst aus dem Gesamtbild der Menschheit schon lange entnommen hatte, einen Gedanken von weitaussehender Entwicklung und Anwendung, der uns so recht in die Mitte des Humboldt'schen Ideenlebens versetzt „Es gibt,“ sagt er, „ein doppeltes Leben für den Menschen, eins in bloßer und der höchsten Thätigkeit, mit der er strebt etwas zu erfinden, zu schaffen oder zu sein, was theils ihn selbst überleben, theils schon dadurch, daß es eine Zeit lang durch ihn still mithandelt, auf den menschlichen Geist überhaupt erweiternd wirkt; ein anderes in bloß ruhiger Freude und heiterem Genuß, wo der Mensch sich begnügt glücklich und schuldlos zu sein. In beiden ist ein fester Zweck und eine sichere Belohnung. Nur Eine Art des Lebens, die dritte noch mögliche, ist fatal, und doch (und gerade dies zeichnet auch unser Zeitalter aus) so häufig, diejenige, die, ohne wenigstens überwiegenden Genuß, bloß Arbeit giebt, und wo die Arbeit nur dazu dient, das Bedürfniß zu befriedigen. Daher ja auch im Privat- und politischen Leben alles darauf ankommt, die Gegenstände des Bedürfnisses zu vermindern, und die des Genußes und der freien

Ehätigkeit zu vermehren. Mich selbst, leugne ich nicht, prüfe ich immer nach diesen drei Rücksichten, und nur nach ihnen kann ich ganz meine Rechnung mit mir und dem Zufall halten, der jeden Menschen umherwirft.“

Dem Druck übergab er während dieser Zeit: 1) die Uebersetzung von Pindars vierter Pythischer Ode, nebst Einleitung und Anmerkungen.¹⁾ Er hatte sie schon in Auleben gemacht,²⁾ und überließ sie, da er nicht mehr daran dachte, den Pindar ganz zu übersetzen, Geng, auf dessen Andringen, für die Neue deutsche Monatschrift, Nov. 1795.³⁾

2) Eine Beurtheilung des Schillers Musenalmanachs für 1796. Sie steht in der Allgemeinen Literaturzeitung vom 31. Mai 1796. Es war billig, daß er, der so viel für das Gedeihn dieses Almanachs gethan hatte, nun auch als Recensent desselben auftrat. Welch' herrliche Zeit, die damalige, wo Schiller einen Almanach herausgab, Göthe das Beste beisteuerte, was er bieten konnte, und Wilhelm von Humboldt ihn ausführlich recensirte! Die Kunde, daß Lezterer der Verfasser dieser Beurtheilung war — es ist nämlich der einzige Schiller'sche Musenalmanach, der in A. L. Z. besprochen wurde! — beruht allerdings nur auf einem beiläufigen Zeugniß A. v. Chamisso's.⁴⁾ Allein es bedarf wohl auch einer weiteren Beglaubigung nicht, da der Inhalt der Recension kenntlich genug für Humboldt's Autorität spricht. Die darin enthaltenen Ur-

1) Am Schluß machte er auf eine Darstellung der Pindarischen Sylbenmaße Hoffnung. Hermann und Böckh kamen ihm in dieser Arbeit zuvor.

2) S. oben S. 242—43.

3) Jetzt in den ges. Werken, II. 297—328.

4) S. Barnhagen's Denkw. IV. 273.

theile stimmen nämlich fast durchgängig und einige Mal beinahe wörtlich mit den Aeußerungen überein, die er schon in den Briefen an Schiller abgegeben hatte. Nur gestehe ich gern, daß mir die brieflichen Urtheile lieber sind, sie sind fest und frei, die muthigen Kinder augenblicklicher Eingebung; in der Recension ist er zu rücksichtsvoll, selbst gegen die kleinen Geister, und es scheint sogar, als wenn er noch eine gewisse Scheu gehabt, das öffentlich zu besprechen, was er kurz zuvor im Verkehr mit den großen Dichtern mündlich oder schriftlich berührt hatte. Unter den Beiträgen Schiller's rühmt er natürlich die „Macht des Gesangs“ am meisten, unter den Göthe'schen gibt er dem „Besuch“ den Vorzug, der „von der feinen Empfindungsweise des Dichters den reinsten Abdruck angenommen habe.“ Zuletzt bespricht er das „Köstlichste der ganzen Sammlung,“ Göthe's feine Gedankenspiele, die „Epigramme aus Venedig.“ „Jeder schöne Reflex, den irgend ein lichter Strahl auf der hellen Spiegelfläche des Dichters erzeugt, ist hier durch Zauberei in das angenehmste Farbenspiel verwandelt, woran sich das Auge des Kenners nicht genug ersättigen kann.“ Nachdem er eine Anzahl der schönsten Stücke herausgegeben, einige auch als minder gelungen bezeichnet hat, spricht er noch besonders von der rhythmischen Schönheit dieser kleinen Gedichte, „welche unsrer Sprache griechischen Wohlklang geben müßten, was auch der Verfasser in seinem 29. und 76. Epigramm mit Recht von ihrer Sprödigkeit sage.“

Da Humboldt diese Gegenden bald auf längere Zeit zu verlassen gedachte, machte er im Sommer (1796) noch einen kurzen Ausflug in das nördlichere Deutschland. Schiller war darüber verwundert. „Humboldt“, schreibt er 8. Aug. an Göthe, „hat eine große Reise nach dem nördlichen

Deutschland bis auf die Insel Rügen angetreten, wird die Freunde und Feinde in Gütin und Wandsbeck besuchen und uns allerlei Kurzweiliges zu melden haben. Ich konnte nicht begreifen, was ihm auf einmal ankam, sich dorthin in Bewegung zu setzen.“ — Das Interesse, welches ihn dahin zog, liegt so fern nicht.¹⁾ In Hamburg wohnte Klopstock, in Gütin Boß — also diejenigen, welche, von ihren sonstigen Verdiensten abgesehen, grammatische und metrische Studien unter uns begründeten, und von denen der Letztere die höhere Uebersetzungskunst ins Leben gerufen hatte.

Ueber den Erfolg der Reise schrieb H. ausführlich an Wolf (20. Sept.).²⁾ Er war mit seiner Frau fünf Tage in Gütin gewesen und den ganzen Tag bei Boß. „Wir haben ihn außerordentlich liebgewonnen, und auch ihm schienen wir zu gefallen.“ Boß litt nur sehr am Ohrensausen, was die Unterhaltung ein wenig störte. Ihre Gespräche berührten vor allem die Uebersetzungskunst, namentlich das Kapitel über Sprachneuerungen,³⁾ außerdem aber die Wolf'sche Hypothese über Homer.⁴⁾ „Ich habe“, sagt H. in obigem Schreiben, „mit ihm über die interiora seiner Eigenthümlichkeiten äußerst frei, und ohne allen Rückhalt gesprochen, ob ich gleich, wie Sie wissen, gar kein eigentlicher Anhänger seiner sogenannten (denn er widerspricht dem Ausdruck) Sprachneuerungen bin. Ich bin über nichts fast eigentlich einig mit ihm geworden, aber ich habe auch nur gesucht, mich ganz und gar in seinen Gesichtspunkt zu versetzen, und dies ist mir, glaube ich, in hohem Grade gelungen. Ich glaube ihn jetzt zu verstehen, und dies ist nicht leicht. Wenigstens ist's nicht leicht, bis es einem ge-

1) Siehe S. 246—47.

2) Siehe den Brief bei Barnhagen, Denkw. IV. 310 ff.

3) Vergl. oben S. 250.

4) Siehe oben S. 235.

lingt, in den Mittelpunkt seiner Ansichten einzudringen. Denn es ist eine überaus merkwürdige Einheit in seinem Wesen, seinen Gedanken und seinen Arbeiten. Meine vorigen Ideen über ihn habe ich sehr berichtigt. Ich habe ihn ungleich feiner, zarter und, ich möchte sagen, poetischer gefunden, als ich mir vorgestellt hatte. . . . Den vorzüglichsten und vortheilhaftesten Eindruck hat auf uns Voß' Charakter und häusliches Leben gemacht. Er ist im genauesten Verstande des Wortes brav und edel, und in sehr hohem Grade noch außerdem liebenswürdig."

Auch Klopstock war damals höchst angelegentlich mit Wolf's Prolegomenen beschäftigt. Schade, daß H. nichts Weiteres über dessen Persönlichkeit und diesen Besuch beifügt. Daß die grammatischen Studien der Hauptgegenstand der Unterhaltung waren, deutet Klopstock selbst in einem demnächst zu erwähnenden Briefe an.

Humboldt's Besuch hatte diesen nordischen Geistern große Freude verursacht. Bei Voß war er zugleich mit Spalding, dem Berliner Philologen, eingetroffen: „Spalding“, so schreibt Voß 2. Dkt. (96) an F. A. Wolf, „war unter den zahlreichen Besuchern, die mich diesen Sommer bald erfreuten, bald beschwerten, mit dem trefflichen Humboldt und seiner geistreichen bescheidenen Frau, mit einer der köstlichsten. So wahrhaft! so theilnehmend! so voll Liebe für einen Gegenstand, den er einmal auswählte.“⁵⁾

Schon im J. 1794 waren Klopstock's „grammatische Gespräche“ erschienen, im J. 1797 erschien unter dem Titel: „Fragmente“ eine Fortsetzung derselben. Wie willkommen mochte ihm in dieser Zeit ein Mann wie H. erscheinen! Welche interessante Unterhaltungen konnten sie über den Genius der griechischen und deutschen Sprache führen! Den 9. Mai

5) Briefe von Joh. H. Voß. Her. v. Abr. Voß. B. 2. Halberstadt, 1830. S. 234—35.

des folgenden Jahres (97) fügte Klopstock, der bekanntlich wenig correspondirte, einem Schreiben an Böttiger in Weimar, der damals den Mittelsmann zwischen ihm und Wieland machte, zugleich einen Gruß an Humboldt bei. „Ich habe“, schrieb er, „den ältern Humboldt zu meinem nicht kleinen Vergnügen kennen gelernt. Sie sind nahe Nachbarn, und so sehen Sie sich wohl.“⁶⁾ Ich bitte Sie, ihm die überschickten Zusätze zu den grammatischen Gesprächen zu schicken. Fragen Sie ihn, den scharfen Forscher, in jeder Sprache zugleich, ob er etwas in der griechischen Sprache kenne, welches dem zu vergleichen sei: daß unsere Sprache durch das Wörtchen aus und seine Stellung sagen kann, daß der Hund und der Hahn mitlachen?“ Ganz Klopstock! H. mag wohl erwiedert haben, daß die griechische Sprache Ausdrücke habe, die unserem „Auskrähen“ und „Ausbellern“ ganz analog seien.⁷⁾

Goethe war sehr begierig zu erfahren, was für Nachrichten von dieser Reise eingehen würden, und vielleicht zu hören, wie Graf Stolberg, der kürzlich das bekannte Auto da Fe mit Wilhelm Meister vorgenommen hatte, sich mündlich geäußert haben möge. H. sparte aber seine Novitäten für die mündliche Unterhaltung auf, so daß Schiller (23ten Okt.) nur so viel melden kann: „Stolbergen, schreibt H., habe er in Cutin nicht gefunden, weil er gerade in Kopenhagen gewesen sei, und von Claudius wisse er durchaus nichts zu sagen.“

6) Zwischen Humboldt und Böttiger fanden gewiß nur sehr äußerliche Berührungen statt. „Böttiger“, sagt H. einmal in einem Briefe an Wolf, „hat kürzlich eine Abhandlung bei Goethe gelesen, die ein wahres Böttigerisches Meisterstück sein soll, eine wahre Karrikatur und Parodie Ihrer Prolegomenen, voller Blumen und Schnörkel.“

7) Mitgetheilt in K. A. Böttiger's Aufsatz: Klopstock und Wieland. Bruchstück aus Wieland's Denkwürdigkeiten vom J. 1797 — im deutschen Museum von Fr. Schlegel, B. 4, 1813, Juli.

Der Gesundheitszustand von Humboldt's Mutter mochte sich inzwischen etwas verbessert haben, wenn er auch keine Dauer versprach. H. entschloß sich, nun wieder nach Jena zu gehen und meldete den Freunden, die ihn längst erwarteten, daß er Anfang November daselbst eintreffen wolle. „Auf Humboldt's Ankunft“, schrieb Göthe (19. Dkt.) an Schiller, „freue ich mich recht sehr. Sobald er da ist, besuche ich Sie wohl einmal, wenn es auch nur ein Tag ist.“ Und sendet für ihn, wie zum Empfang, indeß den eben erschienenen letzten Theil des Wilhelm Meister. Worauf Schiller erwiedert: er freue sich auch darauf, wieder eine Weile mit Humboldt zu leben. (23. Dkt.)

Che H. von Berlin abreiste, war schon der Xenien-Almanach daselbst verbreitet worden. „Humboldt“ — schreibt Schiller in demselben Briefe an Göthe — „ist von unserm Almanach nicht wenig überrascht worden und hat recht darin geschwelgt; auch die Xenien haben den heitern Eindruck auf ihn gemacht, den wir wünschen. Es ist mir wieder eine angenehme Entdeckung, daß der Eindruck des Ganzen doch jedem liberalen Gemüth gefällig und ergötzlich ist. In Berlin, schreibt er, sei zwar großes Reißen darnach, aber doch habe er nichts, weder Interessantes noch Kurzweiliges, darüber erfahren. Die Menschen kämen entweder mit moralischen Gemeinplätzen angestochen, oder sie belachen alles ohne Unterschied wie eine litterarische Haze. Unter den vordern Stücken, die er noch nicht kannte, hat die Eisbahn von Jhnen und die Musen in der Mark ihn vorzüglich erfreut; von mir die Geschlechter, der Besuch, und vor den Tabulis votivis hat er, wie auch Geng, einen großen Respekt; aber eine Auseinandersetzung unsers beiderseitigen Eigenthumes an diesen gemeinschaftlichen Produktionen findet er sehr schwer.“

Frau v. Humboldt, mit den Kindern, langte etwas

früher in Jena an. Er selbst blieb noch einige Tage bei Wolf in Halle, und wäre beinahe mit Reichardt, dem in den Xenien so schrecklich Gegeißelten, in Jena eingetroffen, wenn er sich ihm nicht mit List entzogen hätte. Göthe, der besten Humors war, erwiedert auf alle diese Nachrichten: „Es ist lustig, daß wir durch Humboldt den Rumor erfahren, den der Almanach in Berlin macht; er wird nun auch erzählen können, wie es in Halle ausseht.“

Den 1. Nov. traf H. in Jena ein. Schiller meldet es sogleich dem Genossen in Weimar. „Er freut sich gar sehr auf Sie. Er ist wohl und heiter, seine Frau aber, die schwanger ist, befindet sich nicht zum besten.“ Nun konnte H. ausführlicher von dem gewaltigen Aufsehen, das die Xenien in Berlin wie in Halle hervorgebracht hatten, erzählen, Urtheile und Vermuthungen Einzelner berichten, und somit einen unendlichen Stoff der Ergözung und Unterhaltung liefern; dagegen ihm die Freunde manche Einzelheit aufhellen mochten, die auch der Eingeweihte so leicht nicht errathen konnte.

Von dem Erscheinen der Xenien datirt ein neuer Census in unsrer Litteratur. Es war gleichsam der Schutt hinweggeräumt, der die gediegensten Standbilder den Augen der größeren Masse entzogen hatte. Schiller und Göthe hatten ein weithin dröhnendes Signal ihrer Verbindung gegeben; die schwachen und platten und obskuren Geister spritzten noch einmal, plump oder giftig, ihren Unmuth von sich, aber ihre Herrlichkeit ging zu Ende. Allerdings war dabei manches gar zu verletzende Wort gefallen und mancher Edle auch hatte einen Schlag bekommen. Auch die Duumvirn bekamen manches Bittere zu hören, so daß sie im ersten Tumult sich jedes achtungswerthen Beifalls doppelt erfreuen mußten. Beide Humboldt, Wolf, Körner, selbst einige der ältern Generation, wie Viester, Klein u. erklärten sich beifällig;

dem romantischen Nachwuchs war es ohnehin ein erwünschter Vorgang. Dieser Umschwung war insonders Göthe erfreulich; um diese Zeit war es, wo er Schilleru schrieb, wie erquicklich ihm in seiner jetzigen Lage das innige Verhältniß zu Körner und Humboldt sei (12. Nov.).¹⁾ Er habe zwar keine Hoffnung, in der ersten Zeit von Weimar abzukommen. Und doch komme er vielleicht einen Tag, um Humboldts zu begrüßen, und manches zu besprechen.

Göthe trug nämlich noch etwas Andres am Herzen, was er Humboldt mittheilen wollte und wofür er dessen Theilnahme absonderlich wünschte. Er hatte auf dem Gipfelpunkt seiner Künstlerreise, gleich nach Beendigung des Meister, zur Ueberraschung der Freunde, wieder ein neues Werk begonnen — das epische Gedicht Hermann und Dorothea. Drei Tage nach obiger Begrüßung des Ankömmlings schreibt er an Schiller: „Die drei ersten Gesänge meines epischen Gedichts sind fleißig durchgearbeitet und abermals abgeschrieben. Ich freue mich darauf, sie Humboldts gelegentlich vorzulesen.“

Vom Nov. 1796 bis Ende April des nächstfolgenden Jahres dauerte Humboldt's zweiter Aufenthalt zu Jena. In der beschriebenen Weise ging das Leben fort. Schiller's Schwägerin, die eine Reihe Jahre in Schwaben verbracht hatte, kam endlich auch wieder in die Nähe der Freunde. Sie heirathete Schiller's Jugendfreund, W. v. Wolzogen, der jetzt als Kammerherr in Dienste des Herzogs von Weimar trat. Im Humboldt'schen Hause fand sich bald noch ein Dritter ein, der brandenburgische Edelmann Wilhelm von Burgsdorf (bekannt als Freund und Gönner Tieck's). Er war auch Humboldts sehr befreundet, und jetzt eine längere Zeit ein Mitgenosse ihres dortigen Lebens. Er hat

1) Siehe S. 342.

einer Freundin (Nahel) in Berlin von diesem Zusammenleben umständlich Kunde gegeben. Diese Briefe¹⁾ sind auch für uns von Interesse. Schon im November war er in Jena eingetroffen. Wir übergehen, was er, als eifriger Verehrer der Frau v. Humboldt, von deren Liebenswürdigkeit sagt, und entheben nur Folgendes.

„Ich logire hier im Hause,“ schreibt er, „ein paar Schritt von der Stube, wo alles vorgeht, und werde sehr hübsch gehalten. Sehr schönes silbernes Waschgeschirr, seidne Bettdecken, so geht es mir.“ Dann beschreibt er das Zusammenleben mit Schiller, eine Schilderung, die wir schon (S. 358) gelesen haben. „Nach dem Schiller wird noch einen Augenblick Poffen getrieben und dann zu Bett gegangen. Den Vormittag ist man meist allein, und jeder treibt das Seinige. Guter Kaffee und Thee macht hübsche Zeitabschnitte im Nachmittage. Zum Thee kommt meist die Schiller mit ihrem sehr hübschen Jungen.“ Und am Abend sind sie wie immer bei Schillern.

„So ging das Leben schon ganz ordinair seinen Gang mit mir; — man ging nicht leicht zu Bett, ohne nicht noch vorher einmal für die Erhaltung der theuern Mutter in Berlin gebetet zu haben — als plötzlich gestern (20. Nov.) die Stafette die Nachricht ihres Todes brachte. Die Stafette ging sogleich weiter an Alexander Humboldt [nach Bayreuth]; auf den kommt es an, ob Humboldt jetzt gleich nach Berlin kömmt oder nicht. — Sonst blieb alles in seinem Gleise, wir waren gestern Abend gleich darauf bei Schiller. Morgen reist die Frau von Wolzogen ab [auf kürzere Zeit], und wir begleiten sie bis Erfurt und bleiben da einige Tage. Die kleine Reise wird allerliebft sein. Göthe sehe ich wahrscheinlich noch

1) Mitgetheilt in Barnhagen's Bildnißgalerie, I. 113—18.
Schleifer, Grinn. an Humboldt I.

nicht diesmal. In Erfurt aber alle Figuren, unter denen das Mädchen bis zur Frau aufgewachsen ist, Papa, französische Mademoiselle, die Stuben, alles. Ich freue mich sehr darauf, den Coadjutor zu sehen. Ende der Woche sind wir wieder zurück.“

Die Reise nach Berlin wurde jetzt nicht angetreten, der Ausflug nach Erfurt aber ging wirklich vor sich. Schon auf dem Hinweg sprach H. bei Göthe ein; und zur Zusammenkunft auf der Rückreise lud Göthe auch Schiller und dessen Frau ein. Dieser aber, über Wallenstein brütend, konnte nicht kommen. Am 30. Nov. berichtet ihm Göthe: mit Humboldts habe er gestern einen sehr vergnügten Tag zugebracht, dabei auch bis gegen Mittag die Hoffnung unterhalten, ihn bei sich zu sehen.²⁾ Die Schlußdebatten über Wilhelm Meister waren eben der Gegenstand regster Unterhaltung.³⁾ Ende November waren Humboldts von dieser kleinen Reise zurück.

In der nächsten Zeit gewährten dem Weimar-Jenaischen Kreise zwei ausländische Geisteswerke, die eben ans Licht getreten waren, spezielles Interesse: Diderot's, für den Dichter und Kunstforscher überhaupt so gehaltreiche, „Versuche über die Malerei“ und die Schrift der Frau v. Staël „über den Einfluß der Leidenschaften“, welche letztere Göthe im Auszug für die Horen übersetzen wollte. Er bat dieserhalb Schiller und Humboldt, das Werk mit dem Bleistift in der Hand zu lesen und anzustreichen. Seine Auswahl erhalte dadurch eine schnellere Bestimmung.⁴⁾

Im Januar 1797 ward Frau v. Humboldt von einem zweiten Sohne entbunden, der den Namen Theodor erhielt.

2) Briefw. zw. Sch. u. G., II. 267, 269, 270, 275.

3) Siehe oben S. 371—73.

4) Briefw. zw. Sch. u. G., II. 282—3.

Die Wöchnerin war sehr leidend. Gleich zu Anfang des Jahres langte endlich Alexander v. H. bei den Seinigen an und blieb bis zum Frühjahr bei ihnen. Er war schon ganz erfüllt von den Plänen zur großen westindischen Reise. Zu diesem Zweck vervollständigte er, während des Jenaer Aufenthalts, seine Kenntniß in praktischer Anatomie, hörte (mit dem Bruder) ein eignes Privatissimum bei Loder und arbeitete täglich 6—7 Stunden auf dem anatomischen Theater. Außerdem war er immer mit galvanischen Versuchen beschäftigt, und vollendete hier ein Werk über den Muskelreiz. Freieleben, der ihn damals besuchte, und dem wir obige Nachrichten verdanken,⁵⁾ erinnert sich eines sehr lehrreichen Abends, wo beide Brüder Humboldt und Göthe sich unter anderm über zoologische Präparate mit großem Interesse unterhielten.

Schon Mitte Februar besuchte Göthe den Freundeskreis in Jena, Ende des Monats kam er wieder dahin und blieb diesmal bis Anfang April. Hier beendigte er sein episches Gedicht. W. v. Burgsdorf, der im April abermals nach Jena kam, schrieb an Rahel:⁶⁾ Göthe sah ich hier noch als ich ankam, und hörte ihn aus seinem göttlichen Gedicht „Hermann und Dorothea“ lesen.

Humboldt begleitete Göthe zurück und verweilte mehrere Tage bei ihm. „Wir haben“, schreibt Lektierer (8. April) an Schiller, „über die letzten Gesänge [des Hermann] ein genaues prosodisches Gerich gehalten und so viel als möglich war gereinigt.“⁷⁾ Und am 15., als H. schon wieder

5) A. a. D.

6) Bei Barchusen, a. a. D., S. 117.

7) Schon am 18. Febr. schrieb er Schillern: „Ich wage es endlich, Ihnen die drei ersten Gesänge des epischen Gedichts zu schicken; haben Sie die Güte es mit Aufmerksamkeit durchzusehen, und theilen Sie mir Ihre Bemerkungen mit. Herrn von Humboldt bitte ich gleichfalls um diesen Freundschaftsdienst. Geben Sie Beide das Manuscript nicht aus der Hand und lassen Sie mich es bald wieder haben.“

zurückgegangen war, schreibt er wieder: er sei noch mit dem Ausfeilen der fünf letzten Gesänge beschäftigt, und benutze nun besonders Freund Humboldt's prosodische Bemerkungen.

Gleich nach der Rückkehr erlitt H. wieder einen Anfall des kalten Fiebers, das er vor zwei Jahren gehabt hatte. Auch das zweite Kind wurde davon ergriffen, so daß jetzt von der Humboldtischen Familie einmal alles, bis auf das Mädchen, krank war. „Und doch“, schreibt Schiller,⁸⁾ „spricht man noch immer von nahen großen Reisen.“ Wirklich gedachten beide Brüder, nach einem Aufenthalt in Berlin, lang projektierte größere Reisen anzutreten, Alexander zunächst nach Spanien, dann nach dem neuen Continent, Wilhelm, mit seiner Familie, nach Italien. Der letztere studirte schon eifrig dahin bezügliche Werke, die ihm besonders Göthe zu Handen schaffte.

Diesen besuchte er gegen Ende Aprils nochmals in Weimar. Darnach schreibt Göthe (26. April) an Schiller: „Mit Humboldt habe ich die Zeit sehr angenehm und nützlich zugebracht; meine naturhistorischen Arbeiten sind durch seine Gegenwart wieder aus ihrem Winterschlaf geweckt worden.“

Der geistige Verkehr in Jena hatte sich wo möglich noch gesteigert. Humboldt fand die alten Bekannten wieder, und neue Verhältnisse gesellten sich hinzu. Unter den jungen Docenten erscheint nun auch der bekannte Linguist Vater. H. lernte ihn wohl schon damals kennen, doch erst später traten sie in näheres Verhältniß. Die interessantesten Personen aber, die jetzt das Jenaer Leben bereicherten, waren unstreitig die Gebrüder Schlegel. Der ältere Schlegel

8) An Göthe, 14. April 97.

hatte sich im Jahr 1796 daselbst niedergelassen, und auch der jüngere kam jetzt als Gast dahin, und auch diesen lernte H. nun persönlich kennen.

Es bedarf keiner weitläufigen Auseinandersetzung, wie nahe sich diese Brüder und unser Humboldt berührten.¹⁾ Damals besonders in ästhetisch-litterarischer, später auch in linguistischer Beziehung. Wie hätte H. die umfassende litterarische Bildung dieser Geister, der besonnene Blick des ältern, die reiche Empfänglichkeit des jüngern Bruders nicht das bedeutendste Interesse einflößen sollen! Sie waren es, die die Dichtung Göthe's, die Forschung Schiller's und mittelbar Humboldt's eigne Forschungen in weite Kreise verbreiteten; sie hatten jene Kampfeslust, womit man das Publikum aufrüttelt; sie waren in gewissem Sinn der Schlußstein einer Epoche, die mit Kritik begonnen hatte und mit Kritik endete. Indem sie aber das schon Errungene erweiterten und ergänzten, stellten sie freilich auch neue verwirrende Theorien und Beispiele auf, und leiteten damit zugleich den Anfang des Verfalls und das Entstehen einer schwächeren Litteratur ein. In der Epoche, wo sie jetzt standen, erschienen sie noch als Nachwuchs der Göthe-Schiller'schen Bestrebungen, erst mit dem Jahr 1798, wo sie das Athenäum eröffneten, pflanzten sie die eigne Fahne auf, und können von da an mit ihrem Doppelantlitz als Wendepunkt jener großen Litteraturperiode betrachtet werden. Allmählig machte die Freigeistigkeit, mit der sie zuerst auftraten, einem poetischen Mysticismus Platz. Nur der ältere bewahrte dabei eine gewisse Nüchternheit, die ihn von Anfang an bezeichnete und im Ganzen als den ärmeren erscheinen ließ, während der jüngere, bei allem Reichthum des Geistes, — etwa seit 1805 — in Abspannung versank und einem cruden

1) Siehe auch schon S. 36. 243. 250. 251. 255. 283—84

Autoritätsglauben anheftmüßel. So daß der minder Geniale, wie es manchmal geht, bei weitem mehr geleistet hat.

Mit Humboldt hatten beide Brüder den überwiegend kritischen Geist, bei geringer eigentlicher Schöpferkraft, gemein, nur daß H. nie als Dichter gelten wollte, nie so große Ansprüche mit seinen Fähigkeiten erhob. Gemein hatte er ferner mit ihnen eine ästhetische Einsicht, wie sie Wenige ihrer Zeitgenossen erreichten, nur daß sich in H. damit eine Energie des Denkens und Wollens verband, die ihn Schillern so nahe hielt wie Göthen, und daß die Geistesfreiheit, die er hatte, daneben nie in Gefahr gerieth, sondern sich durch das ganze Leben bethätigte.

Auffallend genug gingen besonders des jüngern Schlegel und H.'s Bestrebungen in damaliger Epoche (1795—97) parallel. H. nannte den jüngeren Bruder noch schlechtweg den „Griechen“. Wenn er sich mit dem älteren in Ergründung ästhetischer Gesetze und der Verschiedenheit der poetischen Gattungen, so wie in Vergleichung der neuesten deutschen mit der griechischen Dichtkunst berührte, traf er mit dem jüngern theils eben darin, theils in besondern Lieblingsrichtungen, z. B. in den Forschungen über den Charakter und die Poesie der Griechen, über das homerische Epos und die griechische Lyrik, so wie im Interesse für die Wolf'sche Hypothese, endlich sogar in den speciellen Untersuchungen über die Weiblichkeit bei den Griechen zusammen. In der bekannten Abhandlung „über die Diotima“ (1795) trat Fr. Schlegel gegen die, welche den Griechen Sinn für schöne Weiblichkeit absprechen wollen, in die Schranken und fragte, ob der Kreis der idealischen weiblichen Göttergestalten nicht wie ein voller Kranz aus den schönsten Blüten der Weiblichkeit geflochten sei. „Man sehe“, sagte er, „die meisterhafte Charakteristik derselben in der Abhandlung über männliche und weibliche Form, im dritten Stück der Horen

von 1795.²⁾ Seinerseits drückt wieder Humboldt in den Briefen an Schiller sein Wohlgefallen an diesem Aufsatz über Diotima aus, während Schiller, namentlich der Horen wegen, es ungern sah, daß Schlegel gerade in Fächer gerieth, die durch jenen schon hinreichend, ja besser besetzt wären.

Von dem Geist und den Talenten dieser Brüder, besonders des älteren, spricht H. stets mit ungemeiner Achtung, obwohl er z. B. schon 1795 die gar so große Vorliebe des Letzteren für Dante nicht theilen wollte, dessen Beurtheilung des Voss'schen Homer (1796), in der ihm manches wie aus der Seele geschrieben war, doch für übertrieben hielt, und die dabei dargelegten Ansichten über Homer auch nicht für stichhaltig erkannte.

Welche große Verschiedenheit aber auch in den Ansichten und in der Bahn dieser Männer später hervortrat, so erkannte Humboldt doch stets ihre Verdienste mit Bereitwilligkeit an, nannte (noch in der Einleitung zu seinem nachgelassenen großen Sprachwerk) Fr. Schlegel einen „tiefen Denker und geistvollen Schriftsteller“,³⁾ und drückte den Wunsch aus, daß von dem ältern Schlegel die dramatische Poesie der Indier einer eben so glücklichen Kritik unterworfen werden möchte, als das Theater anderer Nationen von dessen wahrhaft genialer Behandlung erfahren habe.⁴⁾ Schlegel's Leistungen im Uebertragen ausländischer Kunstwerke rühmt er als durchaus musterhaft.⁵⁾ In der That, nicht leicht war ein ausgezeichnete Mann so bereit, fremdes Verdienst anzuerkennen, wie Humboldt.

2) Fr. Schlegel's sämtliche Werke, B. 4 (Wien, 1822), S. 130.

3) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. XLIV.

4) Ebendas., S. CCLX.

5) Ges. Werke, I. 136.

Während dieses Winters (1796 — 97) finden wir H. zum erstenmal mit Uebertragung des Aeschyleischen Agamemnon beschäftigt, die er kurz zuvor begonnen hatte. Ein solches Geschäft eignete sich recht für eine Epoche, in der er mehr den Arbeiten seiner Freunde als seinen eigenen lebte. Wie streng er es mit den Forderungen an diese Arbeit nahm, ersehen wir aus einem Briefe, den er in dieser Angelegenheit 31. März 1797 an Wolf schrieb.¹⁾ Er übersendet wieder ein Stück der Uebersetzung und theilt ihm, mit einer Lauterkeit, der ich nichts zu vergleichen wüßte, pünktlich alle Urtheile derer mit, denen er außerdem das bisher Vollendete zur Prüfung und Begutachtung vorgelegt hatte. Wolf's Beifall wäre ihm der liebste gewesen, aber gerade der hatte zu tadeln, er vermißte noch die rechte Aeschylische Größe. Fr. Schlegel äußerte sich einsylbig. Schillern war die Uebersetzung noch zu schwer, hart und undeutlich. Dagegen widmete Göthe der Arbeit des Freundes ein fast tägliches Interesse und äußerte sich im Ganzen sehr zufrieden. Alle zusammen schienen den Versbau, die sauerste und, nach H.'s eigener Ansicht, verdienstvollste Arbeit nicht sonderlich zu achten. Schillern und Göthen fehle die Kenntniß, um es zu beurtheilen. Nur Wilhelm Schlegel hatte sich darauf eingelassen, und der war im Ganzen befriedigt. Wie stellte sich nun Humboldt zu diesen Urtheilen? Für's Erste, sagte er, halte er schon a priori den Tadel für begründeter, als das Lob. Aus Göthe's Beifall mache er sich so viel nicht, denn der fühle sich durch seine Arbeit beim Lesen des Originals erleichtert und sei dankbar dafür. Am wenigsten Gewicht legte er auf Schiller's Tadel, nach meinem Gefühl, mit Unrecht. Er beweise ihm bloß, sagt er, daß er auf eine große Klasse Leser nicht zählen dürfe, und das

1) Mitgetheilt in Barnhagen's Denkw., IV. 313 — 17.

habe er vorher gewußt. Nur Wolf's Tadel habe ihn niedergeschlagen; beinahe hätte er die Arbeit und alles Uebersetzen aufgegeben. Aber er hänge noch zu fest daran, und wolle sich durchschlagen. Es war sein Vorsatz, noch bevor die Arbeit beendigt wäre, so strenge Beurtheilungen als möglich einzuziehen und sich zwar in die Mitte von allen zu stellen, weil er ohne solche Selbstständigkeit die Arbeit geradezu aufgeben müßte, aber von dieser Mitte aus sich so weit als möglich zu jedem hinzuneigen und jedem Genüge zu thun. Wenn er endlich fühle, daß er nicht mehr thun könne, dann müsse er es freilich durch einen Nachspruch für fertig erklären.

Während die allgemeine Litteraturzeitung, d. h. wahrscheinlich Schüz, der damals berühmteste Herausgeber des Aeschylos, schon 1797,²⁾ bei Beurtheilung eines ähnlichen Versuchs von Süvern erklärte, dieser Süvernschen Arbeit sei zwar einiges Verdienst nicht abzuspochen, aber noch immer vermisse man den Gang und Schwung des Aeschylischen Versmaßes und „wenn Hr. von Humboldt uns seinen Agamemnon liefere, werde man eine große Differenz zum Vortheil des letzteren finden“, — sah H. seine Arbeit lange nicht für zureichend an, fast zwei Decennien feilte er noch im Stillen daran und nahm sie nach kürzern oder längern Zwischenräumen immer von neuem vor.

Jetzt gab er Schillern von den übersetzten Pindarischen Stücken noch ein Paar zur Aufnahme in die Horen und Almanache. So steht die Uebersetzung der neunten pythischen Hymne, nebst Einleitung, im Jahrgang 1797 der Horen (B. IX. St. 2), und ein schönes Bruchstück: Die Dioskuren, aus der zehnten Nemeischen Ode, im Musenalmanach für 1798. Beide Stücke, das letztere jetzt vollständig übersetzt, finden sich im 2ten Band seiner gesammelten Werke.

2) Nr. 241, 31. Juli.

Mit regstem Eifer widmete sich H. noch einmal den Angelegenheiten seiner großen Freunde, die er nun bald verlassen soll. Seines Antheils an der Vollendung des Göthe'schen Hermann haben wir schon gedacht; dieser erstreckte sich auch über die Zeit seiner persönlichen Anwesenheit hinaus. Den 13. Mai meldet Göthe an Schiller: er habe von Humboldt einen weitläufigen und freundschaftlichen Brief, mit einigen guten Anmerkungen über die ersten Gesänge, die er in Berlin nochmals gelesen hatte, erhalten. Das Gedicht wurde jetzt als Almanach bei Bieweg in Berlin gedruckt. Anfang Juni sendete Göthe den letzten Gesang ab, der Verleger drängte, weil H., der den Druck überwachte, schon im Begriff stand, Berlin letztlich zu verlassen. „Ich wünsche selbst,“ sagt Göthe,¹⁾ „daß Herr von Humboldt noch einen Blick darauf werfen möge.“

Während ihm hier die Theilnahme des Freundes lieb und werth war, erschien sie ihm ein andres Mal, wenigstens in der Laune des spätern Alters, eher in ungünstigem Lichte. Gleich nach Beendigung des Hermann nämlich richtete Göthe seine Gedanken auf ein zweites episches Gedicht — auf den Stoff, aus welchem in viel spätern Jahren die Novelle „das Kind mit dem Löwen“ entstand. Er theilte seine Freunden die Hauptmomente mit, und mußte von diesen alsbald hören, daß sie fürchteten, er vergreife sich diesmal im Stoffe. Den 25. April 97 schrieb ihm Schiller: „Ich erwarte Ihren Plan mit großer Begierde. Etwas bedenklich kommt es mir vor, daß es Humboldten damit auf dieselbe Art ergangen ist, wie mir, ungeachtet wir vorher nicht darüber communicirt haben. Er meint nämlich: daß es dem Plan an individueller epischer Handlung fehle. Wie Sie mir zuerst davon sprachen,

1) In einem Briefe an Böttiger, vom 3. Juni 97, mitgetheilt in Böttiger's litt. Zuständen und Zeitgenossen, aus R. A. Böttiger's handschriftl. Nachlasse. B. II. (1838) S. 144.

so wartete auch ich immer auf die eigentliche Handlung, und wie ich nun glaubte, daß diese angehen sollte, waren sie fertig.“ Göthe war selbst nicht im Reinen mit sich, und fühlte noch sehr richtig (27. Juni), daß das eigentlich Interessante des Sujets sich zuletzt gar in eine Ballade auflösen könnte. Er ließ den Stoff ganz fallen und nahm ihn erst spät wieder auf, indem er die oben genannte Novelle schuf, gleichsam als habe er durch das mittelmäßige Produkt zeigen wollen, wie richtig die Freunde geurtheilt hatten. Nichts desto weniger gefällt sich Göthe in späten Jahren, da er jene frühere Epoche schildert, es als ein Unglück anzusehen, daß er seinen Plan den Freunden nicht verhehlt habe. „Sie riethen mir ab und es betrübt mich noch, daß ich ihnen Folge leistete. Denn der Dichter allein kann wissen, was in einem Gegenstande liegt, und was er für Reiz und Anmuth bei der Ausführung entwickeln könne.“²⁾ Wir müssen dem alten Herrn solche Erpektorationen zu Gute halten.³⁾ Er gerade hat mehr denn einmal bewiesen, wie unglaublich sich auch der größte Dichter in der Wahl des Gegenstandes vergreifen kann. Es ist freilich nicht ohne Gefahr für den Dichter, die Pläne zu Dichtungen Andern vorzulegen. Hätte aber Göthe zu allen Zeiten solche Freunde und Rathgeber in der Nähe gehabt oder sie befragen wollen, er würde — von den in jeder Hinsicht mißlungenen Altersdichtungen gar nicht zu reden — weder eine Stella, noch einen Großcophta und vielleicht nicht einmal eine Eugenie geschrieben haben.

Auffallender ist die Differenz, in die Humboldt nicht lange nachher mit Schiller gerieth, aus Anlaß des bekannten Gedichts: die *Nadwessische Todtenklage*. Den

2) In den Tag- u. Jahreshften, Werke, B. 31. S. 72.

3) Er wiederholt obige Klage nochmals in den Gesprächen mit Eckermann, I. 303 (der ersten Ausgabe).

25. Juli schreibt Schiller an Göthe: „An dem Radowefffischen Liebe findet Humboldt ein Grauen, und was er dagegen vorbringt, ist bloß von der Rohheit des Stoffs hergenommen. Es ist doch sonderbar, daß man in poetischen Dingen und bei großer Annäherung auf Einer Seite, doch wieder in so direkten Oppositionen sein kann.“⁴⁾ Vielleicht war die Empfindung des Freundes besser, als sein Raisonnement. Denn so gewiß für Schiller die Uebung an dergleichen realistischen Stoffen ein großer Gewinn war, so unleugbar ist es doch auch, daß sich bei diesem Gedicht, wie bei den meisten Darstellungen dieser Art, trotz all ihrer Anschaulichkeit, weder viel denken noch empfinden läßt. Für Schiller jedoch aber war es ein Fortschritt, und eine glückliche Vorbereitung zu demjenigen Geschäft, an das er eben gehen wollte — zur dramatischen Poesie.

Schon im Oktober 1796 finden wir Schiller ernstlich am Wallenstein, doch hoffte er noch immer auf die mächtige Hand, die ihn ganz hineinwerfen würde. Jenehr er

4) Diese Stelle zeigt recht, wie entschieden sich Schiller der früheren Beschränkung entzog und Göthen näherte, sie ist auch weder ein Produkt übler Laune, noch verlebend. Göthe dagegen, zumal in späteren Jahren, ist zwar im allgemeinen nicht so scharf und bitter, oft aber überfällt ihn ein Unmuth, der ihn auch gegen die Nächsten und Besten ungerecht macht. So erhob er später einmal über eine Ausstellung, die Humboldt am Hermann gemacht, großes Aufsehen, ganz vergessend, daß das Werk, worin dieser Tadel vorkam, fast nur dem Lobe und der Anerkennung der Dichtung und des Dichters gewidmet ist. „Tadelte doch,“ sagt er zu Eckermann (II. 89—90), nachdem er von Schillers Einwendungen gegen seine Arbeiten gesprochen, „tadelte doch Humboldt auch an meiner Dorothea, daß sie bei dem Ueberfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und dreingeschlagen habe. . . Und das waren die Ersten und Besten, und Sie mögen nun denken, wie es mit den Meinungen der Masse ausseh, und wie man eigentlich immer allein stand.“ Humboldt irrte in diesem Punkte. Es gehörte aber Göthe's Greisenlanne dazu, sich von einer solchen Einzelheit zu solchem Ausfall hinreißen zu lassen. Der vernünftige Verehrer Göthe's wird auf die vereinzeltten Aeußerungen des Unmuths und Alters, wie sie auch in den sonst unschätzbaren Gesprächen mit Eckermann vorkommen, kein größeres Gewicht legen, als ihnen gebührt.

die Quellen studirte, desto ungeheurer erschien ihm die Masse, die zu bewältigen war.

„Ohne einen gewissen kühnen Glauben an mich selbst würde ich gar nicht fortfahren können,“ schreibt er an Göthe. Zugend ging er an das Niederschreiben der ersten Scenen und erst lange nach H.'s Abgang von Jena entschloß er sich, das Werk in rythmischer Sprache zu schreiben. Wie gern möchten wir etwas Näheres über die Unterhaltungen hören, die er vorher noch mit Humboldt gepflogen. Was, nach meiner Ansicht, von einem vermeintlich schädlichen Einfluß desselben auf diese Dichtung zu halten sei, haben wir oben (S. 335—37) gewürdigt. Immer aber bliebe es interessant, zu wissen, wie H. die täglich wachsende Hineigung des Freundes zur realistisch-Göthe'schen Dichtweise ansehen mochte. Wenn es Schiller je leicht war, sich von Humboldt zu trennen, so war es jetzt, wo mehr als jemals das innigste Verlangen in ihm lebte, sich ganz dem dichten- den Genossen hinzugeben und aus dem stetigen Umgang mit ihm sich von dessen Wesen so viel zu assimiliren, als seine Natur nur irgend vermochte.

Gerade jetzt schied Humboldt von den Freunden. Die Zeit seines innigsten und ununterbrochensten Verkehrs mit ihnen ist vorüber; an einem der wichtigsten Abschnitte ihres Dichterlebens und unsrer classischen Litteratur hatte er den nächsten und innigsten Theil genommen. Selbst über die Gränze dieses Zusammenseins hinaus kann man die schnell auf einander folgende Reihe besonders Schiller'scher Dichtwerke zum Theil als die Frucht dieses anregenden und fördernden Zusammenlebens betrachten. Auch Humboldt wahrte die gemeinsamen Angelegenheiten in treuem Herzen und suchte die in diesem Bunde mehr und mehr entwickelten Ideen in ferner Abgeschlossenheit zur Reife zu bringen. Seine „ästhetischen Versuche“ über Hermann und Dorothea,

die er zu Paris im Frühjahr 1798 verfaßte, sind gleichsam das Gegengeschenk, das er den Freunden machte, und ein Denkmal, worin er seine Theilnahme an dieser unvergeßlichen Epoche verewigt.

Zur Zeit, da er von ihnen ging, verhandelten beide Dichter lebhaft über die unterscheidenden Merkmale der epischen und dramatischen Dichtung. Schwerlich ahnten sie, daß dieses Interesse einen solchen Nachhall im Busen des Freundes finden würde. Dieselben Gegenstände, die Schiller und Göthe noch längere Zeit, schriftlich und mündlich, ergründeten, wählte Humboldt zum Stoff seines einsamen Nachdenkens in der Ferne.

Der Abschied von Göthe war durch die Hoffnung erleichtert, ihm in Italien zu begegnen, wohin auch dieser demnächst auf kürzere Zeit zu gehen beabsichtigte. Desto verlässener war Schiller. Schon im Februar hatte er sich ein Gartenhaus gemiehet, um nach H.'s Abgang sich dort völlig zu isoliren. „Wenn Humboldt fort ist, so bin ich schlechterdings ganz allein, und auch meine Frau ist ohne Gesellschaft.“ In den letzten Tagen des April schreibt er wieder an Göthe: „Humboldt ist heute fort; ich sehe ihn mehrere Jahre nicht wieder, und überhaupt läßt sich nicht erwarten, daß wir einander noch einmal so wieder sehen, wie wir uns jetzt verlassen. Das ist also wieder ein Verhältniß, das als beschlossen zu betrachten ist und nicht mehr wieder kommen kann, denn zwei Jahre, so ungleich verlebt, werden gar viel an uns und also auch zwischen uns verändern.“ Das Verhältniß mit Göthe überwog ihm nun jede andere Verbindung.

Nicht so kühl wird Humboldt aus den Armen des Freundes geschieden sein, er, der diesem schon im August 1795, in Voraussicht dieser Reise, erklärt hatte, er werde nirgends, wo er auch lebe, für diesen Umgang einen Ersatz

finden; der später nicht genug versichern konnte, wie viel er darum geben würde, wenn der Freund ihn begleiten könnte, und der endlich nach dem frühen Tode desselben an F. A. Wolf schreibt, daß er seine ideenreichsten Tage mit Schiller verlebt habe.

Hier würden wir dieses dritte Buch schließen, wenn es nicht nöthig wäre, den Helden bis dahin zu geleiten, wo er die ästhetischen Versuche schreibt, durch welche das enge Zusammenwirken dieser Geister erst zur Oeffentlichkeit und zu einem wirklich solennen Abschluß gelangte. Wir müssen daher Humboldt vorher auf einen neuen Ruhepunkt folgen, und dann diese Schrift, ihre Schicksale und ihre Erfolge betrachten.

Von Jena, welches H. mit seiner Familie Ende April (1797) verließ, begab er sich wahrscheinlich einige Tage nach Halle, um noch manche Streitfrage in Betreff der Uebersetzung des Agamemnon in mündlichen Unterredungen mit Wolf zu erledigen, und eilte dann nach Berlin, wo er nach dem Tode der Mutter seine Angelegenheiten und zwar für längere Abwesenheit zu ordnen hatte. Das that auch Alexander, der, um die Kosten der großen Reise, welche er beabsichtigte, bestreiten zu können, das ihm als Erbtheil zugefallene Gut Ringenwalde in der Neumark an den, jetzt verschollenen Dichter Franz von Kleist verkaufte. Beide Brüder hatten die Absicht über Dresden, Wien und einen Theil der Alpen nach Italien zu reisen, von wo aus der jüngere sich alsbald nach Spanien und in die neue Welt wenden wollte.

Im Juni ging Wilhelm mit seiner ganzen Familie nach Dresden, wo er mehrere Wochen verweilte und mit seinem Bruder Alexander zusammentraf. Hier wurden die Familiengeschäfte vollends abgethan, zu welchem Zwecke auch Kunth, ihr ehemaliger Erzieher, sich dort eingefunden

hatte.¹⁾ In Dresden fand unser Humboldt einen erfreulichen Umgang am Appellationsrath Körner; auch mit dem preussischen Gesandten Grafen von Geßler stand er in angenehmem Verhältniß, doch dieser war eben jetzt gleichfalls auf Reisen begriffen. Es läßt sich nicht zweifeln, daß Adelong, der große Sprachforscher, der noch an der Dresdner Bibliothek waltete, H. eine sehr erwünschte Bekanntschaft war. Uebrigens mußte die Reisegesellschaft schon hier länger verweilen, weil Frau v. Humboldt am Fieber darnieder lag. „Das wird eine schöne Reise werden,“ schreibt Schiller (23. Juli) an Göthe, „denn sie müssen jetzt schon über die Zeit in Dresden liegen bleiben.“ Von Göthe ließ H. sich seinen Aeschylus, den er nothwendig brauchte, schnell nach Dresden befördern.

Von da reiste das gesammte Humboldt'sche Haus nach Wien. Auch hier blieben sie, in Erwartung des Ausgangs der obschwebenden Kriegsereignisse, länger als sie gewünscht hatten. Ein junger Naturforscher und Freund Alexanders, der nachherige russische Staatsrath Fischer, gesellte sich zu ihnen, ferner die von Haster'sche Familie aus Westphalen.²⁾ In Wien machte unser Humboldt die Bekanntschaft des jungen Philologen Bast, der nachher als Hessendarmstädtischer Legationssekretair nach Paris ging, wo er Gelegenheit in Fülle hatte, seinen paläographischen Studien obzuliegen. Auch in den zum Theil noch gar nicht auskundschafteten handschriftlichen Schätzen der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien fand Bast seine Ausbeute, wie er denn in einem Brief an Schüz in Jena meldet (20. Sept.): er habe erst neuerlich für Hrn. v. Humboldt einen guten alten Pindar auf Pergament entdeckt, von dem kein Mensch

1) Freiesleben, a. a. D.

2) Freiesleben, a. a. D.

etwas gewußt habe.³⁾ — Inzwischen ergab sich die Unmöglichkeit, jetzt eine Reise nach Italien anzutreten. Das südliche Deutschland war durch die siegreichen Gefechte des Erzherzogs Carl im vergangenen Jahre ziemlich von Feinden gefäubert, wogegen die Vortheile, die Bonaparte's Genie in Italien und den adriatischen Provinzen errungen hatte, die Oesterreicher dennoch zu unterhandeln zwangen. Diese Unterhandlungen zogen sich in die Länge; doch konnte das Schicksal Italiens schon nicht mehr zweifelhaft sein. Dorthin zu reisen war jetzt kaum möglich. Auch Göthe gelangte nur bis in die Schweiz. Am 15. Sept. meldet ihm Schiller: „Von unserm Freunde Humboldt habe ich heute Briefe bekommen. Es gefällt ihm in Wien gar nicht mehr, die italienische Reise hat er so gut als aufgegeben, ist aber beinahe entschlossen nach Paris zu gehen, welches er aber wahrscheinlich, nach den neusten Ereignissen dort,⁴⁾ nicht zur Ausführung bringen wird.“ Diese Ereignisse entschieden vielmehr die Reise nach Paris; man beschloß, sich am Fuße der Alpen der französischen Gränze zu nähern und auf dieser Wanderung des alsbald zu erwartenden Friedensschlusses zwischen Oesterreich und der französischen Republik zu harren. Göthe, der noch in der Schweiz war, vermuthete, daß die Freunde diesen Winter sämmtlich wieder am Fuß des Fuchsthurms [bei Jena] vergnügt zusammen wohnen würden, und Humboldt ihnen Gesellschaft leisten werde. „Die sämmtliche Caravane,“ schreibt er an Schiller (25. Sept.), „hat die Reise nach Italien gleichfalls aufgegeben; sie werden sämmtlich nach der Schweiz kommen. Der Jüngere hat die Absicht, sich in diesem für ihn in

3) Schütz's Leben und litt. Briefwechsel, vomn Sohne, I. 10.

4) Den 18. Fructidor war die Friedenspartei gestürzt worden. Dies nöthigte Oesterreich, die Unterhandlungen durch Nachgiebigkeit zu beschleunigen.

mehreren Rücksichten so interessanten Lande umzusehen, und der Ältere wird wahrscheinlich eine Reise nach Frankreich, die er projektirt hatte, unter den jetzigen Umständen aufgeben müssen. Sie gehen den ersten Oktober von Wien ab, vielleicht erwarte ich sie noch in diesen Gegenden.“

Humboldt wandte sich in der That nach Westen, vermuthlich weil er den Abschluß des Friedens mit Gewißheit erwartete. In Salzburg trennte man sich von Alexander, der, in Gesellschaft des berühmten Geognosten L. v. Buch, noch lange in den Gebirgen verweilte.⁵⁾ Ueber des Älteren Reise meldet Schiller an Göthe, 30. Okt. 97: „Humboldt hat endlich einmal, und zwar aus München geschrieben. Er geht jetzt auf Basel los, wo er sich bestimmen wird, ob die Pariser Reise vor sich gehen soll oder nicht. Sie wird er also schwerlich mehr finden, es sei denn, daß Sie den Winter noch bei Zürich zubringen werden, wohin er sich wenden wird, wenn er nicht nach Paris geht. Ein großes Salzbergwerk bei Berchtolsgadon beschreibt er recht artig. Die bayerische Nation scheint ihm sehr zu gefallen, und einen dortigen Kriegsminister Rumford rühmt er sehr wegen seiner schönen und menschenfreundlichen Anstalten.“

Am 17. Oktober ward der Friede zu Campo Formio geschlossen, und jetzt stand für den Deutschen, um nicht zu sagen für den Preußen, auch Frankreich und Paris wieder offen. Göthen, der im November nach Hause zurückgekehrt war, meldet der Freund aus Jena (8. Dez.): „Von Humboldt habe ich seit sechs Wochen nichts gehört, und schliesse daraus, daß er wirklich nach Paris gegangen ist: denn wenn er in der Schweiz ruhig säße, hätte ihn die bloße

5) Freiesleben a. a. D. Vergl. die allg. geogr. Ephemeriden v. J. 1798, her. v. F. v. Zach, wo eine Reihe brieflicher Mittheilungen des jüngern Humboldt — vom Jan. bis April 1798 aus Salzburg und Berchtolsgadon geschrieben — zu lesen ist.

Langeweile zum Schreiben bringen müssen.“ So war es in der That. Den 29. Dez. schreibt Schiller: „Unser Freund Humboldt, von dem ich Ihnen hier einen langen Brief beilege, bleibt mitten in dem neugeschaffenen Paris seiner alten Deutscherheit getreu, und scheint nichts als die äußere Umgebung verändert zu haben.“ „Es ist,“ setzt Schiller hinzu, „mit einer gewissen Art zu philosophiren und zu empfinden wie mit einer gewissen Religion; sie schneidet ab von außen und isolirt, indem sie von innen die Innigkeit vermehrt.“

Wir sparen alle allgemeinen Bemerkungen über die Reise unseres Humboldt, über den Zeitpunkt, in welchem er zu Paris eintraf, so wie die Nachrichten über seine weiteren Berührungen und Erlebnisse daselbst für das nächste Buch auf, indem wir uns hier nur auf die Beziehungen zu beschränken haben, die in der ersten Zeit seines Pariser Lebens zwischen ihm und den Freunden an der Ilm und Saale Statt fanden. Der Briefwechsel ward mit einer Lebhaftigkeit fortgesetzt, als wäre man nur wenige Meilen von einander entfernt. Wir finden, daß Humboldt im Anfange des Pariser Aufenthalts noch immer vorzugsweise den Nachklängen der Weimar-Jenaischen Tage lebte und die neuen Eindrücke fast nur nutzte, um den Lieben, die er verlassen, ein fruchtbares Bild davon zu liefern. Er schilderte in ausführlichen Mittheilungen französische Geistesart und französische Kunst. „Die Franzosen,“ schreibt Göthe 28. Febr. (98) an den Genossen in Jena, „muß Humboldt, wenn sie ein theoretisches Gespräch anfangen, ja zu eludiren suchen, wenn er sich nicht immer von neuem ärgern will. Sie begreifen gar nicht, daß etwas im Menschen sei, wenn es nicht von außen in ihn hineingekommen ist. . . Ihre Diskurse gehen immer ganz entscheidend von einem Verstandesbegriff aus, und wenn man die Frage in eine höhere Region

spielt, so zeigen sie, daß sie für dieses Verhältniß auch allenfalls ein Wort haben, ohne sich zu bekümmern, ob es ihrer ersten Assertion widerspreche oder nicht.“ Ein andermal schreibt Schiller: „Die unterstrichne Stelle in Humboldt's Briefe ist ihm vermuthlich selbst noch nicht so recht klar gewesen, und dann scheint das Ganze mehr eine Anschauung als einen deutlichen Begriff auszusprechen. Er will, dünkt mir, überhaupt nur sagen, daß das Gemeinsame, folglich Nationelle in den Franzosen, sowohl in ihren gewöhnlichen Erscheinungen, als in ihren Vorzügen und Verirrungen, eine Wirksamkeit des Verstandes und seiner Adhärenzien, nämlich des Witzes, der Beobachtung u. sei, ohne verhältnißmäßige Mitwirkung des Ideenvermögens, und daß sie mehr physisch als moralisch rührbar seien. Das ist keine Frage, daß sie bessere Realisten als Idealisten sind, und ich nehme daraus ein stegendes Argument, daß der Realism keinen Poeten machen kann.“ (27. April). Und am 7. März schreibt Göthe: „Humboldt's Brief lege ich wieder bei; sein Urtheil über das französische Theater gefällt mir recht wohl. Ich möchte diese wunderlichen Kunstprodukte wohl auch einmal mit Augen sehen.“ Göthe nahm auch in der Ferne den Antheil dieses Freundes in Anspruch. Hermann und Dorothea ließ in metrischer Rücksicht noch immer manches zu wünschen übrig, was der Dichter in einer neuen Auflage gern beseitigt hätte. „Ich will,“ schreibt er am 27. April nach Jena, „nun auch Freund Humboldt antworten und ihn besonders ersuchen, mit Brindmann einen prosodischen Congreß über Hermann und Dorothea zu halten, so wie ich ihnen noch mehr dergleichen Fragen im allgemeinen vorzulegen gedenke.“ Gustav v. Brindmann, den wir schon in Berlin als Freund von Humboldt kannten, war nämlich in diesem Frühjahr zur schwedischen Gesandtschaft in Paris versetzt worden, und er nahm an diesen Interessen jetzt lebhaft

Theil. Brinckmann hatte schon zu dem neuesten Musenalmanach eine Reihe seiner Epigramme gespendet, die Schillern um so willkommener sein mochten, als sie zum Theil als Ersatz für die Beiträge Herder's, der damals grollte, angesehen werden konnten. Im nächsten Juni läßt er Brinckmann durch Humboldt bitten, er möge doch auch des Almanachs nicht vergessen.

Weit mehr noch, als die Freunde erwarteten, hielt H. im Strudel des Pariser Lebens an seiner Deutschheit und an dem gemeinsamen Interesse für deutsche Forschung und Kunst fest. Während Schiller und Göthe ihre Ansichten über seine Mittheilungen austauschten, schrieb er, im April 1798, die ästhetischen Versuche über Hermann und Dorothea, d. h. eine Theorie der Dichtung und insbesondere der epischen Dichtung, die dieses neueste Meisterwerk des größten deutschen Dichters zur Grundlage nahm. Von diesem Werke haben wir nun zu berichten.

Schon länger trug sich Humboldt mit dem darin behandelten Stoffe. Im Umgang mit den beiden Dichtern hatten seine Ideen sich geklärt und vervollständigt. Schon Bockens Louise regte, wie wir sahen, den Gedanken in ihm an, die Gesetze der epischen Dichtung daran zu entwickeln. Doch erst Hermann und Dorothea brachte das Vorhaben zur Ausführung, ein viel bedeutenderes Gedicht, das trotz des gleichfalls idyllischen Ursprungs dem epischen viel näher rückte, das Werk eines ihm so nahe berührenden Dichters, an dessen Vollendung er selbst einen so wesentlichen Antheil genommen hatte.

Die Unterscheidung des Epischen und Dramatischen war zur Zeit, da Humboldt von Jena ging, die Aufgabe, die auch in den Verhandlungen Schiller's und Göthe's an der

Tagesordnung war. Schiller strebte, im Interesse des Wallenstein, sich jedes unterscheidenden Merkmals für das Drama zu verschern, Göthe wollte noch einige Versuche im epischen Gebiete machen. Anfangs lag ihm das schon erwähnte Jagdgedicht im Sinne, der Aufenthalt am Bierwaldstädtersee regte nachher den Gedanken eines epischen Tell an. Jene Verhandlungen gingen Humboldt's eigne Interessen nahe genug an, sie klangen in dem Entfernten nach, und er beschloß, alles, was er längst über die Kunst gedacht, aus Veranlassung des nun gedruckt erschienenen Hermann und Dorothea, zusammenzufassen und in die Welt zu schicken. Es war das Resultat alles dessen, was er selbst im Bunde mit den großen Dichtern errungen hatte.

Freilich fällt es auf, daß der enthusiastische Bewunderer Schiller'scher Dichtung nicht ein Werk dieses Dichters zur Grundlage wählte oder erwartete, um seine eigensten Kunstbetrachtungen darzulegen. Das zufällige Erscheinen des Göthe'schen Hermann erklärt uns seine Wahl nicht. Es mußte einen innerlichen Grund haben, daß Humboldt gerade ein Göthe'sches Werk und vor allen dieses erkor, und es hält auch nicht schwer, ihn zu bezeichnen. Wenn unbestreitbar eine Annäherung an griechische Kunstvollendung das Ideal war, welches unsern beiden großen Dichtern gemeinsam vorschwebte und ihren Bund beseelte, so trat dieses Streben am entschiedensten und zugleich mit vollkommenstem Glück in dieser Göthe'schen Dichtung zu Tage. Nun war aber nicht leicht ein anderer ihrer Zeitgenossen auf die Vergleichung des Griechischen und Deutschen so veressen wie Humboldt, Keiner also in dem Maße zu kritischer Theilnahme angezogen, als er, da er ein so herrliches Zeugniß unserer Racheiferung vorliegen sah. Unverkennbar legt diese Wahl an den Tag, daß auch er lediglich nicht nur die epische Dichtung überhaupt, sondern gerade die Dichtung Göthe's

für besonders geeignet ansah, die Grundgesetze des Schönen und der Kunst daran zu entwickeln. Es war daher auch für ihn ein günstiger Umstand, daß er von Schiller getrennt war. Wirklich gelang es ihm, sich fast ganz frei von dem Einfluß zu halten, den des Letzteren individuelle Richtung bisher auf ihn geäußert hatte. Als habe er sich zunächst erfättigt, der intellektuellen Dichternatur, die Schiller darstellt, Theilnahme und Gerechtigkeit zuzuwenden — richtet er sich in diesem Werke ganz auf die allgemeinen Gesetze des Schönen und zwar mit solcher Unbedingtheit, daß für die Schiller'sche Eigenart kaum ein Platz übrig blieb, wenn man schon an ein paar vereinzeltten Stellen wahrnimmt, daß der Verfasser sich bemühte, ihr denselben zu sichern. Im 19. Abschnitt des Werkes spricht H. von der eigenthümlichen Natur der Dichtkunst als einer redenden Kunst. Die Poesie, sagt er, ist die Kunst durch die Sprache; dieses eigenthümliche Organ unterscheidet sie wesentlich von den andern Künsten. Dadurch ist die Dichtkunst weit mehr, als jede andere Kunst, für die äußeren und die inneren Formen, für die Welt und den Menschen zugleich gemacht. Dadurch kann sie auch in einer zweifachen und sehr verschiedenen Gestalt erscheinen, je nach dem sie sich mehr auf die eine oder die andere Seite, auf die erscheinende Welt oder die des Gedankens hinneigt. Neigt sie sich mehr auf die innere Seite, dann vermag sie sich eines ganz eigenen Schazes neuer und vorher unbekannter Mittel zu bemächtigen. Die Phantasie muß sich dann an die Vernunft anschließen, die Kunst muß einen noch höheren Ausflug nehmen, um auch in diesem Gebiete die Einbildungskraft allein herrschend zu erhalten, zumal wenn sie nicht Empfindungen, sondern Ideen behandelt, und also mehr intellektuell als sentimental ist. In dieser Gattung, die ohnehin der neuern Poesie allein angehört, will Humboldt auch jetzt noch den eigent-

lichen Gipfel dieser letztern im Allgemeinen erkennen. Nicht der epische Dichter, setzt er hinzu, sondern nur der lyrische, didaktische und tragische Dichter kann Dichter in dieser letztern Gattung sein. Dieses ganze Raisonnement ist aber grundlos. Es bezeichnet ein Mehr und Minder der Innerlichkeit neuerer Kunst, begründet aber durchaus keine im höchsten Sinne unterschiedne Gattung. Rühmt er doch den tiefen geistigen Gehalt auch an Göthe, ja nicht weniger an diesem epischen Gedichte, in Vergleich mit allen alten Dichtern und ihren Werken! Ist doch in der ganzen in diesen ästhetischen Versuchen entwickelten Theorie der Kunst sonst von dieser vermeintlich entgegengesetzten Grundgattung kaum mehr als einmal wieder die Rede, da doch so viel Veranlassung gefunden werden mußte, auf ihre Normen hinzuweisen! Das Werk kündigt sich als ersten Theil solcher Versuche an. Mußte man nicht erwarten, Humboldt werde die entgegengesetzte Gattung in einem zweiten Theile entwickeln? Bot Schiller's Wallenstein nicht die beste Veranlassung dazu? Allerdings bot er eine solche, um die dramatische Kunst insonders daran zu entwickeln. Nicht aber, um daran als an grundverschiedner poetischer Gattung überhaupt die allgemeinen Gesetze der Kunst von anderer Seite zu zeigen. Diese Unterscheidung ist gar nicht zu halten, Schiller selbst ordnete sich immer mehr den Gesetzen der Einen Kunst unter und so sehr seine eigenthümliche Art und Abart sich noch später bemerkbar machen mochte, so zeigt sich doch nirgends der Stoff zu einem besonderen Theil der Theorie überhaupt, und auch H. hat die Darstellung eines solchen nicht geliefert.

Diesem Abschnitt des Werks lag nur die Absicht zu Grunde, Schiller's Stellung neben dem so hoch emporgelobenen Genossen zu retten — eine Absicht, die an sich sehr löblich sein mag, auf diesem Wege jedoch nicht durch-

zusehen ist. Schiller war auch gar nicht zufrieden gestellt dadurch, denn er fühlte wohl, daß der Verfasser hier mit allen übrigen Sätzen seines Werkes im Widerspruch erscheine. Spricht H. doch in dem vorangehenden zwölften Abschnitt ganz anders darüber! „Unter allen Künsten“, sagt er, „ist keine der Versuchung, ihre eigenthümliche Schönheit durch erborgten Schmuck zu entstellen, so nahe als die Dichtkunst. Da sie durch die Sprache, also durch ein Mittel wirkt, das, ursprünglich nur für den Verstand gebildet, erst einer Um-
 arbeitung bedarf, um auch bei der Phantasie Eingang zu finden; so schweift sie leicht in das Gebiet der Philosophie hinüber, und interessirt unmittelbar den Geist und das Herz, statt bloß auf die Einbildungskraft einzuwirken. Mehr, als irgend eine ihrer Schwestern, im Stande, auch noch durch etwas, das gar nicht mehr Kunst ist, zu gelten, findet sie überall die mehresten Anhänger, da hingegen die Musik, die Malerei und vor allen die Plastik, in denen sich, vielleicht gerade in der hier angegebenen Stufenfolge, der Begriff der Kunst immer reiner und enger zusammendrängt, nur den immer seltneren ächt ästhetischen Sinn zu fesseln vermögen. . . Auf diesen Abwegen artet die Dichtkunst von ihrer eigentlichen und höheren Natur aus. Zwar ist sie auch so noch immer einiger, und unter den Händen großer Meister (die man auch hier nicht verkennen darf) noch sogar einer großen Wirkung fähig; sie kann zugleich die Einbildungskraft in Bewegung setzen und sich des Geistes und des Herzens bemächtigen; sie kann durch Blitze des Genies Bewunderung und Nührung erregen: aber immer wird man seine erleuchtende und erwärmende Flamme entbehren, immer in dem Mangel jener innigen Begeisterung, jener hohen und harmonischen Ruhe die Gegenwart der ächten Kunst vermissen.“

Humboldt mochte selbst kaum wissen, wie sehr dem Göthe'schen Werke gegenüber sich seine Kunstansicht von den

Befangenheiten losgerissen hatte; in denen wir ihm so oft begegnen, wo er mit Schiller und von ihm aus spekulirt. Schiller selbst riß sich um dieselbe Zeit von den meisten seiner theoretischen Irrthümer los, indem er sich ganz an Göthe schloß, indem er zur Dichtung zurückkehrte und sich in ihr Göthen so weit näherte, als es seine Natur nur immer erlaubte. Doch nur in Briefen giebt er darüber köstliche, aber zerstreute Winke. Um so mehr müssen H.'s jetzige Versuche als Ergänzung ihrer gemeinsamen früheren Spekulationen, und sonach als der umfassendste Ausdruck der diesem Geisterbunde auf dem Punkt der Reise gemeinsamen Theorien angesehen werden.

Es ist wirklich merkwürdig, wie sehr dieses Werk mit den Ergebnissen, zu denen Schiller und Göthe fortschritten, zusammentraf. Schiller erkennt dies, wie wir nachher sehen werden, völlig an. Dieses Zeugniß ist um so unverdächtiger, da es in eine Zeit fällt, wo Schillern an aller philosophischen Theorie gar wenig gelegen, ja die erste beste Künstlermaxime willkommener war, als alle solche Spekulationen. Auch erweist sich auf den ersten Blick, wie eng H.'s Entwicklungen sich an das anschließen, was Göthe und Schiller, nur mehr empirisch, in ihren Briefen aus dieser Zeit festgestellt hatten. Nur daß namentlich Göthe mehr bei einzelnen Kunstgriffen des Epikers, z. B. dem retardirenden Elemente verweilte, während Humboldt es mehr mit der Aufgabe und Wirkung des Dichters und Epikers überhaupt zu thun hat.

Desgleichen schließen diese Versuche sich den letzten ästhetischen Abhandlungen Schiller's an, besonders der über naive und sentimentale Dichtung. Schiller verfolgte mehr die Unterschiede der alten und neuen Dichtung, Humboldt mehr die Aehnlichkeiten; Schiller mehr die Gegensätze des Schönen und Erhabenen, H. mehr das Kunstschöne über-

haupt; Schiller mehr die Theorie des Tragischen, *S.* die des Epischen und der Dichtkunst im Allgemeinen. Ihm galt es, die Gesetze der künstlerischen Wirksamkeit und zwar an der generellsten Gattung der Poesie, am Epos, zu zeigen. Er bewegt sich sichtbar schon mit größerer Freiheit auf dem Boden, den Schiller urbar gemacht hatte. Die Kant'schen Formeln sind noch mehr beseitigt, wenn auch die Methode, namentlich der psychologische Gang, zum größten Vortheil der Sache, den Geist der kritischen Philosophie verräth, ja weit entschiedener als selbst bei Kant hervortritt. Kantianismen aber, wie z. B. der: die Natur sei an sich nicht schön, sondern unsre Phantasie lege nur das Schöne in sie hinein — bekanntlich auch ein Schiller'scher Lieblingsatz — stehen in diesem Humboldt'schen Buche wie Anomalien da. Sonst zeigt es die wenigsten Spuren der Schule, welcher der Verfasser seine Bildung dankte, vielmehr macht es den Eindruck einer Forschung, die nur in den Gegenstand selbst versenkt ist, und steht fast in der Mitte zwischen der kritischen und der neuern Philosophie, die nur die vielseitigen Ergebnisse großer Vorgänger in ihre systematische Form umgegossen, jene Ergebnisse auch im Einzelnen mannigfach berichtigt und bereichert, im Wesentlichen aber den gereiften Standpunkt dieses Geisterbundes nicht überboten hat.

Am eigenthümlichsten und am auffallendsten verschieden, namentlich von der neuern Philosophie, zeigt sich Humboldt's Methode, und zwar zu ihrem Vortheil verschieden. Er verfolgt durchaus einen psychologischen Gang, d. h., er knüpft sein Raisonnement wo möglich an die Gesetze des Geistes und insbesondere der Einbildungskraft, an die möglichen Wirkungen auf diese und die Totalität der menschlichen Natur an. Dies giebt der Untersuchung eine eigne Festigkeit und Gesundheit; denn der Gedanke erhält die natürlichste Gestalt, wenn er an die empirische Natur des Menschen

selbst anknüpft. Daher auch dieses Werk, trotz der Bereicherung und Ausführung, welche die Wissenschaft erhalten hat, noch heute mit reinsten Befriedigung genossen, und namentlich in formeller Hinsicht noch jetzt als ein Canon und Muster ästhetischer Forschung betrachtet werden kann.

Von großem Vortheil für die in diesem Werk enthaltene Poetik bewährt sich auch die stete Rücksicht auf die plastische Kunst. Allerdings gab Göthe's Dichtercharakter von selbst die Veranlassung dazu. Doch war überhaupt den ältern Forschern die vergleichende Theorie der Kunst und Kunstkritik geläufiger als den Neuern. Man denke nur an Winckelmann, an Lessing, an Göthe's Untersuchungen; auch den Schlegeln ist dieser Zug noch eigen.

Die Darstellung des Werkes zeichnet sich eben so sehr durch Strenge der Entwicklung als durch Klarheit aus. So kühl die Erörterung im Ganzen aussteht, bricht doch unvermerkt das Gefühl des Schreibenden, seine Begeisterung für den Dichter oder die Kunstwelt gar wohlthuend hervor. Auch versteht der Verfasser das Gedicht, an das er seine Forschung knüpft, auf wirklich poetische Weise wiederzuspiegeln. Die Anordnung des Ganzen scheint mir weniger befriedigend. Es war gewiß ein guter Gedanke, das Wesen Kunst und der epischen Dichtung insbesondere an diesem Dichtwerke zu enthüllen. Nur wünschte ich den allgemeinen Theil mehr abge sondert von dem angewandten d. h., der Entwicklung des Göthe'schen Werkes, die gleichsam die Probe für den erstern sein soll. Die theoretischen Sätze würden dann noch mehr zusammentreten, die Reflexionen über das Gedicht minder auseinander liegen. Vielleicht würde die Schrift dann auch etwas gedrungener, manche Wiederholung vermieden worden sein. Ob sie aber an Klarheit dabei gewonnen hätte, wäre die Frage, und gewiß bringt man theoretische Ansichten nicht schneller in Umlauf, als wenn man sie mehr so in beiläufiger Erörterung einfließen läßt.

Der allgemeine Theil beginnt damit, die Hauptbestandtheile der dichterischen Wirkung zu bezeichnen und von dem einfachsten Begriff der Kunst bis zur Höhe der Wirkung aufzusteigen, zu welcher sie sich erhebt. Hier handelt er denn von den Bedingungen aller ächten Kunst, als da sind die Idealität und die Totalität. Das Ideal ist die Darstellung einer Idee in einem Individuum, die Totalität aber die nothwendige Folge der vollkommenen Herrschaft der dichterischen Einbildungskraft. Er unterscheidet dann den ächten Styl in der Dichtkunst von dem Aferstyl in derselben. Nun kommt er auf das Göthe'sche Gedicht selbst. Er weist auf die reine Objektivität desselben. Der allgemeine Charakter aller Kunst sei so unverkennbar in demselben ausgeprägt, daß er dadurch zu seinem eigenthümlichen und unterscheidenden werde. Noch eine zweite Stufe der Objektivität dieser Dichtung wird nachgewiesen, nämlich die Verwandtschaft ihres Styls mit dem der bildenden Kunst. Göthe verstehe es, mehr als ein anderer Dichter, die bildende Kraft der Phantasie in Bewegung zu setzen, und bei dieser Verwandtschaft mit der bildenden Kunst dennoch die besonderen Vorzüge der Dichtkunst geltend zu machen. Endlich erreicht unser Dichter auch den höchsten Grad der Objektivität: er strebt jederzeit, die Einbildungskraft auf ein einziges Objekt zu heften, nur für dieses zu interessiren, ja sein Charakter besteht ganz eigentlich darin, nur in vollendeter Darstellung dieses Einen Gegenstandes seine volle Befriedigung zu finden. Hierzu gelangt er nur durch vollkommene und strenge Gesetzmäßigkeit. Den größeren oder geringeren Grad der Objektivität zeigt H. sodann an einer Vergleichung zwischen Homer und Ariost auf, und stellt darauf Göthen an die Seite des Griechen. Die Verbindung reiner Objektivität mit einfacher Wahrheit mache diese Göthe'sche Dichtung den Werken der Alten ähnlich, denen es wieder auffallend an

sinnlichem Reichthum nachstehe. Dafür trete das Innere der Menschheit unendlich mehr zu Tage und zwar so, daß dieser wahrhaft moderne Gehalt doch wieder ganz die anschauliche und feste Form antiker Dichtung annimmt. Bei diesem Anlaß weist Humboldt den deutschen Charakter Göthe's im Vergleich mit den alten und den neuern Dichtern anderer Nationen nach. Aus diesen letzten Abschnitten wollen wir hernach dasjenige zusammenstellen, was die Humboldt'sche Auffassung des Göthe'schen Dichtergenius am bestimmtesten darlegt.

Nach dem Vorangegangenen geht H. zur Aufstellung eines bestimmteren Begriffs des Epischen. Die bisherige Unbestimmtheit desselben entstand seiner Ansicht nach aus der Art, wie man die Dichtungsarten abzuleiten sich strebte. Man blieb nämlich bei dem Produkte des Dichters stehen, wogegen H.'s Untersuchungen sich vielmehr an die Stimmung des hörenden wie des hervorbringenden Geistes, und an die Natur der Einbildungskraft wenden. Um den allgemeinen Charakter der Epopöe aufzuzeigen, fragt er, aus welcher Stimmung der Seele das Bedürfniß zur epischen Dichtung herfließe? Der Zustand, der in dem epischen Gedicht seine Befriedigung sucht, ist der einer allgemeinen Beschauung, nicht der andere, ihm entgegengesetzte einer bestimmten Empfindung. Jenem Zustande versucht der Dichter eine ihm entsprechende Form zu schaffen. So entsteht das epische Gedicht und entwickelt sich den Hauptmerkmalen jenes Zustandes entsprechend, um jene Stimmung hervorzurufen oder ihr zu genügen. Hieraus folgt die Definition des epischen Gedichts, als einer solchen dichterischen Darstellung einer Handlung durch Erzählung, die (nicht bestimmt einseitig eine gewisse Empfindung zu erregen) unser Gemüth in den Zustand der lebendigsten und allgemeinsten sinnlichen Betrachtung versetzt. Dann führt er die Unterscheidungspunkte zwischen dem Epos und Drama an, ferner die zwischen

Epopöe und Idylle, und fertigt endlich den Einwurf gegen die Anwendung des Begriffs der Epopöe auf das vorliegende Gedicht ab. Die Epopöe muß nämlich nicht nothwendig einen heroischen Stoff behandeln, obwohl ein solcher allerdings der geeignetste für sie ist. Die Hauptsache ist nämlich immer, daß das Gemüth in jenen obenbezeichneten Zustand der Beschaulichkeit versetzt werde, und dies kann ebensowohl durch einen bürgerlichen, als einen heroischen Stoff, durch eine erdichtete, als durch eine welthistorische Begebenheit, durch Ereignisse in einem engen Kreise oder durch solche, die eine ganze Nation in Bewegung setzen, geschehen, wenn es auch in dem einen Falle leichter als in dem andern gelingen wird. Humboldt unterscheidet daher zwischen heroischer und bürgerlicher Epopöe. Nachdem er die offenbaren Nachtheile der letztern Gattung hervorgehoben, zeigt er auch Vorzüge derselben, und namentlich die eigenthümliche Größe des Gegenstandes in Hermann und Dorothea. Der Dichter führt uns hier gleichsam Symbole des einfachsten Menschendaseins, und zwar einer dennoch höchst edlen und von höchst bewegter Zeit mitergriffenen Menschheit vor. Er zeigt uns ein deutsches Geschlecht, das von den Stürmen großer Weltveränderung berührt wird; er zeigt uns die Fundamente des Menschendaseins, als die unter allen Stürmen des Fortschritts und Weltgangs nothwendigen und erhaltenden Mächte. „Wer rettet sich“, ruft H. in dieser Erörterung aus, „nicht gern und mit einer gewissen stillen Andacht aus den Gräueln der Jahre, die wir durchlebt haben, zu Scenen dieser Art hin, die ihm allein noch zuzurufen scheinen, daß sich nicht darum alles bewegt und alles umkehrt, um alles auf einmal in derselben Verwirrung zu begraben, sondern um die Welt und die Menschheit neu und besser zu gestalten?“ Vorzüglich habe Göthe der bildenden Kraft des weiblichen Geschlechts ein schönes und rührendes Denkmal gesetzt. Durch

diese eigenthümliche Tiefe des Gehalts ersetzt das kleine Werk in gewissem Grade den Umfang und die Größe der heroischen d. h. ursprünglich epischen Dichtung.

Darauf forscht H. nach den einzelnen Gesetzen epischer Darstellung und zeigt, wie sehr Göthe denselben Genüge geleistet hat. Hier scheint er jedoch gerade das praktischste Moment, das Gesetz der schönen Entfaltung in der Epopöe, nicht, wie es geschehen sollte, hervorzuheben. Er geht dann die Handlung des Göthe'schen Gedichts durch, bezeichnet die dargestellten Charaktere als durchaus geeignet fürs Epos, und findet selbst eine Aehnlichkeit mit den Homerischen. Endlich bespricht er die Diktion, den Versbau und Rhythmus und leugnet nicht, daß in letzter Hinsicht noch eine Menge kleiner Flecken ins Auge fallen, die man in einem übrigens so vollkommenen Ganzen gern wegwünschte.

Diesen kurzen Ueberblick des reichhaltigen und gediegenen Werks nehme man ja nicht für einen Auszug desselben. Ein solcher war in den Grenzen dieser Arbeit nicht gestattet. Auch konnte es nicht meine Absicht sein, im Einzelnen die Fortschritte aufzuzeigen, die die Kunstphilosophie unter Humboldt's Händen gemacht hatte; denn dem Kundigeren wäre mit kurzen Andeutungen nicht gedient, und dem Unkundigen nicht geholfen. Auch manche kritische Bemerkung, die ich über einzelne Punkte anfügen könnte, bleibt hier, wo der Gegenstand nicht erschöpft werden kann, besser unterdrückt.

Wie hoch unter den Neueren besonders Gervinus dieses Werk hält, hatten wir schon einmal zu erwähnen (S. 277). „Er entwickelt“, sagt Gervinus,¹⁾ „an dieser Göthe'schen Dichtung die Gesetze der epischen und eigentlich aller Dichtung, indem er auf subjektivem Wege dem Verfahren des Dichters

1) Neuere Gesch. der poet. Nat.-Litt. der Deutschen 1842, II. 472—73.

bei seiner Schöpfung auf die Spur tritt. . . Was wir von Schiller's ästhetischen Sätzen sagten, können wir auch von Humboldt's wiederholen: wir haben, indem wir historisch der Erzeugung der Dichtungsgattungen nachgingen und ihren Charakter an die Quelle der Zeiten hielten, denen sie eigenthümlich sind, nirgends die apriorische Probe zu unserm empirischen Wege so treffend gefunden, wie hier." Ein anderer höchst achtungswerther Kritiker, J. G. Gruber, hebt dieses Werk in ähnlicher Weise hervor. Er kommt in seiner schätzenswerthen Lebensbeschreibung Wieland's²⁾ auf die gänzliche Umgestaltung zu sprechen, welche die Aesthetik seit Schiller's Horen erfuhr. „Still und allmählig“, sagt er, „würde diese Umgestaltung herbeigeführt worden sein, wenn man nur so ruhige Untersuchungen angestellt hätte, wie die Schiller'schen und die von Wilhelm v. Humboldt in den „Aesthetischen Versuchen“ (1799): allein bald fand sich ein gewaltthames revolutionäres Treiben ein, eine neue Sturm- und Drangperiode, während deren ein Terrorismus im Gebiete des Aesthetischen eben so herrschend werden sollte, als er es in der politischen Welt und unter den — Philosophen war.“ Diesen Sturm hatten freilich schon die Xenien erregt, die Gebrüder Schlegel aber, die Chorführer der neuen Schule, trieben ihn erst auf tumultuarische Höhe.

Noch ehe Humboldt's Versuche in Deutschland anlangten — er sendete sie nämlich Schillern mit der Bitte, sie zu revidiren und zum Druck zu befördern — war A. W. Schlegel schon mit einer kürzern, aber gleichfalls sehr tüchtigen Kritik des Göthe'schen Gedichts hervorgetreten.¹⁾ Daß

2) In Wieland's Werken, 53. B. Leipzig, 1828. S. 208—9.

1) Allg. Litt. Zeitung, 11—13. Dez. 1797, Nr. 393—96, dann im 2. Theile von A. W. u. Fr. Schlegel's Charakteristiken u. Kritiken (1801), zuletzt in A. W. Schlegel's kritischen Schriften (Berlin, 1828).

Schlesier, Grinn. an Humboldt. I.

H. von diesem Vorgang Kunde hatte, ist nicht zu glauben; auch findet sich keine Spur davon in seinem Werke. Beide Männer arbeiteten also unabhängig von einander, und doch kamen sie in Beurtheilung des Hermann als epischen Gedichtes ziemlich zu demselben Ergebnis. Schlegel hielt sich, wie die Kritik der Romantiker überhaupt, mehr in den Grenzen der Poetik im engeren Sinne und ihr entsprechender Kritik. Statt in die Tiefen der Elementarästhetik zu gehen, beschäftigt er sich sofort mit den Gesetzen der Epopöe. Hier wandte er sich, wie Humboldt, unmittelbar auf Homer zurück und stellt als Hauptforderung an den Epiker die schöne Entfaltung des Stoffes auf — ein Geheimniß, das seit Homer verloren gegangen und erst in Göthe's Hermann wieder erweckt worden sei. Man sieht, Schlegel hält sich näher an die bloß äußerliche Zubereitung, aber darin leistet er ganz Vortreffliches. In derselben Weise erörtert er dann die Sitten, die Begebenheiten, die Charaktere und den Styl, wie das Epos sie verlange, so wie den verweilend fortschreitenden Rhythmus desselben.

Noch überraschender und schmeichelhafter für den Urheber dieser Dichtung mochte das umfassende Werk sein, das jetzt unverhofft von Paris anlangte. Göthe war noch immer mit epischen Plänen schwanger und las unablässig in seinem Homer, als ihm Schiller (15. Mai 1798) meldete, er behalte, da er ihn doch nächstens in Jena zu sehen hoffe, eine unerwartete Novität zurück, die ihn sehr nahe angehe und die ihm, wie er hoffe, viel Freude machen werde. Darauf antwortet Göthe folgenden Tags: „Von einer unerwartet erfreulichen Novität habe ich keine Ahnung, noch Muthmaßung, doch soll sie mir ganz willkommen sein. Es ist nicht in meinem Lebensgange, daß mir ein unvorbereitetes, unerhartetes und unerrungenes Gute begegne.“ Leider könne er aber vor Sonntag nicht kommen. Da schrieb Schiller sofort

(18. Mai): sie würden bald Gelegenheit haben, noch recht viel über die lang schon verhandelte Materie, die epische Dichtkunst, mit einander zu sprechen. „Die Novität von der ich Ihnen schrieb, und worüber ich Sie nicht in eine zu große Erwartung setzen will, ist ein Werk über Ihren Hermann, von Humboldt mir in Manuscript zugesandt. Ich nenne es ein Werk, da es ein dickes Buch geben wird, und in die Materie mit größter Ausführlichkeit und Gründlichkeit eingeht. Wir wollen es, wenn es Ihnen recht ist, mit einander lesen; es wird alles zur Sprache bringen, was sich durch Raisonnement über die Gattung und die Arten der Poesie ausmachen oder ahnen läßt. Die schöne Gerechtigkeit, die Ihnen darin durch einen denkenden Geist und durch ein gefühlvolles Herz erzeugt wird, muß Sie freuen, so wie dieses laute und gründliche Zeugniß auch das unbestimmte Urtheil unserer deutschen Welt leiten helfen, und den Sieg Ihrer Muse über jeden Widerstand, auch auf dem Wege des Raisonnements, entscheiden und beschleunigen wird.“ Am 19. erwiedert Göthe: „Humboldt's Arbeit erwartete ich wirklich nicht, und freue mich sehr darauf, um so mehr, als ich fürchtete, daß uns seine Reise seinen theoretischen Beistand, wenigstens auf eine Weile, entziehen würde. Es ist kein geringer Vortheil für mich, daß ich wenigstens auf der letzten Strecke meiner poetischen Laufbahn mit der Kritik in Einklang gerathe.“ Schon am folgenden Tag ging Göthe nach Jena und blieb vier Wochen daselbst. Hier sah er das Werk selbst ein, und die Angelegenheit ward sorgfältig zwischen den Freunden verhandelt.

Schiller und Göthe wollten zu gleicher Zeit an Humboldt schreiben. Das verzögerte sich und Schiller sendete vorläufig „ein Lebenszeichen und Trostwort“ an den Genossen nach Paris. Dieser Brief von Schiller ist sehr merkwürdig. Schiller war durch seine Thätigkeit am Wallenstein

ganz von der eigentlichen Theorie abgekommen, und fühlte sich im jetzigen Moment wenig davon gefördert. Ja so sehr hatte er sich Göthen genähert, daß er nunmehr über seine eigenen frühern theoretischen Leistungen sogar zu geringschätzend urtheilte. Diese Ansicht spricht sich in dem hier folgenden Briefe an H. ganz unumwunden aus. Hat sich dabei aber nicht auch unwillkürlich eine ganz andere Empfindung verrathen? Humboldt, der sich wie kein Anderer hingebend für Schiller's Dichternatur bewiesen und der wirklich in einem Theile seines eignen Wesens stets einen ganz sympathisirenden Zug behielt — dieser schrieb ein ausführliches Werk, worin schlechtweg die hellenisch-Göthe'sche Dichtungsart beschrieben und gewürdigt, die entgegenstehende „Geistesdichtung“ dagegen kaum im Vorbeigehn berührt und keineswegs stichhaltig vertreten wurde. Wirklich war Humboldt zu viel größerer Klarheit über diese nur im Lyrischen, Didaktischen und in der Tragödie zulässige Abart der Poesie gekommen. Kurz, auch dieser Freund stand jetzt öffentlich weit mehr auf Seiten Göthe's und der Poesie im Allgemeinen, als auf der des Nebenzweiges von intellektueller Dichtung. Nun kann man zwar nicht annehmen, daß ein Geist wie Schiller kleinlichen Empfindungen Raum geben werde. Mußte ihn aber diese Wendung gerade an Humboldt nicht doppelt verwundern? Mochte er sich nicht ängstlich umsehen, welches Plätzchen denn noch für ihn verbleibe, wenn dem unmittelbaren Dichtergenius schon so viel, das heißt jede für den Dichter überhaupt nothwendige Eigenschaft und Wirkung nachgerühmt werde? Mußte es nicht Schillern befremden, die epische Dichtung als eine so generelle betrachtet zu sehen, gleichsam als Dichtung par excellence? Mir dünkt wenigstens, daß in seiner Antwort an Humboldt diese Empfindungen mitwirken. Der Brief erscheint, trotz aller Anerkennung, fast wider Willen als Opposition, wir hören mehr die tadelnde

Kritik, als das Lob, das doch in weit reicherm Maße gespendet wird. Freilich dürfen wir nicht übersehen, daß Humboldt sein Werk zur Durchsicht an Schiller gesendet und um strenge Beurtheilung gebeten hatte. Da konnte, während der Freund nur seine Pflicht thun wollte, unvermerkt die persönliche Empfindung sich einschleichen. Demungeachtet legt Schiller bei diesem Anlaß ein denkwürdiges Zeugniß für Humboldt, und ein vielleicht noch wichtigeres für seine eigne Entwicklung ab. Er schrieb: 2)

„Ihre Schrift, mein theurer Freund, war mir in der That eine ganz überraschende Erscheinung, und mußte es noch mehr sein, wenn ich mich erinnerte, wo und unter welchen heterogenen Umgebungen Sie dieses große, ja ungeheure Geschäft zu Stande gebracht haben.

„Der Gedanke, an Göthe's Gedicht die Geseze der epischen, ja der ganzen Poesie überhaupt zu entwickeln, ist sehr glücklich, und eben so gut gewählt war dieses Produkt, um Göthe's individuelle Dichternatur daran zu zeigen. Denn, wie Sie selbst sagen, in keinem Gedichte erscheint die poetische Gattung und die epische Art so rein und vollständig, als hier, und in keinem hat sich Göthe's Eigenthümlichkeit so vollkommen abgedruckt.

„Man erweist Ihnen bloß Gerechtigkeit, wenn man sagt, daß noch kein dichterisches Werk zugleich so liberal und so gründlich, so vielseitig und so bestimmt, so kritisch und so ästhetisch zugleich beurtheilt worden ist. Und das konnte auch gerade nur durch eine Natur geschehen, wie die Ihrige, die zugleich so scharf scheidet, und so vielseitig verbindet. Ihre Idiosynkrasie im Empfinden könnte Ihnen vielleicht in einzelnen Fällen den Kreis verengen und dem Gegenstand Abbruch

2) 27. Juni 1798.

thun; in Ihrem Raisonnement kann Ihnen das nie begegnen. Auch ist das Verdienst dieser Arbeit im strengsten Sinne das Ihrige. Göthe kann Ihnen als Poet den Stoff zwar zubereitet haben, aber ich habe Ihnen als Kunststrichter und Theoretiker nicht viel in die Hand gearbeitet; ja ich muß gestehen, daß ich in dem einzigen bedeutenden Fehler, den ich daran zu tadeln habe, meinen Einfluß erkenne. Davon nachher.

„Ihre Formel für die Kunst überhaupt, und für die Poesie insbesondere, Ihre Deduktion der Dichtungsarten, die Merkmale, die Sie als die charakteristischen aufstellen, sind treffend und entscheidend. Der Gesichtspunkt, den Sie genommen haben, um dem geheimnißvollen Gegenstande, denn das ist doch jedes dichterische Wirken, mit Begriffen beizukommen, ist der freieste und höchste, und für den Philosophen, der dieses Feld beherrschen will, ist er ohne Zweifel der geschickteste. Aber eben wegen dieser philosophischen Höhe ist er vielleicht dem ausübenden Künstler nicht bequem, und auch nicht so fruchtbar, denn von da herab führt eigentlich kein Weg zu dem Gegenstande. Ich betrachte auch deswegen Ihre Arbeit mehr als eine Eroberung für die Philosophie als für die Kunst, und will damit keinen Tadel verbunden haben. Es ist ja überhaupt noch die Frage, ob die Kunstphilosophie dem Künstler etwas zu sagen hat. Der Künstler braucht mehr empirische und spezielle Formeln, die eben deswegen für den Philosophen zu eng und zu unrein sind; dagegen dasjenige, was für diesen den gehörigen Gehalt hat, und sich zum allgemeinen Gesetze qualificirt, für den Künstler bei der Ausübung immer hohl und leer erscheinen wird.“

„Ihre Schrift ist mir auch schon darum als ein beweisender Versuch merkwürdig, was der spekulative Geist, dem Künstler und Poeten gegenüber, eigentlich leisten kann. Denn

was hier von Ihnen nicht geleistet worden, das kann auf diesem Wege überhaupt nicht geleistet, noch gefordert werden. Sie haben den philosophisch kritischen Verstand, insofern es diesem mehr um allgemeine Gesetze als um regulativische Vorschriften, mehr um die Metaphysik als um die Physik der Kunst zu thun ist, auf das vollständigste, würdigste und liberalste repräsentirt, und nach meinem Gefühl das Geschäft geendigt.

„Sie müssen sich nicht wundern, lieber Freund, wenn ich mir die Wissenschaft und die Kunst jetzt in einer größeren Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin . . . In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß giebt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst, und daß auch Ihnen die Abstraktion und die Sprache Ihr eigenes Anschauen und Empfinden nur unvollkommen hat ausmessen und ausdrücken können.

„Es ist hier nur von demjenigen Theil Ihres Werkes die Rede, der die Begriffe sucht und aufstellt, nach denen geurtheilt wird, und auch bei diesem habe ich es keineswegs mit Ihrer Ausführung, nur mit Ihrer Unternehmung zu thun. Denn es ist zum Erstaunen, wie genau, wie vielseitig, wie erschöpfend Sie Alles behandelt haben, so daß ich überzeugt bin, was auch künftighin über den Proceß des Künstlers und Poeten, über die Natur der Poesie und ihre Gattungen noch mag gesagt werden, es wird Ihren Behauptungen nicht widersprechen, sondern diese nur erläutern, und es wird sich in Ihrem Werke gewiß der Ort nachweisen lassen, in den es gehört, und der es implicite schon ent-

hält. In allen wesentlichen Punkten ist zwischen dem, was Sie sagen und dem, was Göthe und ich diesen Winter über Epopöe und Tragödie festzustellen gesucht haben, eine merkwürdige Uebereinstimmung, dem Wesen nach, obgleich Ihre Formate metaphysischer gefaßt sind, und die unsrigen mehr für den Hausgebrauch taugen. Vielleicht ist Ihre Analyse zu scharf, und die aufgestellte Charakteristik zu streng und zu unbeweglich.“ So werde es ihm ja schon schwer, den reinen Begriff des Epos zwischen den vorhandenen Epopöen wirklich festzuhalten. Die Tragödie Shakespeare's und der Alten werde ihm ähnliche Schwierigkeiten machen. Göthe und er hätten epische und dramatische Poesie auf eine einfachere Art unterschieden. Sie könnten auch die Tragödie sich nicht so sehr in das Eyrische verlieren lassen, sie sei absolut plastisch, wie das Epos. Göthe meine sogar, daß sie sich zur Epopöe, wie die Sculptur zur Malerei verhalte. Ihnen schein, daß Epopöe und Tragödie sich durch nichts als die vergangene und die gegenwärtige Zeit unterschieden. Was die Tragödie betreffe, so behalte er sich diese für künftige Briefe vor.

„Ihren Absatz über die Poesie, als redende Kunst, habe ich nicht ganz deutlich eingesehen, auch darüber ein andermal. Was den Styl betrifft, so ist mit Ausnahme einiger weniger Absätze, die uns leider nicht sogleich klar werden konnten, Alles faßlich vorgetragen. Ein weniger diffuser und ausführlicher Vortrag wäre freilich im Ganzen zu wünschen gewesen, bei einer größern Gedrängtheit und Kühnheit möchte das Ganze an Kraft und Bestimmtheit gewonnen haben. Aber diese Sorgfalt, Alles zu begränzen und zu limitiren, zu keinem Mißverstand zu verleiten, nichts zu wagen u. s. w. liegt einmal in Ihrer Natur, und wir haben über diesen Punkt oft und viel gesprochen . . .

„Sie dürfen kaum darauf rechnen, daß Jemand, der nicht schon sehr an diese Art zu philosophiren gewöhnt ist, Ihnen folgen werde; unsere neuen Kunstmetaphysiker werden Sie studiren und benutzen, aber es wohl bleiben lassen, die Quelle zu bekennen, aus der sie ihren Reichthum holten. — In der That haben Sie vielen vorgearbeitet, und ein entscheidendes Beispiel gegeben.

„Was man an der ganzen Behandlung überhaupt tadeln möchte, ist, daß Sie einen zu spekulativen Weg gegangen sind, um ein individuelles Dichterwerk zu zergliedern. Der dogmatische Theil Ihrer Schrift (der die Gesetze für den Poeten construirt) steht in dem schönsten Zusammenhang mit sich selbst, mit der Sache und mit den reinsten und allgemeinsten Grundsätzen anderer über diesen Gegenstand, und, philosophisch genommen, vollkommen befriedigend; nicht weniger richtig und untadelhaft ist der kritische (der jene Gesetze auf das Werk anwendet, und es eigentlich beurtheilt); aber es scheint, daß ein mittlerer Theil fehlt, ein solcher nämlich, der jene allgemeinen Grundsätze, die Metaphysik der Dichtkunst, auf besondere reducirt, und die Anwendung des Allgemeinsten auf das Individuellste vermittelt.“ Der Mangel dieses praktischen Theils fühle sich jedesmal, so oft ein einzelner Zug aus Göthe's Dichtung unter dem Begriff subsumirt werde. Dann fühle der Leser einen Hiatus.

„Ich sagte oben, daß ich in diesem Fehler meinen Einfluß zu erkennen glaube. Wirklich hat uns Beide unser gemeinschaftliches Streben nach Elementar-Begriffen in ästhetischen Dingen dahin geführt, daß wir die Metaphysik der Kunst zu unmittelbar auf die Gegenstände anwenden, und sie als ein praktisches Werkzeug, wozu sie doch nicht genug geschickt ist, handhaben. Mir ist dies vis à vis von Bürger

und Matthiſſon, beſonders aber in den Horenauffäßen öfters begegnet. ³⁾

„Unſere ſoliden Ideen haben dadurch an Mittheilbarkeit und Ausbreitung verloren.

„Doch genug für heute, lieber Freund. Obnehin kann ich mich jetzt nicht ins Beſondere einlaſſen, da Göthe Ihre Schrift in Händen hat. Er wollte Ihnen mit mir ſchreiben, hat aber in Weimar zu thun bekommen. Ihre Schrift hat ihn, wie Sie leicht denken können, ſehr angenehm berührt.“

Schiller bittet Humboldten noch, ihm im nächſten Briefe zu beſtimmen, wie bald Bieweg ſeine Schrift haben müſſe. Denn der Verleger des Göthe'schen Gedichts, der mit H. perſönlich bekannt war, hatte auch dieſe Schrift zu drucken übernommen. Im Einzelnen, ſetzt Schiller hinzu, wiſſe er nichts zu ändern, wenige Stellen ausgenommen, die er demnächst bemerken wolle. Könne die Terminologie noch etwas umſchrieben werden, ſo werde das allerdings gut ſein.

Auch Göthe ſendet Schiller eine Abſchrift dieſes Briefes, ſo weit er das Humboldtiſche Werk betraf. „Da ich es nicht vor Augen hatte, und mir dieſe Gedankenrichtung überhaupt jetzt etwas fremd und widerſtrebend iſt, ſo habe ich nur in generalibus bleiben können. Sie werden in Ihrem Briefe für das Weitere ſchon ſorgen.“ (Sch. an G., 28. Juni.)

3) Schiller's Satz iſt durchaus wahr. Nur überſieht er, daß Humboldt's Buch weit mehr ſolche empiriſche Uebergänge und Vermittlungen hat, als ſeine eignen frühern Aufſätze. Wie ſehr contraſtirt Humboldt's in die breite Empirie der Kunſt verſenktes Denken gegen die abſtrakten Sätze, die Schiller unmittelbar z. B. an Bürger geltend machte. Die Theorie war hier, ihrer Wahrheit ungeachtet, viel abſtrakter, die Anwendung viel greller. Wie Schiller an Humboldt, ſo tabeln wir oft an Andern die Fehler am ſtrengſten, die wir ſelbſt erſt kaum zu beſiegen angefangen haben!

Auch Göthe fühlte, daß Schiller's Brief etwas Mißliches habe. „Ihr Schreiben an Humboldt“, antwortete er ihm (am 30sten), „ist zwar recht schön und gut, doch wird es dem Freunde nicht ganz erquicklich sein, denn es drückt nur allzusehr aus: daß diese Arbeit nicht ganz in unsere gegenwärtigen Umstände eingreifen konnte. Sie haben einen recht wichtigen Punkt berührt: die Schwierigkeit, im Praktischen etwas vom Theoretischen zu nutzen.“ Am Ende des Briefes kommt Göthe nochmals darauf zurück. Er erzählt Schillern, daß es ihm gelungen, die ersten Gesänge des Tell, den er damals episch behandeln wollte, näher zu motiviren. Auch habe er eine klarere Idee, wie er dieses Gedicht in Absicht auf Behandlung und Ton ganz von dem ersten trennen könne, „wobei Freund Humboldt belobt werden solle, daß er ihm durch die ausführliche Darlegung der Eigenschaften des ersten das weite Feld deutlich gezeigt habe, in welches hinein er das zweite spielen könne.“ Diesen epischen Tell führte er aber nicht aus, sondern überließ nachher Schillern den Plan zu dramatischer Ausführung. — Später drückte Göthe selbst seinen Dank an Humboldt schriftlich aus, und legte eine Abschrift seiner neuen Elegie, Euphrosyne, bei.

Humboldt nahm die Erklärungen Schiller's ganz unbefangen auf, und wiederholte nur die Bitte, das Werk ganz nach seinem Ermessen zu revidiren und dann zum Druck abzusenden. Außerdem schrieb er noch eine Einleitung zu seinem Werke, worin er, sichtbar genug, die Ausstellungen Schiller's über dasselbe berücksichtigte und sich über die Stellung des Theoretikers und Beurtheilers zum ausübenden Künstler fast ganz wie Schiller erklärte. Daß diese Einleitung erst nach jenem Briefe geschrieben wurde, scheint mir gewiß.

„Mein Brief an Humboldt,“ meldete Schiller an Göthe,

den 27. Juli, „ist ungewöhnlich schnell gelaufen und so auch seine Antwort, die ich Ihnen hier beilege. Er ist, wie Sie finden werden, ganz wohl damit zufrieden gewesen. Freilich kommt mir die Durchsicht seines Werkes, die er jetzt noch von mir erwartet, etwas ungelegen, und das Corrigiren in fremde Arbeiten ist eine eben so undankbare als schwierige Arbeit. Neugierig bin ich, was die eigentlich kritische Welt, besonders die Schlegel'sche, zu diesem Humboldt'schen Buche sagen wird.“ — Die Verlegenheit, in der sich Schiller sah, löste Göthe mit richtigem Gefühl. „Es freut mich herzlich“, entgegnete er ihm Tags darauf, „daß Humboldt Ihren Brief so freundlich aufgenommen hat. Sein Ernst, sein Talent, sein Streben, sein guter Wille, seine Neigung, seine Freundschaft verdienen eine redliche und freundliche Erwiderung; er wird nun auch meinen Brief mit der Euphrosyne bald erhalten. Aufrichtig aber will ich gestehen, daß ich nicht sehe, wie es möglich sein soll, eine Revision seiner Arbeit, wie er sie vorschlägt, zu veranstalten. Denn wenn Sie, nach Ihrer Vorstellung, daran zu rücken anfangen, so wird ja das Gebäude mehr geregt, als daß es in allen seinen Fugen bleiben könnte. Nach meiner Vorstellungsart ließe sich so etwas kaum durch Gegenwart und Gespräch leisten.“

Göthe's Worte gaben den Ausschlag, und schwerlich hat Schiller nur irgend etwas Wesentliches geändert. Den 21. August schrieb er an Göthe, er habe nun Humboldten vom Schicksal seiner Schrift Nachricht gegeben, die ihn hoffentlich ganz zufrieden stellen werde. Und einen Monat später bestätigt er dies: Humboldt habe geschrieben. „Mit unsern Arrangements mit seinem Werk ist er wohl zufrieden.“

Wilhelm von Humboldt's ästhetische Versuche, erster Theil: über Göthe's Hermann und Dorothea, erschienen im Anfang des Jahres 1799 bei Fr. Bieweg in Braunschweig. 1) Ein zweiter Theil folgte nie. Was er über die Kunst auf dem Herzen gehabt hatte, war im Wesentlichen in diesem ersten niedergelegt. Die Aufnahme, die er bei den Zeitgenossen fand, war nicht gemacht, ihn zu weiteren Versuchen zu ermuntern. Das Buch fiel gerade in jene tumultuarische Epoche unserer Litteratur, von welcher Gruber spricht. Die Gebrüder Schlegel hatten sich als neue Schule aufgethan und im Athenäum ein Organ gegründet, worin die Xenien in feckster Weise überboten wurden. Humboldt's Schrift, die eine ernste Würdigung verlangte, ward auch sogleich im Athenäum bespöttelt. Die Schlegel hatten sich für solche Frivolitäten eine eigne Rubrik, besonders unter dem Titel: Litterarischer Reichsanzeiger oder Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, errichtet, und brachten schon im 2ten Stück des Jahrgangs 1799 unter mehreren folgende Anzeige: „Derjenige, welcher beweisen kann, daß er, ohne irgend eine Nebenabsicht bloß um das Fortkommen der Aesthetik zu befördern, die Urania des Herrn von Ramdohr zu Ende gelesen habe, soll zur Prämie die ästhetischen Versuche des Herrn von Humboldt erhalten. Wer die Lektüre nicht vollendet, aber doch bis über die Hälfte gekommen ist, erhält zwanzig noch ungedruckte Gedichte von Matthiffon.“ Ein bitterer Ausfall, weil er die etwas breite Darstellung des Humboldt'schen Werks in der That berührte, und deshalb gewiß auch empfunden wurde. Es war in jedem Fall ein schlechter Spaß, und die Schlegel, die Humboldten noch oft im Leben begegneten und sich seines Schutzes zu erfreuen hätten, mögen

1) Jetzt in den gesammelten Werken, B. 4, 1843, S. 1—269.

ihn bitter bereut haben. Noch in den Tagen des Wiener Congresses wurde manchmal daran erinnert; nur Humboldt selbst, in heittrer Großmuth, wollte sich dessen gar nicht erinnern. ²⁾

Schiller war entrüstet über das Auftreten der Schlegel, und besonders über dieses neueste Stück des Athenäums, worin noch eine ganze Reihe solcher renienartiger Aphorismen enthalten war. Er schüttete seinen Unwillen in einem Brief an Göthe ³⁾ aus, und sagte dabei: „Gegen Humboldt ist der Ausfall unartig und undankbar, da dieser immer ein gutes Verhältniß mit den Schlegeln gehabt hat.“ „Wegen des Schlegelischen Feldzugs bin ich ganz Ihrer Meinung,“ erwiderte Göthe lakonisch (17. Aug.).

Die ältere Schule hatte sich den Forschungen der Zeit großentheils entfremdet und ertrug es kaum, Göthe's Dichtergroße so ins Licht gestellt zu sehen: bei ihr konnte eine Arbeit, wie die Humboldtische, nicht wohl auf Anklang rechnen. Einem aber war sie aus besondern Motiven widerwärtig, um so widerwärtiger, weil er Humboldten persönlich lieb gewonnen hatte — Bop'en nämlich, der durch das neue Gedicht den Ruhm seiner Luise beeinträchtigt sah. Im Bop'schen Kreise galt Hermann und Dorothea für eine schwächliche Nachahmung der Luise. Nun diese Anpreisung des Götheschen Gedichts, und gar durch Humboldt — denn die Schlegel verachtete man — das mußte verdrießen. Diese Stimmung äußert sich in einem Briefe von Bop an F. A. Wolf, vom 9. April 1799. Er berichtete diesem von seinen neuesten Arbeiten und Classikerübersetzungen und schließt dann also: „So neu erwärmt von den alten Unsterblichen, empfand ich den russischen Mißhauch bis in das innerste

2) Barmhagen v. Ense, Denkw. B. V. S. 52.

3) Vom 16. August 1799.

Mark, der mich aus dem Humboldtischen Buche, dem ἀθεοπατῆρ! über die Hermanniaäde, und über das Morderne, den höchsten Gipfel der Urbegeisterung, ankältete. Von Humboldt, rief ich, ist es Sünde wider den heiligen Geist! Aber nein, fügt' ich hinzu, er hat nie die Kraft des Geistes vernommen; er hat nur sein Sausen gehört.“⁴⁾

Am Ende hatte Schiller richtig prophezeit: man werde aus Humboldts Arbeit schöpfen, ohne die Quelle zu nennen, aus der man seine Reichthümer geholt. Bücher und Namen von viel geringerem Werthe spielen eine Rolle in unsern Kunstphilosophien, Humboldts Buch war den Meisten kaum dem Namen nach bekannt oder ward als abgestandne „kant'sche Weisheit“ mißachtet. Erst seit Erscheinen des Schiller-Humboldtischen Briefwechsels hat man von verschiedenen Seiten auch Humboldts ästhetische und kritische Bedeutung neu ins Auge gefaßt, und auf sein Hauptwerk in dieser Richtung gewiesen.

In der Stille hatte das Buch seine Wirkung dennoch, und die Eingeweihten kannten es wohl. Rahel z. B. damals noch sehr jung, wußte gleich die Bedeutung desselben zu fassen. In einem ihrer Briefe schreibt sie (11. Febr. 1799) an G. von Brinckmann, nach Paris: „Ich lese Humboldts Buch; bin aber noch im Anfang: mir kann er gar nicht weitläufig genug schreiben. . . Möchten es nur alle Diebe lesen, die dichten wollen in Prosa oder Versen, so wär' man sie los: und die Xenien würden lauter artige erwachsene Oden.“ — Selbst Wieland las das Werk mit großer Zufriedenheit, und bedauerte nur, daß der Verfasser

4) Siehe J. S. Voss Briefe, B. II. Halberst. 1830. S. 245. Der Name Humboldt ist nur angedeutet, doch in der Urschrift steht er, wie wir aus guter Quelle wissen, vollständig.

seine ganze Theorie in die Beurtheilung des Götheschen Gedichts eingeflochten und dieser nicht lieber vorausgeschickt habe.⁵⁾

Der Hauptgrund aber, warum H. sich mehr von diesem Gebiete abwandte, hatte mit der Aufnahme jener Versuche nichts zu thun. Die längere Entfernung von der Heimath rückte auch dieses Interesse in die Ferne. Andere Gebiete des Forschens nahmen ihn in Anspruch, Gebiete, wo er fast ohne Nebenbuhler wirkte und etwas durchaus Neues erst schaffen konnte. Je mehr Nationen und Länder nämlich er in den Wanderjahren, die er antrat, kennen lernte, desto mehr richtete sich sein Gedanke auf das Element aller Mittheilung — auf die Sprache, und hier bereitete er die Grundlagen eines bisher noch gar nicht vorhandenen Theils der Philosophie vor.

Ungetreu aber ward er der Kunst so wenig, als den befreundeten Dichter. Am Abend seines Lebens richtete er wiederholt sein Augenmerk auch öffentlich auf die alten Genossen. Sein Verkehr mit Schiller und Göthe dauerte auch aus der Ferne fort, an verschiedenen Stellen werden wir darauf zurückkommen; so zusammenhängend und ununterbrochen jedoch, als in der Epoche, die wir hier beschließen, ward diese Verbindung nicht wieder. Jene Zeit blieb ihm aber auch stets unvergeßlich.

Wir können dieses Buch nicht besser beschließen als wenn wir die Hauptstellen, mit welchen Humboldt in den ästhetischen Versuchen den Götheschen Dichtergenius charakterisirt, gleichsam als Endergebnisse seines Nachdenkens darüber und als Denkmal seiner Theilnahme an dem Wirken des großen Dichters zusammenfassen. Da sagte er unter anderm:

5) Litterarische Zustände und Zeitgenossen. Aus K. A. Vöttiger's Nachlasse, v. Sohne. Leipzig, 1838. S. 248.

„Das Erste, was bei der Verfeinerung des Gedankens und der Empfindung der Modernen zu leiden Gefahr läuft, ist die natürliche Wahrheit und die schlichte Einfalt. Doch sind es gerade diese beiden Eigenschaften, welche Göthe in einem unverkennbaren Grade an sich trägt. . .

„Zwar scheint in dieser Verbindung auf den ersten Anblick etwas Widersprechendes zu liegen. Jener [beobachtende und bildende] Sinn sucht die großen und hellen Massen der Natur, also im Menschen, was der Gattung, der ganzen Menschheit angehört. Diese sentimentale Stimmung steigt in die dunkeln Tiefen des Gemüths hinab, verweilt innerhalb der engen Grenzen eines kleinen Gebiets, und sogar vorzugsweise bei dem, was nur Einzelnen eigen ist. Aber es kommt nur darauf an, dies letztere groß genug zu behandeln, um diesen Widerspruch sogleich wieder aufzuheben, und dies ist es, was unsern Dichter vor anderen auszeichnet.

„Wo er den Zustand des Gemüths darlegt (und eigentlich ist er überall damit beschäftigt), wo er auch den ungewöhnlichsten und leidenschaftlichsten schildert, verfährt er demnach, gerade wie bei der Beschreibung der äußern Natur, immer ruhig und bildend, und fügt alle einzelnen Theile des Ganzen fest in einander. Er läßt die Individualität, die er darstellt, aus allen Kräften der Seele zugleich hervorgehn, verwebt sie in alle Gedanken, alle Empfindungen, alle Aeußerungen des Charakters, zeigt denselben Charakter in Verbindung mit andern; und führt ihn unsrer Einbildungskraft so in seinem ganzen Seyn und Wesen vor, daß wir ihn nicht bloß in einem einzelnen Augenblick, einer einzelnen Stimmung, sondern so erblicken, wie er überhaupt immer ist, seine Entwicklungen verfolgen, seine Fortschritte beurtheilen können. Er läßt nicht nach, genau und vollkommen zu erforschen, wie eine ungewöhnliche Eigenthümlichkeit, die sich ihm auf seinem Wege dichterischer Erfindung

darbietet, in einem menschlichen Gemütthe als reine Wahrheit bleibend fort dauern, wie sie sich zu den übrigen nothwendigen und rein menschlichen Empfindungen verhalten, wie sich an andere Eigenthümlichkeiten anschließen, wie durch die Verbindung mit ihnen und ihr eignes natürliches Fortschreiten umgestalten kann, und er ruht nicht eher, als bis auch wir dies in seiner Darstellung deutlich wieder erkennen. Er bleibt daher nie einzeln bei ihr stehen, sondern erweitert sie auf eine unendliche Fläche, und stellt sich immer in den Mittelpunkt, in dem sich doch endlich alles, was nur irgend menschlich heißen kann, nothwendig mit einander vereinigen muß. Dadurch wird sie nun, wie ungewöhnlich sie auch an sich sein möchte, in seiner Schilderung wirklich zur Natur, erscheint weder als die Frucht einer augenblicklichen Ueberspannung der Einbildungskraft, einer künstlich übertriebenen Empfindung, noch als die Folge eines Schwunges des Geistes zu einer Höhe, auf der er sich nicht zu halten vermag; sondern als das wahre Resultat aller Gemüthskräfte in ihrem reinen Zusammenwirken.

„Es kommt nur darauf an, recht menschlich gestimmt zu sein, um das Außerordentliche und das Einfachste in denselben Kreis einzuschließen. Nur für den, welchem es, wie bei den Alten, nothwendig noch der Fall sein mußte, an Reichthum und Mannigfaltigkeit der innern Erfahrung fehlt, liegen gewisse Richtungen, welche die Empfindung manchmal nimmt, außer den Schranken der natürlichen Wahrheit; nur der, welchem es wie so oft uns Neueren, an jener hohen Einfachheit des Sinnes mangelt, weiß jenen seltenen Erscheinungen keinen allgemein verständlichen Ausdruck zu geben. Darum ist unser Dichter in einem höheren Grade, als irgend ein anderer, wahrhaft menschlich zu nennen, weil kein anderer noch zugleich in so mannigfaltigen, hohen und ungewöhnlichen, und doch so einfachen Tönen zu unsrem Herzen sprach.

„Wer einzelne Beispiele für diese nur ihm angehörende Eigenthümlichkeit verlangt, der erinnere sich, in welchem vorher unbekanntem Sinn er den Umgang mit der Natur geschildert, welchen neuen Charakter er der Liebe, welche Tiefe und Zartheit der Weiblichkeit gegeben; wie er das Geheimniß verstanden hat, in Werthers Charakter die ungewöhnlichste Stärke und Reizbarkeit des Gefühls, eine so feltne und schwärmerische Liebe, daß sie das Leben selbst ihren Empfindungen aufopfert, mit dem natürlichsten und einfachsten Sinn, mit der treuesten und naivsten Anhänglichkeit an die Schönheit der Natur und die harmlosesten Freuden des kindischen Alters zu paaren.

„In keinem alten Dichter wird man diese hohe, feine und idealische Sentimentalität, in keinem neueren, verbunden mit diesen Vorzügen, diese schlichte Natur, diese einfache Wahrheit, diese herzliche Innigkeit antreffen.“ (Ges. W. B. 4., S. 128—132.)

* * *

„Um die besondere Stelle kennen zu lernen, die wir selbst einnehmen, haben wir immer zugleich auf zwei Punkte zu sehen: auf das Alterthum und das Ausland. Es sei uns erlaubt, auch unsern Dichter noch einen Augenblick in dieser doppelten Beziehung zu betrachten.

„Er verweilt, wie wir gesehen haben, nicht nur vorzugsweise bei der Schilderung des inneren Menschen, des Gemüths in seinen Gedanken und Empfindungen; sondern er zeigt es uns auch so, wie es etwas Andres und Höheres begehrt, als dessen Befriedigung unmittelbar in der Natur außer uns liegt, etwas Idealisches, das über die äußere Thätigkeit und den äußern Genuß des Lebens hinausgeht; wie es endlich überhaupt ein innres Dasein in sich selbst dem äußern in der Welt entgegensetzt, in jenem oft etwas

verfolgt, was diesem fremd ist, und nicht gleich dort dasjenige aufgibt, was hier zu erreichen unmöglich ist. Dadurch unterscheidet er sich von den Alten, die den Menschen immer mehr in der Begleitung der Natur, als im Gegensatz mit derselben darstellen, und dies hat er mit den meisten neueren Dichtern gemein.

„Aber die inneren Regungen sind sehr verschiedener Töne fähig, und unter diesen zeichnen sich vorzüglich zwei aus, die gleichsam zwei Extreme bilden — der hohe und starke, und der stille und sanft gehaltene. Der Gedanke gewinnt eine andre Gestalt, wenn er aus dem bloßen, von keiner äußern Erfahrung unterstützten Nachdenken hervorgeht, oder durch die Phantasie geformt, als glänzende Sentenz auftritt, und wenn er in einfacher Wahrheit eine Menge von Erfahrungen zusammenfaßt und daraus gediegene Weisheit zieht. Das Herz fühlt andre Regungen, wenn es von heftigen Leidenschaften durchstürmt, und wenn es, nachdem es alles, was es nur von der Natur zu erfassen vermag, in seinen Kreis gezogen hat, von lauter mächtigen und unendlichen, aber immer mit einander zusammenschwingenden Gefühlen harmonisch durchdrungen, still aber tief bewegt ist. Diese letztere Stimmung ist es, in der uns Göthe immer das Gemüth schildert; und wenn er Leidenschaften hervorruft, so erheben sie sich, gleich Wellen auf dem unendlichen Meere, auf einem so zubereiteten Grunde, und lagern sich wieder auf die klare, nirgends umgrenzte, in allen ihren Punkten leicht bewegliche Fläche. Dadurch unterscheidet er sich von den neueren Dichtern andrer Nationen, die durchaus mehr Leidenschaft als Seele malen, mehr Hestigkeit und Feuer, als Innigkeit und Wärme besitzen, und dadurch tritt er wieder dem schönen Gleichgewicht, der stillen Harmonie der Alten näher.

„Dieser zwiefache Gegensatz vollendet, man kann es

mit stolzer Freude behaupten, seinen deutschen Charakter. Denn eine sichtbare Neigung zur abgesonderten Beschäftigung des Geistes und des Herzens, und ein stärkerer Hang nach Wahrheit und Innigkeit in beiden, als nach in die Augen fallendem Glanz und leidenschaftlicher Hestigkeit, sind Hauptzüge der Eigenthümlichkeit unsrer Nation, welche ihre besten philosophischen und dichterischen Produkte unverkennbar an sich tragen, und durch die, wenn das Genie des Künstlers hinzukommt, seine Werke zugleich einen reichhaltigeren Stoff und eine größere innere Festigkeit erlangen.

„Wenn wir indeß hier diesem Gedicht und der neueren Poesie überhaupt etwas zuschreiben, was sie vor der älteren auszeichnet; so ist dies kein Vorzug, der das Wesen der Kunst angeht. In diesem bleiben die Alten immer die Meister, und werden nie auch nur erreicht, viel weniger übertroffen werden. Das eigenthümliche Verdienst, von dem wir hier reden, ist nur, die Bahn eröffnet zu haben, den ganzen Reichthum an Gedanken und Empfindungsgehalt der neueren Zeit in das ächt künstlerische Gewand zu kleiden, das man sonst nur bei ihnen antrifft.“ (Ges. Werke, B. 4., S. 135 — 137.)

Hermann und Dorothea erklärt er für dasjenige Werk, in welchem sich der Dichtercharakter des Urhebers am reinsten und vollendetsten manifestirte. Wenn Göthe's Eigenthümlichkeit in einzelnen ihrer Vorzüge stärker und leuchtender aus andern seiner Werke hervorstrahle, so finde man doch in keinem, so wie in diesem, alle diese einzelnen Strahlen so in Einem Brennpunkte versammelt.

Inhalt des ersten Theiles.

Vorwort.	Seite III
------------------	--------------

Erstes Buch.

Jugend- und Lehrjahre. 1767 bis 1788.	1
---	---

Borektern. Familie. Eltern. Früher Tod des Vaters. Jugendleben in Tegel. Gemeinsame Erziehung mit Bruder Alexander, zu Tegel und Berlin. Lehrer. Frühe Entwicklung, auch der Gemüths- und Charaktereigenschaften. Jugendbekannte. Früheste Eindrücke und deren Bedeutung. Besucht die Universitäten Frankfurt a. d. O. und Göttingen. Günstiger Stern, der dem Anfang und Verlauf seiner Lebensbahn leuchtete.	3
--	---

Zweites Buch.

Lebensgestaltung und frühestes Wirken. 1788 bis 1794.	45
---	----

Frühe Entschiedenheit in Humboldt's Wesen. Darstellung der Gegensätze seines Charakters. Richtung auf die Ideen. Wirkungen dieser Gegensätze in Schrift und Leben.	47
--	----

Nahes Verhältniß zu Kant. Durchbricht mit Schiller die Schranken des Systems.	57
---	----

Freundschaftsverhältnisse. Vertrauter Umgang und Briefwechsel mit G. Forster. Verkehr mit Jacobi, mit den Aufklärern in Berlin.	69
---	----

Reisen von Göttingen aus. Geht gleich nach dem Ausbruch der französischen Revolution mit Campe nach Paris. Theilnahme an dem Streit über Proselytenmacherei. Reise nach dem Oberrhein, durch Schwaben und die Schweiz (Lavater).	79
--	----

Reise seiner eignen Lebens- und Menschenansicht.	110
--	-----

Kommt nach Erfurt und Weimar. Bekanntschaft mit Dalberg und Schiller. Verlobt sich mit Fräulein von Dacheröden.	112
---	-----

Tritt in der Zeit der Reaktion nach dem Tode des großen Friedrich seine Laufbahn in Berlin an. Lebensverhältnisse und Umgang (Henricette Herz. Rahel. Genß.) Giebt den Staatsdienst auf, um seine eigne Bildung gründlich zu vollenden. 119

Heirath. Frau v. Humboldt. Lebt in ländlicher Stille (zu Burgörner) den Wissenschaften, insonders den Alterthumsstudien. Bund mit Fr. A. Wolf. Verkehr mit Schiller und Dalberg. Häusliche Freuden. Leben zu Erfurt und Auloben. Besuch in Berlin. Alexander v. H. in Bayreuth. 132

H.'s Arbeiten in dieser Epoche. Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit der Staatsgewalt zu bestimmen. Ansicht von der französischen Staatsumwälzung. Praktische Philosophie, gerichtet auf freieste Entwicklung der Individualkraft. Daraus hervorgehende Theorie vom Staate: einerseits auf ein idealisches Ziel, andererseits auf das nächste Bedürfniß — gemischte Verfassung — hinstrebend. Fundamente seiner spätern politischen Thätigkeit. 162

Ansicht des klassischen Alterthums. Begründet mit Wolf die tiefere Gesamtauffassung der Alterthumsstudien. Schrift über die Griechen. Versuche strenger Uebersetzung griechischer Dichter (Pindar). Principien der Uebersetzungskunst. Urtheil über Voss. Erste Anfänge der Sprachphilosophie. Vergleichendes Studium griechischer und deutscher Sprache und Litteratur. 208

Drittes Buch.

Inniger Verkehr mit Schiller und Göthe und Theilnahme an ihrem Wirken. 1794 bis 1798. 257

Humboldt geht mit seiner Familie nach Jena, um Schillern nahe zu sein. Jena und Weimar damals der Centralpunkt deutscher Dichtung und Spekulation. Wird der nächste Vertraute unsrer beiden großen Dichter. Correspondenz dieser Geister. Briefwechsel mit Schiller. Dessen Werth. Anerkennung seiner Theilnahme an dem Wirken unsrer Dichter bei Neueren. 259

Schiller und Humboldt. Des Letzteren Stellung unter den deutschen Kritikern. Erweitert mit Schiller die Engen des

Kant'schen Systems und hilft die Philosophie der Kunst begründen. Theilt auch ästhetische Irrthümer Schiller's. Tiefe Einsicht in das Wesen des Schiller'schen Genius, aber auch Uebersehen der künstlerischen Mängel desselben. Hält mit Recht an Schiller und Göthe zugleich. Rechtfertigung seines Strebens, die individuelle Größe Schiller's zu behaupten, und Zurückweisung der Ansicht, die H.'s Einfluß auf diesen Dichter als nachtheilig darstellte. Bedeutung dieses Einflusses neben dem Götheschen. Wie Schiller und Göthe Humboldt's Mitwirkung anerkannten. In welchen Irrthümern er mit Schiller befangen war. 278

Verhältniß zu Göthe. Göthe über Humboldt und Herder. Leben und Umgang in Jena. Fichte. Schilderung des vertraulichen Verkehrs mit Schiller. Gemeinsame Thätigkeit und Ideentausch, gerade während der bedeutendsten Krisis im Leben des Dichters. Die Horen. Humboldt's Theilnahme. Verkehr und Briefwechsel mit Göthe. Debatte über W. Meister. Beurtheilung des Woldemar von Jacobi. Verhältniß zu Schiller's Freunden. Körner. Umgang mit jüngeren Männern. David Beit. 349

Horenaufsätze: 1. Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur. 2. Ueber männliche und weibliche Form. Anthropologisch-ästhetische Richtung. Auffassung der Weiblichkeit. Anzeige der Wolf'schen Odysee und Verkehr mit Wolf. 382

Verläßt Jena. Leben in Tegel. Lebhafteste Periode des Briefwechsels mit Schiller. Inniger Antheil an dessen erstem Musenalmanach. Selbstbekenntnisse. Sein Antheil und seine Urtheile bei Schillers Rückkehr zur Poesie (Ideendichtung). Giebt, von Schiller consultirt, sein Votum über dessen Dichterbestimmung. Weist ihn aufs Drama. Ueber Schiller (den modernsten der Mordernen) und die Alten. Schiller's Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung. Differenz mit Humboldt. Beide entwinden sich schon ihren Einseitigkeiten. H. über Göthe'sche Dichtungen dieser Zeit. Eigene Pläne: mehr Entwürfe als Ausarbeitungen. Gedruckte Arbeiten. 389

Reise nach dem nördlicheren Deutschland. Besucht Klopstock und Voss. 426

Rückkehr zu seinen Freunden nach Jena. Die Xenien. Tod der Mutter. Auch Alexander v. S. in Jena. Verhältniß zu den Gebrüdern Schlegel. Uebertragung des Agamemnon. Berathung darüber mit Wolf, Göthe, Schiller und beiden Schlegeln. Theilnahme an der Vollendung von Hermann und Dorothea. Einfluß auf Wallenstein. 430

Abschied von seinen Freunden. Will nach Italien. Reise von Berlin, über Dresden, nach Wien. Sieht des Krieges wegen die italienische Reise für jetzt auf. Geht längst den Alpen, über München und Basel, nach Paris. Bleibt zunächst dem bisherigen Interesse treu. Correspondenz mit Schiller und Göthe. Schreibt sein kunstphilosophisches Hauptwerk, die „ästhetischen Versuche“ über Hermann u. Dorothea. Gehalt und Methode dieser Schrift. Ihre Bedeutung für die Kunstphilosophie. Sendet das Werk an Schiller. Dessen Urtheil darüber. Schicksale und Wirkung des Buches. Hauptstellen der Beurtheilung unseres größten Dichters durch Humboldt. 446

Im Verlage von F. H. Köhler in Stuttgart sind folgende neue Werke erschienen, welche in allen Buchhandlungen vorrätzig sind:

Tivoli.

Neues Museum des Witzes und der Laune.

Eine humoristische Anthologie

herausgegeben

von

Ernst Ortlepp.

12 Bändchen; Taschenformat, eleg. brosch. fl. 4. 48 kr.
oder 3. Thlr.

Der Titel bezeichnet hinlänglich, was der Leser hier zu erwarten hat. Man wird in dieser Anthologie, das Beste finden, was im Gebiete der Humoristik geleistet wurde, und verweisen wir auf das Inhalts-Verzeichniß einiger Bändchen.

Inhalt des ersten Bändchens.

Naturgeschichte des Esels, von Friedrich. — Concertanter Taschenspiellkunst-Abend der Madame Regina Australia Kataomba &c. — Der sterbende Schneider. — Parodie auf Schillers Bürgschaft, von Louis Wallo. — Heirathsanzeige. — Anekdoten aus Rochus Pumpnickels Jugendjahren. — Frisch gewagt ist halb gewonnen. — Formular eines Theaterzettels für das Jahr 1927. — Todesanzeige von besonderer Art. — Lächerliche Druckfehler. — Curiosa und Anekdoten. — Schmulchens Liebesklage. — Bailschens Antwort an den gekränkten Bräutigam. — Spig's Wettergläser. — Waschzettel aus dem Fegefeuer der Hindus. — Die Schöpfung der ersten Menschen u. s. w., von Seb. Sailer. — Tusch. — Aus Prehauser oder: der Wienerische Hanswurst. — Vergleichung einer Familie mit einem musikalischen Concert. — Matthiffon's Lied aus der Ferne, parodirt von Wichmann. — Die Friedenspredigt. — Aus Sapphir's eisernem Abschiedsbrief. — Ankündigung neuer Werke für die Leipziger Ostermesse 1818. — Fragmente aus Till Eulenspiegel in der Unterwelt, von E. Ortlepp. — Zeitungsanzeige. — Die Sinnpflanzen, von Friedrich. — Vorzug der Landstandschaft. — Feilgebotenes Paritätencabinet. — Bündiger Styl. — Monolog eines Berliner Eckenstehers, Parodie von Schillers Resignation. — Die Männer. — Querlesungen von Lichtenberg. — Der französische Prediger. — Die Liebe. — Das Aufgebot. — Musik und Text. — Portrait eines Cholerafürchtlings, von Sapphir. — Anekdoten. — Windbeuteleien. — Zeitungsanzeige. — Das unvollständige Gebetbuch. — Anekdote. — Urfel und Wilhelm, Parodie der Hölty'schen Elegie auf den Tod eines Landmädchens, von A. Wichmann.

Inhalt des sechsten Bändchens.

Der Notenschlucker, von Dettinger. — Aus dem Leben Berlins. — Nachtisch. — Das lieberliche Kleeblatt. Parodie auf Schillers Bürgschaft, von Böhm. — Die verhängnißvolle Uhr. — Der Ball des Geizigen. — Liebesantrag einer alten Jungfer. — Das Volk der Geizhälfe. — Duodlibet für Witz und Laune. — Aus der Theaterwelt. — Der Hausfreund. — Hochzeitsgebräuche bei verschiedenen Nationen. (Fortf.) — Anekdoten und Curiosa. — Die Himmelsbraut. — Aus einem Wörterbuch für Liebende. (Fortf.) — Die Hundesteuer. — Der bestialische Posa. Traveſtie von Ludwig Liber. — Das Concert eines deutschen Improvisators. — Des Schneiders Mahnung. — Das wohlberathene Vaterland. — Das Horn, von Herloßsohn. — Aus dem Froschmäufeler, von Kollenbagen. — Anekdoten. — Aus dem wiederaufgelebten Eipeldauer (Frtf.) — Aus Fischarts Gargantua. (Schluß.) — Gedanken über einen Quirl. — Curiosa und Anekdote. — Christ werden, oder nicht? Parodie auf Hamlets Monolog, von F. Nork. — Das Wasser. — Scene im Hades. — Was ist Man? — Satyrische Briefe, von Rabener. — Anekdoten. — Die schlimme Ehe. — Das goldene Kalb. — Künftige Zeitschriften im künftigen Jahrhundert, von Dettinger. — Rante's Tod. — Anekdote. — Sieg der Schuster. Parodie von Eginhardt.

Inhalt des zehnten Bändchens.

Aus den Predigten zum Todtlachen. (Fortf.) — Parodie von Mahlmanns „Sehnsucht“, von Eginhardt. — Anekdote. — Naturgeschichte des Affen, von Friedrich. (Schluß.) — Madame Catalani und Werthers Leiden. — Curiosa. — Die Erbin eines großen Namens. — Anekdoten. — Ein Schnickschnack. — Der Apotheker und Provisor. — Billet-doux von Görgel an seinen Herrn, von Claudius. — Des Liebescasuisten Beantwortung der Fragen eines verliebten dreizehnjährigen Mädchens, von Addison. — Anekdoten. — Aus den Predigten zum Todtlachen. (Fortf.) — Zeitungsanzeigen. — Definitionswitze. — Querlesungen. — Aus Julius von Boss Traveſtie „Rinaldo und Armida.“ — Humoristischer Abstecher ins Elyſium, von Friedrich. — Aus einer Parentation. — Anekdoten. — Räthselfragen mit den Lösungen. — Der Kampf mit der Debsterin. Parodie von Schillers „Kampf mit dem Drachen“, von F. M. W. — Anekdoten. — Auktion. — Der Narrenvormund. — Zeituſſs Abschied. Parodie. — Parodie von „In diesen heil gen Hallen,“ von E. Mähler. —

Für Freunde der Tonkunst

erschien so eben im Verlage von F. H. Köhler in Stuttgart,
und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten

Großes Vokal- und Instrumental-Concert.

Eine musikalische Anthologie.

Herausgegeben von E. Ortlepp.

16 Theile. Preis jedes Bändchens, elegant geheftet,
24 fr. rhein. oder 7 1/2 Sgr.

Bisher vermiste man gänzlich ein Werk, welches das Interessanteste aus dem ganzen Gebiete der Tonkunst in geistreich unterhaltender Weise zusammenfaßte, und dieß war die Veranlassung, eine Art **Musikalisches Universalsbuch** zu liefern, welches mit Vermeidung aller trockenen Belehrungen oder Erklärungen das freie geniale Element der herrlichen Kunst auch auf gleiche Art in den Darstellungen walten ließe. Der Inhalt dieser neuen musikalischen Unterhaltungs-Bibliothek besteht daher nur aus gediegenen, oft klassischen Aufsätzen, bespricht die größten musikalischen Erscheinungen, gibt die merkwürdigsten Aufschlüsse über das Leben großer Künstler abwechselnd mit humoristischen Stoffen, geistvollen Sentenzen, Kritiken, Anekdoten, Briefen u. s. w.

Taschenbuch der Blumensprache

oder

Deutscher Selam.

Mit einer Anthologie aus den besten Dichtern zur Charakterisirung der Pflanzen Deutschlands.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. J. M. Braun.

Ausgabe als Taschenbuch, elegant gebunden, mit 4 schön kolorirten Bouquets fl. 2. 24 fr. Nthlr. 1 1/2.

Dasselbe ohne Kupfer broschirt fl. 1. 36 fr. Nthlr. 1.

Inhalt.

Erste Abtheilung. Prosa.

Einleitung. — Betrachtungen über die Rose. — Rose und Nachtigall. — Rosen und Lilie. — Die Alpenrose. — Die Rose als Blume des Grabes. — Ueber das Vaterland der Rosen. — Die Rose. — Die Blumen. — Deutsche Blumensprache als Wörterbuch.

Zweite Abtheilung.

Sesam oder Blumensprache des Orients. — Die Chiffersprache. — Die Blumenuhr. — Allegorische Bezeichnung der Stunden.

Dritte Abtheilung.

Poetischer Blumengarten, enthaltend 280 Gedichte auf Blumen und Pflanzen:

Die Metamorphose der Pflanzen. — Bei einigen Alpenanemonen. — Die Aurenkeln. — Der Baum und der Mensch. — Blumen (11). — Seine Blumen. — Das Mädchen und die Blumen. — Preisgesang auf die Blumensprache. — Im Blumengarten. — Der Blumengärtner. — Die Blumenschiffre. — Deutscher Blumengarten. — Blumenleben. — Blumengruß. — Blumenstrauß (4). — Blumenwahl. — Blumenknabe. — Die Sprache der Blumen. — Des Müllers Blumen. — Blumenkranz. — Der Blumenschlaf. — Der Blumenbrief. — Blumensprache. — Blumenandacht. — Der Blumenstrauß von Rosen und Vergißmeinnicht. — Der Blumenstrauß von Rosen, Primeln und Vergißmeinnicht. — Blüthen aus dem Reiche der Flora. — Werth der Blumen. — Trockene Blumen. — Blume im Garten. — Lieblingsblume. — Blume und Mädchen. — Die drei Blumen. — Die fünf Blumen. — Die Buchenlaube. — Der Buchsbaum. — Die Cypresse (4). — Der Cypressenzweig. — Die Einsiedlerblume (2). — An das Eisenkraut. — Erdbeerlied. — Eiche (3). — An den Suzian. — An den Epheu. — Feldblume. — Die Fichte und der Epheu. — An die Fichte. — Flachs. — Flieder und Hollunderblüthe. — Flora. — Frühlings-Safran. — Auf einen Garten. — Gärtners Lied. — Gärtners Glück. — Gänseblume (2). — Geranium rosat. — Geranium. — Goldlack. — Gunderschabe. — Heideblümchen. — Helianthemum. — Herbstblume. — Herbstzeitlose. — Hortensie, japanische Rose. — Hyacinthe (3). — Hyzericum. — Jehovahblume. — Je länger je lieber (2). — Zimmerschön. — Immortelle (3). — Immergrün. — Klee. — Kornblume (3). — Kranz. — Lauch. — Levkoya (2). — Lilie (6). — Die Lilie und die Rose. — Linde (3). — An den Lorbeer. — Löwenzahn. — Luzerne. — Maasliebchen. — Maiblümchen (5). — Majoran. — Marienblümchen. — Mohn. — Moos (2). — An die Myrthe (2). — Nachtschatten. — Nachtblaue (5). — Narzisse. — Natur und Liebe. — Nelke (2). — Nelke als Lieblingsblume. — Palme. — Pappelbaum. — Passionsblume. — Schonung der Pflanzen. — Pfirsich. — Pommercranzbaum (2). — Ranunkeln. — Reseda (4). — Ringelblumen. — Rosmarin. — Rose (36). — Weiße Rose. — Monatsrose. — Provencer-Rose. — Moos-Rose (3). — Centifolie. — Gelbe Rose (2). — Band-Rose. — Schwarze Rose. — Unica, weiße Centifolie. — An eine verwelkte Rose. — An die Rose (3). — Der Zephyr und die Rose. — An die weiße Rose. — Der Rosengarten. — Die Rose und das Zimmerschön. — Der Anblick

der ersten Frühlingsrose. — Die Sendung der Rose an Alexis. — Schneeglöckchen (5). — Sonnenblume. — Sternblume. — Stiefmütterchen (2). — Schwarzborn. — Sträußchen. — Tanne (2). — Tausendschön (2). — Tarus. — Thurmkraut. — Thänenweide. — Trauergarten. — Trauerweide. — Tulpe (2). — Tulpe und Aftern. — Tulpenbeet. — Tulpenflur. — Veilchen (16). — Veilchen und Rose. — Veilchenkranz. — Vergifmeinnicht (8). — Waldesprache. — Im Wald. — Der Wald. — An den Wald. — Weide. — Wintergrün. — Wunderschön. —

Aus dieser Inhalts-Übersicht kann man den Reichthum des Buches beurtheilen, welches für jeden Blumenfreund eine angenehme Erscheinung sein wird. Deutschlands erste Dichter wurden durch Floras liebliche Kinder begeistert, sie erhielten von ihnen den Stoff zu den reinsten und edelsten Dichtungen, die hier wie in einem poetischen Blumengarten gesammelt erscheinen. — Das Buch eignet sich besonders zu einer werthvollen Gabe an Jungfrauen und Jünglinge, indem es den Sinn für die Schönheiten der Natur erregt und belebt, und sie zur nähern Kenntniß und zu tiefern Betrachtungen über die sinnige Pflanzenwelt auffordert.

Das Dekameron von Boccaccio.

Neu übersezt von E. Ortlepp.

3 Theile in 8 Bändchen. 2 Thlr. 3 fl. 12 kr.

Nicht umsonst nimmt dieß Buch seit einigen Jahrhunderten in der Unterhaltungs-Lektüre einen bedeutenden Platz ein, und ist in alle Sprachen übersezt worden. Die Gabe der Erzählung und mit ihr die Kunst, den Leser zu fesseln, ist dem Verfasser in gleichem Grade eigen wie der Scheherazade, und das Dekameron ist auch die Tausend und Eine Nacht der Italiener.



Bedeutende Preis-Ermäßigung der Bibliothek des Frohsinns.

40 Bände in X Sectionen statt 16 fl. für 6 fl.

Statt 10 Rthlr. für 4 Rthlr.

Prospectus.

I. Section. Anekdoten von Regenten, Staatsmännern, Feldherren und andern historischen Personen. 4 Bändchen.

Man findet in dieser Section über 1000 Anekdoten aus dem Leben folgender Männer. Friedrich der Große; Napoleon; Friedrich Wilhelm II.; Peter der Große; Joseph II.; Kaiser Maximilian I.; Suwarow; Wallenstein; Prinz Louis von Preußen; Kurfürst Ludwig IV. von der Pfalz; Karl der Zwölfte; Kaiserin Katharina II.; Ludwig der Vierzehnte u. s. w.

II. Section. Anekdoten von Gelehrten und Curiositäten der Litteratur. 4 Bändchen.

III. Section. Anekdoten scherzhaften Inhalts. 4 Bändchen
1300 Anekdoten.

IV. Section. Deutsches Volksthum im Mittelalter. 2 Bändchen
Enthält die hervorragendsten Sitten und Gebräuche dieses Zeitraums.

V. Section. 1) Epigramme und Satyren. 2) Parodien und Travestien. 3. Bändchen. Räthsel von J. G. M. 4. und 5. Bändchen 6000 deutsche Sprichwörter und Redensarten.

VI. Section. Römische Briefe und Zeitungsanzeigen. 2 Bände.
(140 Briefe und 120 Zeitungs-Anzeigen.)

VII. Section. 1. 2. Curiositäten. Gallerie auffallender Erscheinungen aus dem Gebiete der Natur und Kunst. 2 Bdchen.

VIII. Section. 6 Bdchen. Die Volksharfe. Sammlung der schönsten Volkslieder aller Nationen.

IX. Section 1ter und 2ter Theil. Aechte und wahrhafte Feen-Mährchen.

Notzkäppchen. — Eili und Fränzel ober die Feen. — Blaubart. — Die schlafende Schöne. — Die gestiefelte Kaze. — Aischenbrödel. — Ruprecht mit der Kuppe. — Der Frosch mit dem rothen Käppchen. — Sie weiße Kaze. — Der Delphin. — Bertharite und Ferandine. — Constanz und Constanze ober das Taubenpaar.

IX. Section 3ter und 4ter Theil. Arabische Mährchen.

X. Section 4 Theile. Dramatisches Potpourri. Auswahl komischer Scenen und Gefänge aus den beliebtesten Lustspielen, Possen, Vaudevilles, Travestien u. s. w.

Aus vorstehendem Inhalts-Verzeichniß kann man den Reichthum dieser unerschöpflichen Unterhaltungs-Bibliothek übersehen, welche besonders zum Wiedererzählen, Declamiren, Aufführen von Scenen u. dgl. für jede Familie ein Nothhelfer zur Erweiterung der langen Winterabende, zu empfehlen ist.



ANOX
szczenie
09

KD.3602.1
nr inw. 4791